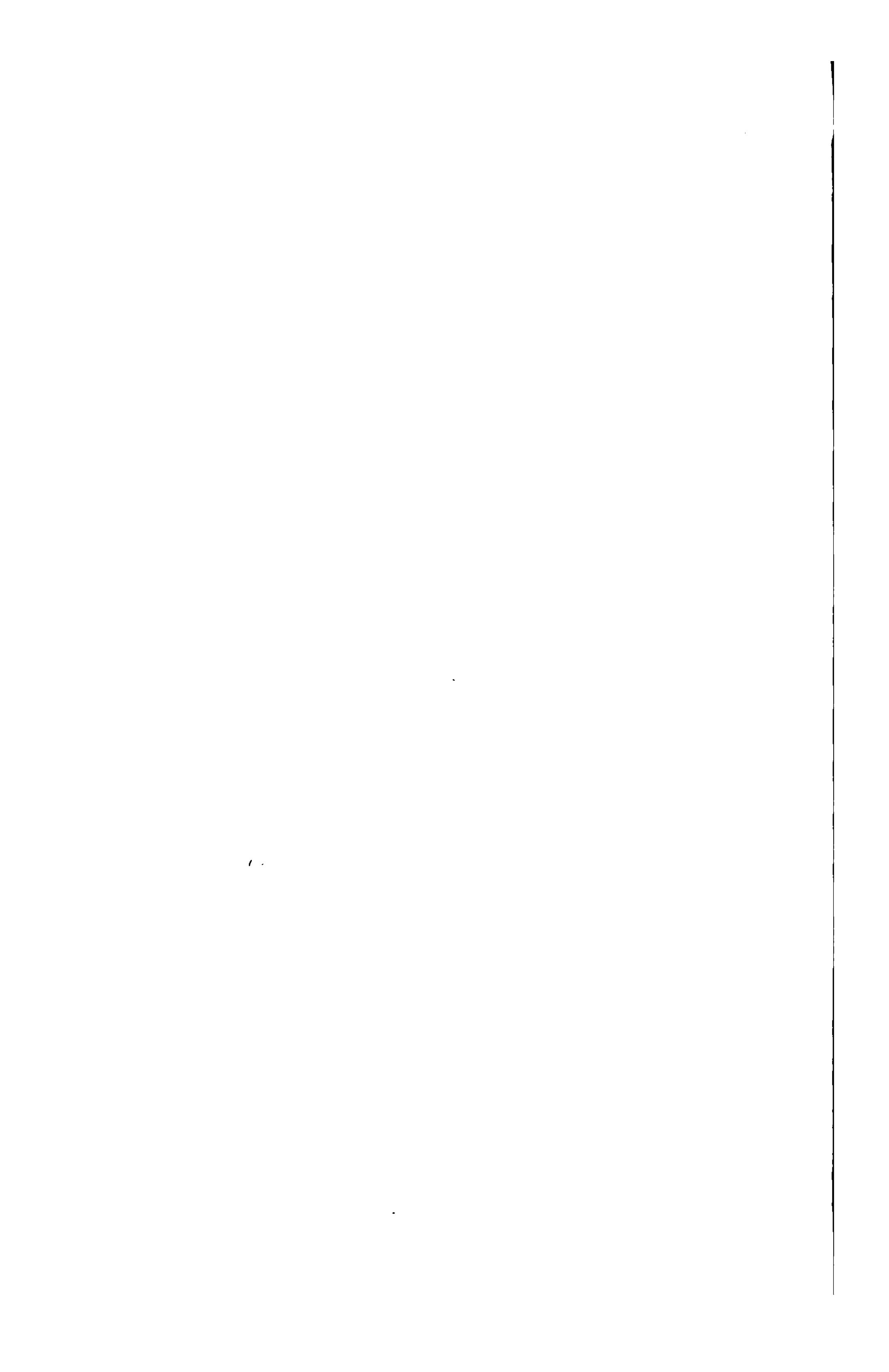

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817









Erinnerungen
eines
Deutschen Offiziers.

1848—1871.

Hartmann

Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 bis 1871.

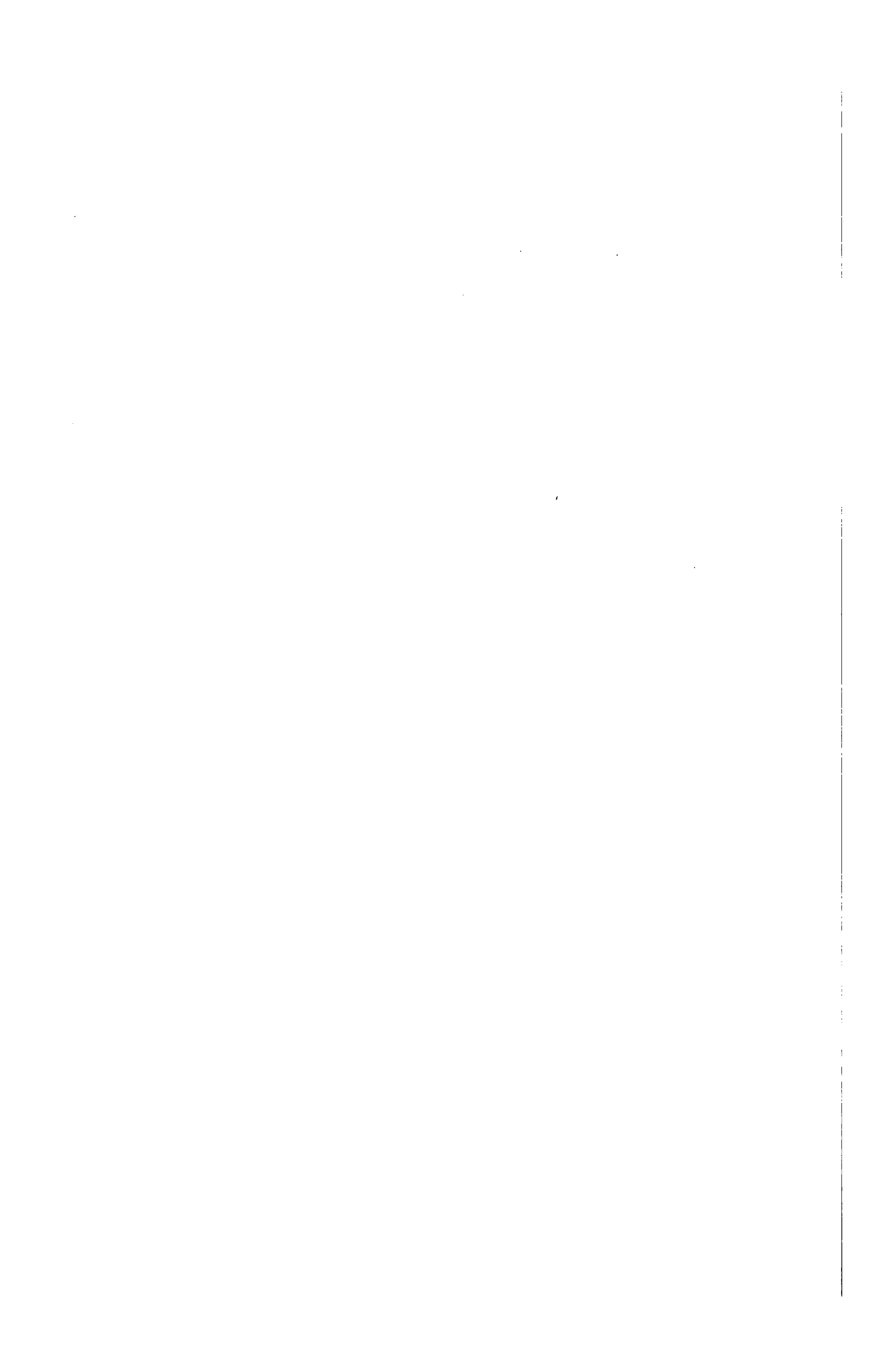
Erster Band.

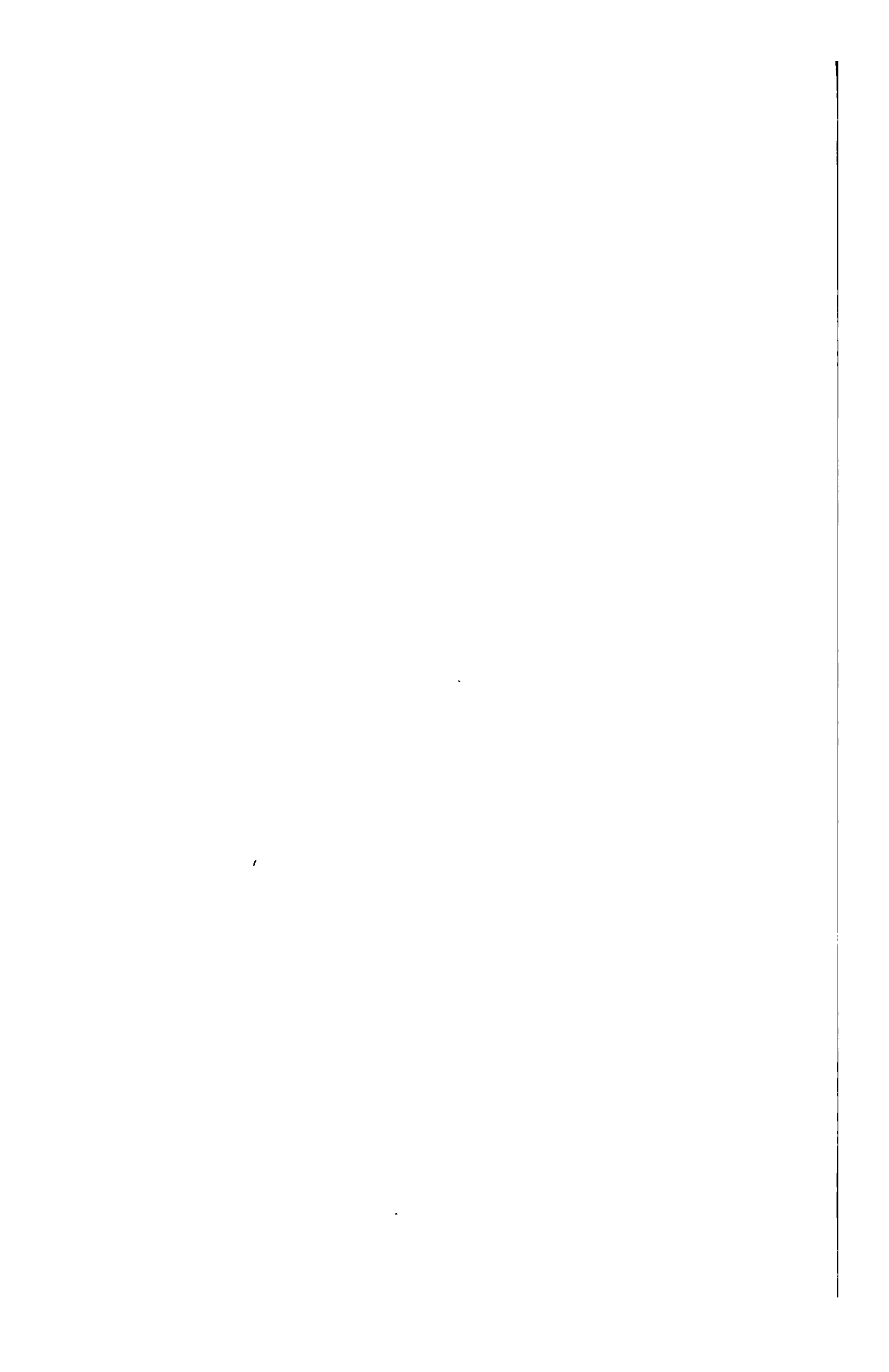
Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1884.

Inhalt des ersten Bandes.









Erinnerungen
eines
Deutschen Offiziers.
1848 — 1871.

Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 bis 1871.

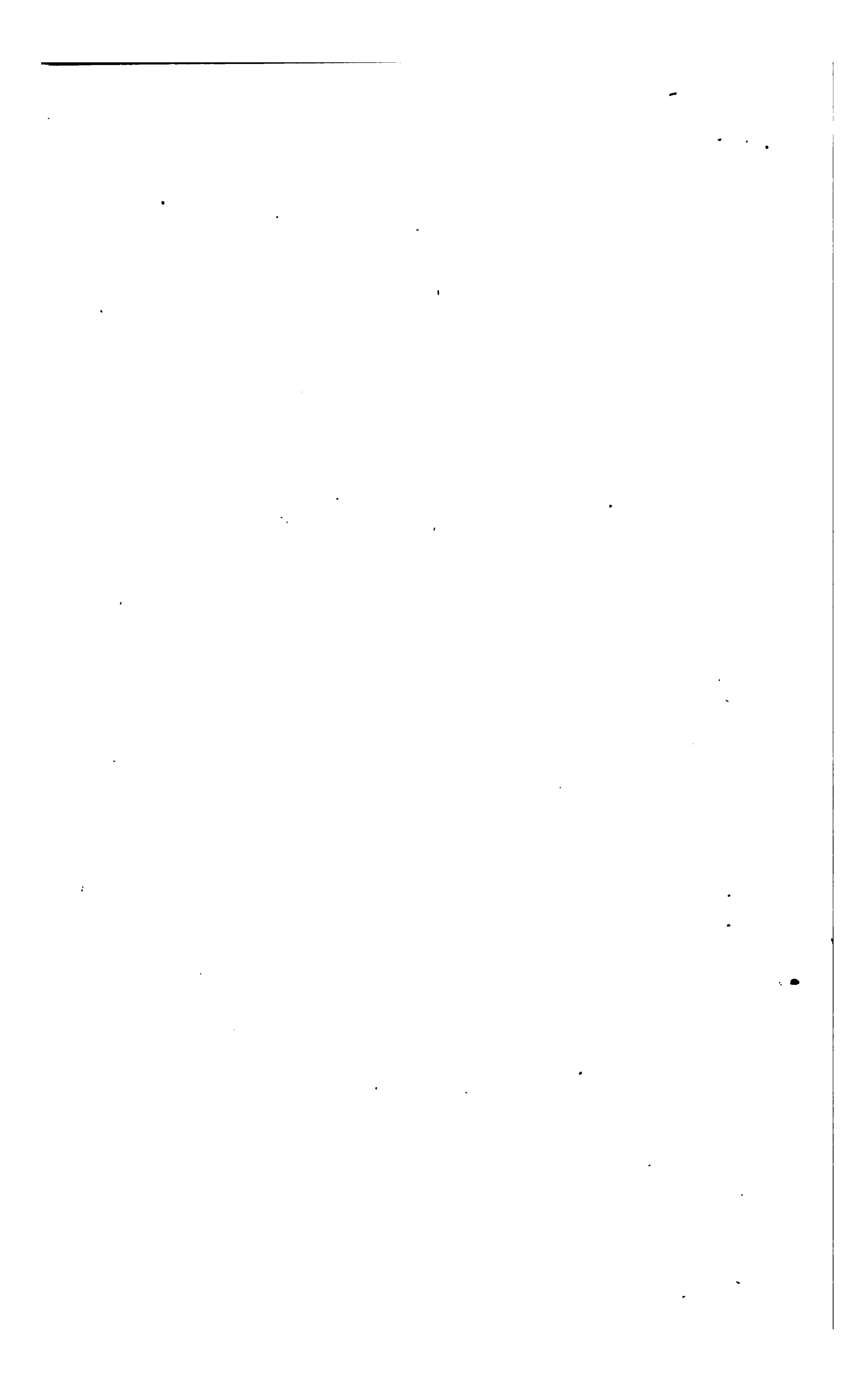
Erster Band.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1884.

760996-190

Inhalt des ersten Bandes.

Aus zwei annectirten Ländern.



Der Sturm des Jahres 1866, der nach langer Gewitterschwüle Deutschland aus politischer Ohnmacht befreite, Throne umwarf und Staaten hinweg raffte, hat nicht allein was morsch war gestürzt; auch manchen edlen Stamm hat er geknickt.

Mit zweien der Länder, welche damals ein wichtiger Zuwachs zu Preußens Macht wurden, verbindet mich meine Familie; was sie seit 1848 und länger erfuhren, habe ich mit erlebt und, durch Umstände begünstigt, richtig gesehen. Meine Erzählung gibt deshalb die geschichtlichen Thatsachen wahrhaft und wird auch da, wo sie unbekannte Personen vorführt, sich bemühen, von jenen Zeiten treue Bilder in großen und kleinen Zügen zu liefern.

1.

Am Nordrande Deutschlands, zu Stade im Königreich Hannover, bin ich im Wonnemonat des Jahres 1838 geboren. Mein Vater war Staatsdiener oder, wie es im Königreich Hannover zuletzt hieß, Königlicher Diener. Er gehörte zu den oberen Justizbeamten und, obgleich er bürgerlich war, in Stade zu den vornehmsten Männern. Meine Mutter war adelig, einem der Geschlechter im Lande Kehdingen entsprossen, wo auf einem Gute, drei Meilen von Stade entfernt, ihre Eltern lebten. Diese Verbindung hatte viel von sich reden gemacht und wäre ohne die Beharrlichkeit der Nächstbetheiligten nicht zu Stande gekommen; denn es erschien ungehörig, daß ein adeliges Fräulein einen Bürgerlichen heirathete. Da letzterer in diesem Falle aber aus einer der angesehensten Familien stammte, gute Aussichten, Vermögen und keinen Familienanhang hatte, so war der Widerstand endlich gebrochen.

In dem Jahre vor meiner Geburt hat zwischen meinen Eltern der erste Streit stattgefunden. Er war politischer Natur. Andere Meinungsverschiedenheiten als solcher Art hat es zwischen ihnen nie gegeben, diese aber äußerten sich zuweilen mit einiger Lebhaftigkeit. Mein Vater, ein loyaler, am Recht festhaltender Unterthan, sprach

den Kummer, welchen die Gewalthandlungen des Königs Ernst August ihm machten, gegen meine Mutter aus, die ihrerseits die Ansicht verfocht, daß der von Gottes Gnaden souveräne König thun dürfe, was er wolle. Ich möchte fast glauben, daß ich den Zwiespalt der Eltern in mich aufgenommen habe; denn obgleich ich die traurigen Folgen eines zu hoch geschraubten Machtsinnes erlebt habe, fühle ich noch immer eine gewisse Vorliebe für ein absolutes Regiment.

Meine Eltern erwarteten die Geburt eines Kindes mit um so größerer Freude, als ihre Ehe einige Jahre kinderlos geblieben, auch mein Vater der letzte seines Namens war, auf welchen er mit eben solchem Stolz, wie meine Mutter auf ihre Ahnen zurückblickt. Die ältesten Nachrichten weisen auf Sachsen als das Stammland meiner Vorfahren hin, von denen viele dem Kaiser und Reich in angesehenen Stellungen gedient haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren aber nur zwei vorhanden. Der eine derselben half dem großen Friedrich bei seinen Kämpfen und ist bei Collin gefallen. Dessen Bruder trat in den Dienst des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und erheirathete nach dem Friedensschluß mit einer Hannoveranerin deren Gut. So sind wir kurfürstliche und königliche Unterthanen in Hannover geworden.

Es war also ein berechtigter Wunsch meines Vaters, daß das erwartete Kind ein Sohn sein und demnächst den Namen fortpflanzen möge. Am Ende des im Besitze meines Vaters befindlichen, kunstreich geschriebenen Stammbaums war jedoch, ehe ich geboren wurde, nur noch eine Zeile leer.

Meine Mutter hält, ohne es zu sagen, ihren Stammbaum für erhabener, als den meines Vaters. Hierin kann ich ihr nicht Recht geben. Zwar enthält der ihrige nur adelige Namen, aber keinen von Bedeutung. Ihre Väter pflegten auf der Scholle, wo sie geboren waren, zu bleiben. Selten findet man einen, von dem mehr zu sagen wäre als: er lebte, nahm ein Kehdinger Fräulein zum Weibe und starb. Freilich sind zwei hannoversche Minister gewesen. Das hat aber nicht viel zu bedeuten, denn die Arbeit thaten die bürgerlichen Cabinetsräthe; diese waren es, welche regierten. Den unter unseren Papieren befindlichen Stammbaum hat ein Vetter meiner Mutter — „der Rittmeister", wie er nach seinem früheren Militärdienst genannt wurde — von dem Original abgeschrieben. Er hat bei dem Namen eines jener Minister in Blei vermerkt: „Unter dem Geheimen Cabi-

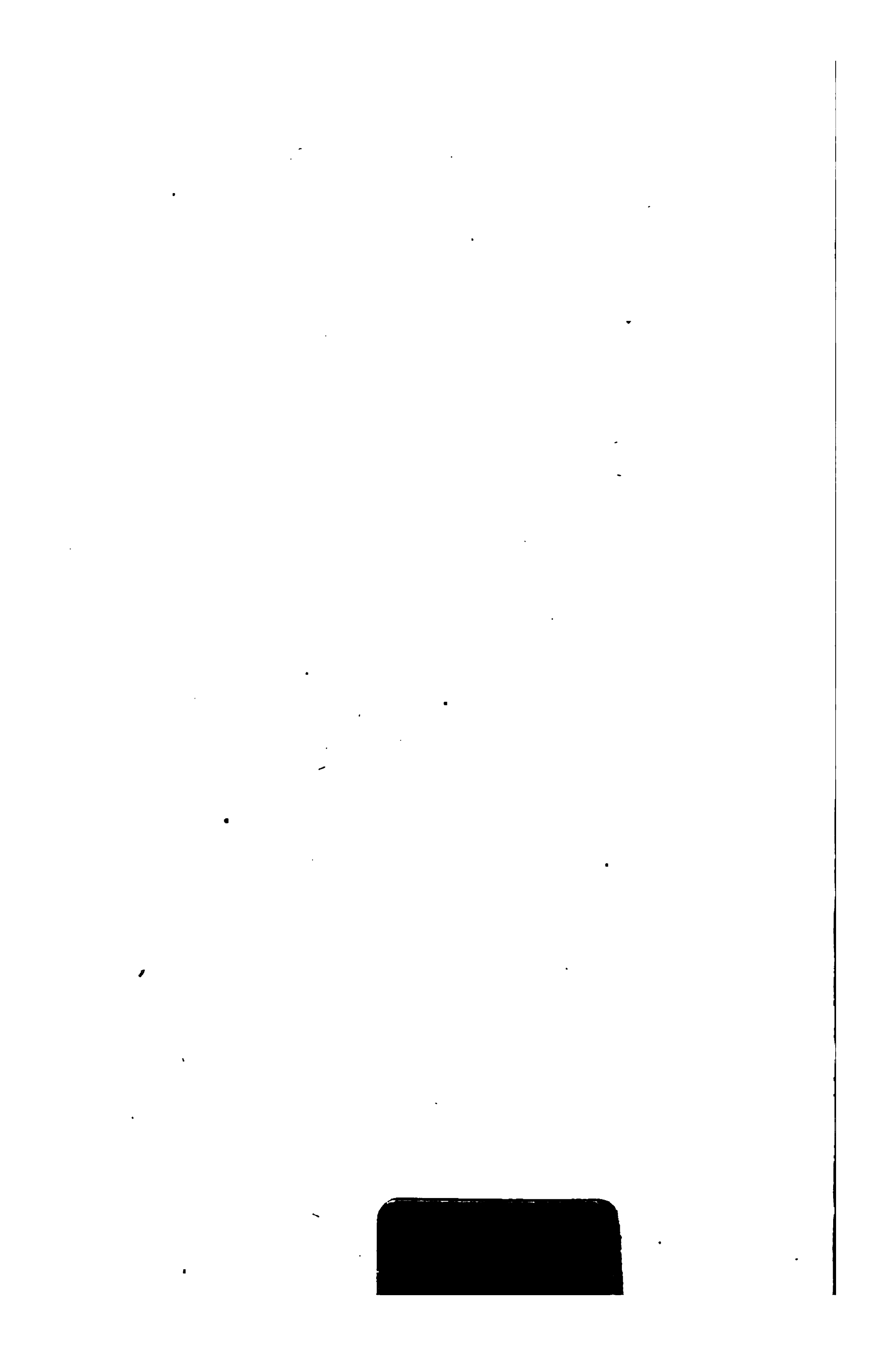
netsrath Rehberg". Rehberg war ein namhafter, über die Grenzen des hannoverschen Landes hinaus bekannter Mann. Die Bleinotiz könnte für eine sarkastische Bemerkung gelten, wenn jener Vetter Witz gehabt hätte, was jedoch nicht der Fall gewesen sein soll.

Dem sei, wie ihm wolle. Aus meinem Ursprunge erkläre ich mir, daß ich neben dem Stolz auf meinen bürgerlichen Namen immer eine besondere Vorliebe für den alten Adel besessen habe.

Damit meine Mutter ihr Wochenbett in bester Umgebung abhalte und der erwartete Weltbürger sogleich frische Luft athme, hatte Vater eine Sommerwohnung in einem stillen, außerhalb der Festung liegenden Garten gemiethet. Dorthin waren die Eltern anfangs Mai übergesiedelt. Der Tag, in dessen Nachmittagsstunden ich zur Welt kam, war sonnenklar. Die Syringen blühten und dufteten und in den für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Mittagsstunden war rundum die wohlthuendste Stille. Am Nachmittage befürchtete man ein Gewitter; im Westen zogen schwarze Wolken auf und färbten die Sonne blutroth. Dann mischte sich in den Blüthenduft ein abscheulicher Geruch; Bäume, Häuser, Alles erschien in einem gelblich blauen Schleier. Das Gewitter war verschwunden. Die klugen Leute nannten diese Erscheinung Höhenrauch oder zertheilte Gewitter, anderswo nannten die Bauern sie Moorrauch. Unter dieser blutigen Sonne kam ich an's Tageslicht. Die Hebamme, als sie nach gethanem Werk in den Garten ging und die rothe Sonne sah, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte unserem alten Bedienten: „Der Junge wird viel Blut sehen!" Unser Heinrich aber widersprach: „Nein, er wird viel Gold haben." Das Richtige hat diesmal die weise Frau getroffen.

Stille war es an dem Abend und in der Nacht, die auf meine Geburt folgte, nicht um Mutter und Kind. Denn die Nachtigallen wetteiferten im Gesange mit einander und hundert Frösche quakten ihr lustiges Lied im nahen Festungsgraben.

Unangenehme Zustände, die, so lange sie für sich bleiben, von mir kaum beachtet werden, versetzen mich noch jetzt, wenn sie neben angenehmen Empfindungen auftreten und diese stören, in eine fast krankhafte Verstimmung. Schon damals würden vermuthlich der Moorrauch und das Froschgeschrei an sich die gute Laune, welche ich mit auf die Welt brachte, nicht gestört haben; aber in ihrer Verbindung mit dem Blüthenduft und dem Philomelengesang wurden sie wahrscheinlich die Ursache, weshalb ich in jener Nacht beständig geschrieen habe.



Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 bis 1871.

Erster Band.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1884.

Inhalt des ersten Bandes.

Regierungsantritt unser Städtchen beehrte, bemerkt haben. Auch erinnere ich mich, daß unsere reichen Nachbarn, die barschen, etwas prahlerischen Kehdinger Bauern, die trotz ihrer eigentlich hoch-conservativen Gesinnung nicht auf der Seite des Königs standen, vielmehr sich fast republikanisch geberdeten, meinem Vater bemerkbare Höflichkeiten erwiesen, was sonst ihre Gewohnheit gegen die „Vornehmen" nicht war.

Das Leben auf Großvaters Gut, welches wir in jedem Sommer oder Herbst besuchten, gehört zu meinen liebsten Kindererinnerungen. Herzlich froh war ich, wenn wir, nach lange vorbereiteter Reise, endlich aus dem engen Kehdinger Thor durch die, mir sehr widerstandsfähig erscheinenden, Festungswerke in's Kehdingsche fuhren. Nahe an der Stadt fängt die fruchtbare, von geraden, breiten und tiefen Wassergräben durchzogene Ebene an, die sich zwischen der Elbe und dem sandigen, „die Geest" genannten Hochlande westwärts bis an die Oste erstreckt und das Kehdinger Land bildet. Der Weg führt, in wechselndem Abstande den Elbdeich begleitend, durch reiche Bauerschaften und Kirchdörfer, vorbei an fruchtstrotzenden Ackerflächen, an üppigen Wiesen und Weiden mit Heerden der schönsten Pferde und Kühe. Kräftige Eichen- und Buchengehölze fehlen nicht. Jeder Bauernhof ist wie eine Festung von tiefen Wassergräben umgeben und nach der Straße, wohin eine Brücke führt, von einem weiß und grün oder blau oder roth bemalten Holzgitter begrenzt. Das Wohnhaus liegt zurück unter alten Bäumen, von windabhaltendem Gebüsche umgeben; davor der Blumengarten, gewöhnlich mit einer Glaskugel ausgestattet, worin die Umgebung sich spiegelt. Alles athmet Ruhe, Frieden; Alles deutet auf großen Wohlstand.

Das großelterliche Haus war ein weites Gebäude. Es hatte auf hohem Keller zwar nur ein Stockwerk, aber doch Platz genug, gleichzeitig viele aus der Vetterschaft zu beherbergen, denn verwandt auf eine oder andere Art waren wohl alle adeligen Familien des Landes Kehdingen. Der älteste Sohn meiner Großeltern, Georg, welcher als Assessor bei dem benachbarten Königlichen Amt stand, hatte seine Cousine, Tante Anna, wie sie bei uns hieß, zur Frau; die Schwester meiner Mutter einen kehdingschen Gutsbesitzer, ihren Vetter zweiten Grades, zum Mann und dessen junge Schwester war bereits mit dem zweiten Sohne und letztem Kinde der Großeltern, Onkel Wilhelm, der bei den Dragonern diente, verlobt.

Wir bewohnten immer dieselben Zimmer. Sie lagen nach dem Garten hinaus, über den man auf das Wäldchen und an diesem vorbei über die Ebene sah, so weit der Blick reichte. Mein Esel, der mich anfangs spazieren fuhr, bis ich ihn reiten durfte, bewohnte immer denselben Stand des Pferdestalles. Wie die Wirthschaft, so war das Leben im Herrenhause ohne Veränderung; und da ich hier auch in späteren Jahren keinen anderen Wechsel, als leider! den der Personen sah, so prägte sich durch den Anblick dieses einfachen, glücklichen Daseins in mir eine große Achtung vor dem, was man conservativ nennt, ein. Alle Mitglieder der engeren und weiteren Familie hingen mit Liebe an einander. Alle — mit Ausnahme meines Vaters, der in dieser Beziehung einen stillen Vertrag geschlossen hatte — stimmten in ihren Standesansichten und der politischen Ueberzeugung überein: daß kein anderes Heil als bei dem Königthum mit herrschendem Adel, kein gesegneteres Land als das Land Kehdingen, kein besserer Zustand als der immer gewesene denkbar sei.

Auch bei der Weihnachtszeit jener Jahre weilen meine Gedanken gern. Allen, die einst glückliche Kinder waren, wird es so ergehen; aber nur wenige werden sich eines so schönen Weihnachten erinnern, wie der des Jahres 1845 für mich war, obgleich an jenem heiligen Abend die Eltern nicht bescheerten. Gott machte uns eine größere Freude, indem er mir eine Schwester schenkte. Wie lieb habe ich sie gehabt! Wie habe ich erst bewundernd an ihrer Wiege gesessen, wie deutlich steht ihre Taufe vor meinen Augen, wie viel habe ich mit der kleinen Clotilde gespielt, wie manches mit der erwachsenen getheilt!

Wir blieben die einzigen Kinder meiner Eltern, denen zwei andere zwischen mir und Clotilde nach kurzem Dasein genommen sind.

Drei Jahre nach jener glücklichen Begebenheit trat für uns eine schmerzliche Zeit ein. Es war an einem kalten Januartage des Jahres 1848, als gegen die Mittagsstunde ein Schlitten der Großeltern vor unser Haus fuhr und der Kutscher meinem Vater einen Brief brachte. Bald darauf verließ Vater eilig das Haus und meine Mutter kam zu mir. Sie hatte geweint. „Großpapa ist sehr krank," sagte sie, „wir fahren zu ihm." Dann kam Vater wieder, er brachte eine Freundin meiner Mutter mit, welche die Aufsicht über die kleine Clotilde führen wollte, da das Kind die kalte Fahrt nicht mitmachen durfte. Hierauf wurde letztere schleunigst vorbereitet, Fußsäcke und Decken in den Schlitten getragen, ich wurde sehr warm gekleidet und,

als die Pferde gefüttert und wieder vorgespannt waren, nahmen die Eltern mich zwischen sich auf den hinteren Sitz des offenen Schlittens. So fuhren wir zur Stadt hinaus auf der, nach anhaltendem Schneefall so glatt gewordenen Straße, daß der Schlitten oft seitwärts schleifte. Dann hingen wir über dem tiefen, noch nicht zugefrorenen Graben. Die Fahrt wäre bei weniger sicheren Pferden sehr gewagt gewesen. Der Kutscher trieb letztere zur schnellsten Gangart an, wohl nicht allein, um das Ziel möglichst bald zu erreichen, sondern auch um den gefährlichen Weg vor Eintritt der Dunkelheit zurückzulegen. Die Eltern sprachen nicht viel; doch erfuhr ich nach und nach, daß Großvater einen Schlaganfall erlitten hatte.

Es war beinah dunkel, als wir auf den Gutshof fuhren; noch konnten wir im Vorbeifahren an den Remisen sehen, daß schon andere Schlitten angekommen waren. Meine Tanten empfingen uns, nahmen mich mit sich und sprachen davon, daß Großvater sehr krank sei. Wohl eine Stunde verging, da trat Vater ein und winkte ihnen. Ich blieb allein und weiß nicht, wie lange ich, nichts denkend, als daß der liebe Großvater sterben werde und wir alle sehr betrübt seien, dagesessen habe, bis Vater wieder kam und sagte: „Großpapa ist sanft gestorben. Willst du ihn noch einmal sehen?“ Ich sprang auf, nahm Vaters Hand und wir gingen an Großpapas Bett, um welches die anderen weinend saßen. Der Todte sah aus, als wäre er recht fröhlich eingeschlafen; ich warf mich über ihn und küßte ihn. Die Lippen waren schon kalt, ich erschrak. Großmama schloß mich in ihre Arme.

Noch mehr ergriff mich die Beerdigung. Zum ersten Male erfuhr ich, wie weh dieser Augenblick thut, der einen geliebten Menschen uns für immer nimmt.

Traurig kehrten wir nach Stade zurück.

Ich weiß nicht, ob es noch Februar oder schon März war, als die Nachricht von der Pariser Revolution unseren Ort erreichte. Ich erinnere mich, daß man von den Schrecknissen in Berlin, von den Unruhen in Hannover und den Rohheiten in Hildesheim, sogar von Volksversammlungen in Stade sprach. Da aber zu letzteren die Stadt nur ein kleines Contingent stellen konnte und der Commandant die Thore schließen ließ, so werden diese Volksversammlungen wohl nicht viel zu bedeuten gehabt haben. Die Geschichte berichtet von einer Revolution in Stade und Umgegend nichts; aber die Kehdinger Bauern

waren, als sie gehört hatten, daß der Pöbel in den großen Städten allen Reichthum abschaffen und allen Besitz theilen wolle, drauf und dran, zu Pferde zu steigen, um nach Hannover zu reiten und dem König zu helfen.

Von der Revolution bemerkte ich also nichts; doch fiel eine Errungenschaft, welche die Armee betraf, mir auf. Unser Lieutenant redete die gemeinen Soldaten nicht mehr mit „Er" oder dem vertraulichen „Du", sondern mit „Sie" an. Dies war jetzt befohlen. Einige Soldaten lachten über die Neuerung; andere verloren die Anrede „Er" ungern, weil sie etwas anderes sei, als womit jeder beliebige fremde Mensch angeredet werde, die meisten hörten sich von ihren Officieren am liebsten „Du" nennen.

Vater war in jenen Wochen beschäftigter als sonst. In späteren Jahren erfuhr ich, daß damals von seinem Eintritt in das Ministerium Stüve die Rede gewesen ist; daß er weder dafür, noch dagegen etwas gethan, sondern nur auf Befragen seine Bereitwilligkeit erklärt hat. Eine andere Combination trat ein und Vater blieb in seiner bisherigen Stelle.

Die Aenderung der hannoverschen Verfassung erzeugte einen kurzen Zwiespalt zwischen meinen Eltern, weil Mutter mit der neuen Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung, deren Deputirte aus weiteren Kreisen und nicht mehr, wie bisher, nur aus dem Adel der Ritterschaften gewählt wurden, sich keineswegs einverstanden erklärte.

Lebhafter wurde meine Aufmerksamkeit im Frühjahr 1848 durch die Ausrüstung eines Theiles unserer Garnison für den schleswig-holsteinischen Krieg in Anspruch genommen. Unser Lieutenant sollte mit marschiren. Seit er dies wußte, war er vor Freude ein anderer Mensch. Da ich nicht allein mit ihm, sondern mit allen Officieren in der Stadt befreundet war, so brauchte ich nur nach „dem Sande", wo die Kasernen waren, zu gehen, um Bekannte zu finden, die mir über den Fortschritt der Rüstungen freundliche Auskunft ertheilten. So wurde die schleswig-holsteinische Frage die erste politische Angelegenheit, die mein Gemüth beschäftigte. Ich theilte den Enthusiasmus der Stader für die Befreiung der Nachbarn „up de annere Siet" von der Elbe und sang das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" immer mit. Als der Musikmeister des Regiments einmal zu unserem Lieutenant kam, hörte er mich im Hause das Lied singen und sagte,

ich habe eine gute Stimme und Gehör, die Eltern müßten mir Musikunterricht geben lassen, was demnächst auch geschah.

Als die Truppe ausgezogen war, wurde es still im Ort. Aber bald brachten die Nachrichten von den Gefechten in Schleswig neue Aufregung und den Eltern, wie mir, große Betrübniß. Unserem Lieutenant war vor den Düppler Höhen ein Bein abgeschossen. Er war allein in der Welt; um so mehr bekümmerten meine Eltern sich um ihn. Vater konnte zunächst nichts anderes thun, als Erkundigungen über seinen Zustand einzuziehen. Die Amputation sollte gut verlaufen sein.

In dieser Zeit war der Briefwechsel Vaters mit seinem Freunde, meinem Pathen, dem Baron Ernst, der im östlichen Holstein ansässig war, sehr lebhaft. Der Baron erbot sich, unseren Lieutenant, sobald derselbe transportirt werden könne, bei sich aufzunehmen. Er bat zugleich, daß Vater ihn besuche und mich mitbringe, und Vater entschloß sich, dies auszuführen. Wir fuhren auf dem Dampfschiff nach Hamburg und von dort auf der Eisenbahn weiter.

Dies war meine erste Eisenbahnfahrt. In Stade war oft von Eisenbahnen gesprochen worden. Von den Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen befand, waren mehrere der Ansicht, daß die Eisenbahnen eine alberne Erfindung, gefährlich, gesundheitsschädlich, viel zu kostspielig seien und nicht lange bestehen würden. Insbesondere war der Postmeister ihr eifriger Gegner. Er behauptete, daß es auf die Schnelligkeit gar nicht ankomme, sondern auf Billigkeit und Sicherheit. Und als mein Vater auf die Dampfschiffe, welche seit mehr als zehn Jahren auf der Elbe fuhren, verwies, entgegnete der Postmeister, es sei noch gar nicht ausgemacht, daß die nicht wieder aus der Mode kämen. Nun fuhr ich selbst auf der Eisenbahn. Ich glaube, es ging damals noch nicht so schnell wie jetzt; aber immerhin drei- oder viermal so schnell, als des Postmeisters Pferde, und dabei saßen wir bequemer, als im eigenen Wagen, geschweige als in des Postmeisters verwünschten Kutschen.

An der Eisenbahnstation erwartete uns der Baron mit seinem Wagen. Er hatte seinen ältesten Sohn, Wichard, der nur einen Monat jünger war als ich, mitgebracht. Außerdem hatte er noch zwei Söhne, Christian von sechs und Friedrich von vier Jahren und ein Töchterchen, Adele, von zwei Jahren. Wichard erzählte mir dies auf der Fahrt nach dem Gute; auch daß er Unterricht beim Pastor habe

und mit Demoiselle Charlotte französisch spreche. Er nannte mir die Dörfer, die Wälder, Berge und Seen, welche wir vom offenen Wagen erblickten. Die Wälder und Berge kamen mir sehr groß vor, besonders die letzteren; sie waren viel höher, vielleicht doppelt so hoch, als der schwarze Berg bei Stade. Die Seen dagegen erschienen mir klein, denn man konnte das Land rundum deutlich sehen, wogegen man bei Brunshausen das andere Ufer der Elbe kaum erkennt. Doch behielt ich die letzte Bemerkung für mich, um Wichard nicht zu kränken.

Wir fuhren durch das Gutsdorf an der etwas erhöht liegenden, von alten Linden umgebenen Kirche und an der Pfarre vorbei, in deren Vorgarten ein Mann, viel jünger als mein Vater, und eine junge Frau von ihren Sitzen aufstanden, uns zu grüßen. „Das sind Pastors“, sagte Wichard.

Nun bogen wir um und kamen, immer unter Bäumen, vor das Schloß, ein zweistöckiges weißes Gebäude mit hohem rothen Ziegeldach, dessen zwei vorspringende Flügel durch ein eisernes Gitter verbunden waren. Auf jedem Pfeiler des Thors, durch welches wir fuhren, saß ein steinerner Greif, das Wappenschild der Herrschaft haltend. Mehr noch als schon im Dorfe, machte hier Alles den Eindruck größter Ordnung. Die gepflasterten Wege des Schloßhofs waren äußerst sauber, daneben die Grasplätze mit ihren Blumenbeeten sorgfältig gepflegt.

Als wir in den großen, mit Hirschgeweihen und alten Bildern verzierten Hausflur eingetreten waren, kam aus einem Seitenzimmer die Baronin und hieß Vater und mich auf das freundlichste willkommen. Ihr folgten die Knaben Christian und Friedrich, sie sprangen an ihren Vater heran und blickten scheu auf mich, waren aber bald gut Freund mit mir. Dann lernten wir auch das jüngste Kind, die kleine Adele, kennen, einen blonden Lockenkopf mit großen dunklen, fragenden Augen, und Demoiselle Charlotte, die nur französisch sprach, was mich verlegen machte. Zu Hause unterrichtete mich mein Vater in der englischen, meine Mutter in der französischen Sprache. In der letzteren hatte ich es zwar so weit gebracht, daß ich Les Veillées du Chateau las. Dennoch verstand ich nur zum Theil, was Demoiselle Charlotte sagte und meine kleinen Freunde geläufig beantworteten. Indeß lernte ich hierin von Tag zu Tag mehr.

Am Mittagstische nahmen Wichard und ich Theil. Zum Nachtisch kamen die Kleinen, Adele, mit einer Blume, zuerst zu Wichard

und mir. Sie sah mich an und reichte mir die Blume; dann lief sie zu ihrer Mama.

Daß die Unterhaltung an jener Mittagstafel die großen politischen Begebenheiten, insbesondere den Krieg in Schleswig-Holstein berührte, versteht sich von selbst und manches Wort, welches damals gesprochen wurde, fiel mir in späteren Jahren, als ich mit den Personen und Verhältnissen vertraut geworden war, wieder ein. Der Baron war dänischer Kammerherr gewesen, hatte diese Würde aber abgelegt und sich von Kopenhagen zurückgezogen, weil seine Stellung zu dem Kronprinzen unhaltbar geworden war. Dieser Kronprinz hatte im Januar 1848 als Friedrich VII. den dänischen Thron bestiegen, und wenige Wochen später sagte Schleswig-Holstein sich von Dänemark los. Nun hatte der Baron sich, seiner politischen Ueberzeugung folgend, auf die deutsche Seite gestellt, aber abgelehnt, an den Feindseligkeiten gegen Dänemark persönlich Theil zu nehmen, weil einer seiner Brüder in der dänischen Armee diente, auch seine Vorfahren im dänischen Staats- oder Hofdienst gewesen waren, ihn also viele Beziehungen mit der feindlichen Seite verknüpften. Jener Bruder hatte sich trotz des schonenden Benehmens unseres Barons von diesem förmlich losgesagt, und die Bemühungen eines anderen Bruders, der bei den österreichischen Kaiserjägern stand, hatten nicht vermocht, zwischen dem schleswig-holsteinischen und dänischen Theile der Familie die Eintracht herzustellen. Unser Baron hielt an seiner Ueberzeugung fest und unterstützte die schleswig-holsteinische Sache innerhalb der Linie, welche er sich für sein Verhalten gezogen hatte, mit Rath und That. Hierbei leistete ihm seine Frau, eine Dame aus dem mecklenburgischen Adel, um so lieber Beistand, als unter den ersten deutschen Truppen, welche in Holstein einrückten, an der Seite der Hannoveraner auch ihre Landsleute sich befanden.

Der allgemein sich äußernde Enthusiasmus für Schleswig-Holsteins Recht, die Hilfe, welche ihm die deutschen Fürsten, der König von Preußen voran, gewährten, ließ die deutsch gesinnten Schleswig-Holsteiner erwarten, daß die Herzogthümer nunmehr für immer von der dänischen Gewalt befreit wären. Um so rückhaltloser thaten sie Alles, was die deutsche Sache fördern konnte, und zogen sich hierdurch den Haß der Dänen zu, den sie später bitter fühlen sollten.

Im Laufe der Monate, die seit dem Einmarsche der deutschen Truppen verflossen waren, hatte man die verschiedenen Contingente in

den Quartieren kennen gelernt. Man theilte sich seine Wahrnehmungen mit und stellte Vergleiche an. Man fühlte sich zu den Preußen nicht so hingezogen, wie zu den Hannoveranern, als mache sich eine Stammverwandtschaft mit letzteren, ein fremderes Gefühl den ersteren gegenüber geltend. Und als die Kriegführung erlahmte, Wrangel Jütland räumte, der Waffenstillstand abgeschlossen wurde und Schleswig-Holsteins Zukunft in hohem Grade gefährdet erschien, da wurde die geringere Neigung, welche man zu den Preußen empfand, noch durch das Mißtrauen gegen ihre Regierung geschmälert.

Die ersten Tage, welche wir auf dem Gute des Barons verlebten, waren dem Vergnügen gewidmet. Der Park an einem, in den Wald hinein reichenden See, auf dessen klarem Wasser Schwäne und Gondeln sich wiegten, die weitere schöne Umgegend wurde bei dem angenehmsten Wetter durchwandert und durchfahren. Nicht minder wurden die Gärten mit den Gewächshäusern, die solide erbauten und auf das sauberste gehaltenen Wirthschaftsgebäude besucht, die Pferde, die Kühe, der Hühnerhof, die Aecker und Wiesen besichtigt. Dabei schlossen Wichard und ich schnell Freundschaft, seine Brüder und die kleine Adele machten zwischen ihm und mir kaum einen Unterschied mehr.

Nun reiste mein Vater ab, um unseren Lieutenant im Lazareth aufzusuchen und so bald als thunlich nach dem Gute zu transportiren. Als der Wagen, welcher Vater nach der Eisenbahn brachte, den Schloßhof verließ, fühlte ich mich, zum ersten Male ohne meine Eltern, etwas bedrückt. Aber Wichard legte seinen Arm um meinen Hals, Christian und Friedrich sprangen vor mir her und bald hatte ich meine Fröhlichkeit wieder gewonnen. Jetzt begann ein fleißigeres Leben, da ich an Wichard's Unterricht bei dem Herrn Pastor Theil nahm. Dies gefiel mir sehr gut. Ich wurde gewahr, daß ich etwas mehr wußte, als mein Genosse. Meine Hilfe erleichterte ihm die Lösung unserer Aufgaben. Wir arbeiteten gern zusammen und bedauerten es fast, als die Einquartierung der deutschen Truppen, welche Schleswig-Holstein verließen, eine Unterbrechung des Unterrichts herbeiführte.

Zuerst kamen preußische Garden, schöne Leute. Die Officiere sahen nicht vergnügt aus. Die militärische Tüchtigkeit war, wie bei der Berliner Revolution, so jetzt in Schleswig vergeblich gewesen. Dann kamen Mecklenburger, die mehr wie zur Familie gehörig behandelt wurden. Ihnen ritt Wichard's Vater entgegen, was er bei keinem preußischen Regiment gethan hatte.

Als die Truppendurchzüge aufgehört hatten, kehrte Vater zurück und brachte den Lieutenant mit. Letzterer war sehr verändert. Abgesehen davon, daß er nur ein Bein hatte, war er mager geworden und sein Gesicht sah sehr blaß aus, um so mehr, da ihm ein dunkler Vollbart gewachsen war. Er redete Wichard's Eltern, die ihn sehr herzlich empfingen, mit einfachen Dankesworten an, gab mir die Hand und nickte den Kindern des Barons zu. Dann wurde er in die Wohnung getragen, die für ihn bequem zu ebener Erde im Seitenflügel eingerichtet war.

Eines Nachmittags hörte ich im Park, wohin der Lieutenant in einem Tragstuhl gebracht war, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen, einem Gespräch zu, welches von den verschiedenen Truppen handelte, die gegen Dänemark gefochten hatten. Der Lieutenant sprach: „darin stimme ich Ihnen bei, Herr Baron, daß die Preußen Eigenthümlichkeiten haben, die uns nicht zusagen. Mit Recht sind sie von ihrer Geschichte, von ihren Einrichtungen sehr eingenommen, sie sind stolz auf ihren Staat und ihre Armee. Da kommt es leicht, daß der Einzelne dies mehr als angebracht ist, merken läßt."

„Die Hannoveraner sind zuverlässiger," warf der Baron ein, „überhaupt vornehmer. Bei ihnen habe ich nie solche Rücksichtslosigkeiten gesehen."

„Die Officiercorps sind nicht so gleichmäßig, wie bei uns", entgegnete der Lieutenant, „und der schwere Dienst macht den Einen und Anderen rauh. Als Soldaten sind die Preußen unübertrefflich."

Nun war der Tag unserer Abreise da. Wichard und ich verabredeten, Briefe mit einander zu wechseln; auch wollte sein Vater mit ihm uns, so bald es anginge, besuchen. Dennoch wurde der Abschied mir schwer. Die kleine Adele hob ich auf und küßte sie recht herzlich. Während der Fahrt dachte ich immer an die Zurückgelassenen. Erst als ich auf der Elbe in der vertrauten Heimathsgegend war, gewann die Freude, mit Mutter und Schwester wieder vereinigt zu werden, die Oberhand.

2.

Jetzt wurde ich in das Stader Gymnasium geschickt, welches einen guten Ruf hatte. Vater beaufsichtigte aber nach wie vor meine Ausbildung, wozu er, der noch oft in seinem Homer und Tacitus las, vollkommen befähigt war. Eine Neigung, mich meinen Classengenossen

mehr, als die Sitte verlangte, anzuschließen, gewann ich nicht. Mit Wichard wechselte ich einige Briefe. Lebhafter war Vaters Correspondenz mit dem Baron und unserem Lieutenant, der mit dem Titel Capitän ehrenvoll pensionirt und dem Baron in dessen Geschäften so nützlich geworden war, daß sein Verbleiben auf dem Gute nicht bezweifelt wurde.

1849 war der Feldzug in Schleswig ebenso resultatlos verlaufen, wie im Jahre vorher. Doch blieben die Deutschgesinnten für ihre Personen noch einigermaßen in Sicherheit, weil der nördlichste Theil des Landes, welchen die deutschen Truppen aus politischen Gründen abermals räumen mußten, einer gut disciplinirten schwedisch-norwegischen Besatzung anvertraut wurde, die wenigstens die rohsten Ausschreitungen der, von Kopenhagen aus gehässig aufgewiegelten, dänischen Einwohner verhinderte, welche auch dort, wo letztere die Minderzahl bildeten, zu fürchten waren, weil die Gleichgültigen nicht gegen sie Partei nahmen. Von den gutmüthigen deutschen Truppen, wenn sie noch ein Mal wiederkommen sollten, war nichts Schlimmes zu erwarten, von den Dänen das Aergste.

Im Jahre 1850 brach zum dritten Male der Krieg aus, der auf deutscher Seite diesmal nur von der neuen schleswig-holsteinischen Armee geführt wurde. Als nun die schwedisch-norwegische Besatzung Nordschleswig räumte und die dänische Armee wieder einrückte, da mußten diejenigen Schleswig-Holsteiner, welche aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht hatten, vor der Rache ihrer Feinde fliehen. Die Schlacht bei Idstedt entschied diesen Feldzug zu Gunsten der Dänen. Bald darauf erhielt Vater von dem Capitän einen Brief, aus dem wir Folgendes vernahmen.

In einer Julinacht war an die Hausthür der Pfarre geklopft. Draußen stand ein etwa vierzehnjähriger Knabe, welcher den Pastor bat, seiner Mutter zu helfen; sie seien aus Schleswig geflohen und die Mutter könne nicht weiter. Der Pastor fand letztere in der Dorfstraße auf einem Fuhrwerk und geleitete die erschöpfte Dame in die Pfarre, wo die Flüchtlinge vorläufig Aufnahme fanden.

Sie war die Frau eines Hardesvogts aus dem nördlichen Schleswig, der mit ihr und ihrem Sohn Alfred vor den Dänen nach der Stadt Schleswig entwichen war. Dort betheiligten sie sich am vorgestrigen Tage, während in der Nähe bei Idstedt die Schlacht hin und her wogte und die Bürger beschäftigt waren, die schleswig-hol-

steinischen Soldaten durch Speise und Trank zu stärken, an der Sorge für die hereingebrachten Verwundeten, als die schreckliche Nachricht eintraf, daß die schleswig-holsteinische Armee zurückwich. Nun hatten sie sich mit vielen Anderen auf die weitere Flucht begeben müssen. Der Hardesvogt hatte glücklicherweise ein Fuhrwerk gefunden, zwar nur einen gewöhnlichen Bauernwagen mit zwei Strohsitzen, welcher von einem achtzehn- oder zwanzigjährigen, aber entschlossen aussehenden Menschen gefahren wurde. Auf diesem Wagen schickte der Hardesvogt seine Frau, seinen Sohn und wenige schnell herbeigeschaffte Habseligkeiten fort. Sie sollten nach dem holsteinischen Städtchen Oldenburg fahren, wo Bekannte von ihm wohnten. Er selbst wollte nachkommen, sobald er für andere ihm nahe stehende Flüchtlinge gesorgt hätte.

So waren sie inmitten vieler Fahrzeuge, an den südwärts abziehenden Truppencolonnen vorbei, davon gefahren. Es ging nur langsam vorwärts; kaum war es ihnen gelungen, durch die Festung Rendsburg hindurch über die Eider zu kommen. Der muthige Knabe hatte seiner Mutter immer Trost zugesprochen, zuletzt waren aber ihre Kräfte erschöpft und da hatte Alfred sich entschlossen, im nächsten Dorfe ein Nachtlager zu suchen.

Als dies Ereigniß am Morgen im Schlosse bekannt wurde, wo man durch den unglücklichen Verlauf der Schlacht auf das Aeußerste bestürzt war, hatte der Baron sich zu dem Pastor begeben und theilte, von diesem zurückkommend, dem Capitän Stand und Namen der Fremden mit.

„Die sind mir bekannt!“ rief der Capitän aus. „Ich war 1848 bei ihnen einquartiert. Es sind vortreffliche Menschen. Der Hardesvogt ist ein Ehrenmann, ein ausgezeichneter Beamter, der in seiner Harde viel Gutes gestiftet hat. Sein Schicksal ist höchst beklagenswerth!“

Hierauf hatte der Baron die Flüchtlinge bei sich aufgenommen und mehrere Briefe der um ihren Mann besorgten Dame abschicken lassen. Nach einigen Tagen war letzterer eingetroffen. So beherbergte das Schloß noch eine Familie und es fragte sich jetzt, wie man dem Hardesvogt, der bei der politischen Lage keine Aussicht hatte, in seiner Heimath verbleiben zu können, weiter helfe.

Denn nunmehr ging dieser unglückselige Krieg, nachdem noch einmal, so unnütz wie schrecklich, zwischen den Schleswig-Holsteinern und Dänen bei Friedrichstadt an der Eider gekämpft worden war, auf die

betrübendste Weise zu Ende. Der deutsche Bundestag, welcher der Revolution von 1848 gewichen war, kehrte nach ihrer Niederwerfung zurück. Sein erstes Werk, der Frieden mit Dänemark 1850, war ein schweres Unrecht.

Die mit deutscher Hilfe errichtete schleswig-holsteinische Armee wurde aufgelöst, ihr gesammtes Kriegsmaterial von den Commissären des deutschen Bundes den Dänen ausgeliefert. Oesterreichische Truppen rückten in Holstein ein, um das wehr- und waffenlose Land wieder in dänische Hände zu bringen.

Die deutsche Reaction, welche die legitime Gesinnung der treuen Schleswig-Holsteiner als revolutionär betrachtete, gestattete, daß die Demagogen-Regierung des Königs Friedrichs VII. den Sieg errang. Sie zerriß die Grundfeste der beiden Herzogthümer, das vielhundertjährige Gesetz, welches Schleswig mit Holstein für alle Zeiten staatlich verband, indem Preußen mit Oesterreich in deren fast vollständige Trennung willigte. Während der Herzog von Augustenburg nach der am meisten verbreiteten Rechtsanschauung Herzog von Schleswig-Holstein werden mußte, bestimmte das Londoner Protocoll von 1852 zum künftigen Thronerben des kinderlosen Friedrichs VII. den Prinzen Christian von Glücksburg, den dreizehnten nach der Erbfolge, dessen Dynastie für alle Zeiten in dem Gesammtstaate Dänemark herrschen sollte.

Also ließen die deutschen Mächte die Herzogthümer im Stich. Das Rechtsgefühl war auf das bitterste verletzt.

Dänemarks Gegengabe bestand darin, daß es sich verpflichtete, ein holstein-lauenburgisches Contingent zur deutschen Bundesarmee neu zu errichten, Holstein nur mit diesen deutschen Truppen zu besetzen, den Deutschen und Dänen in Schleswig gleiche Rechte zu gewähren.

Der dänische Minister des Auswärtigen, Bluhme, nannte in öffentlicher Sitzung des dänischen Reichstags diese Abmachungen eine bittere Pille für Deutschland.

Die Dänen ließen nicht lange warten, bis sie zeigten, wie sie ihre Verpflichtungen zu halten meinten. Das holstein-lauenburgische Bundescontingent verlegten sie auf die dänischen Inseln, Holstein und die deutsche Festung Rendsburg besetzten sie mit dänischen Truppen. Willkürlich trennten sie holsteinische Gebietstheile ab, um sie mit Schleswig zu vereinigen. Und in diesem Lande bedrängten sie die deutschen Einwohner und die deutsche Sprache.

Großes Elend, schwere Verluste an Leben, Habe und Gut, Zwiespalt in manches Haus hatte der Krieg vergeblich gebracht. Viele Familien wurden mittellos aus dem Lande vertrieben und ihre Häupter suchten in der Fremde nach Brot für die Ihrigen. Wenigen konnte gleich geholfen werden. Manches Herz brach aus Sorge und Weh. Die Deutschen, welche dieses Unglück sahen, mußten die Schmach ihrer Nation tief empfinden. Sogar ich in meinem jugendlichen Alter habe vor Trauer und Ingrimm geweint.

Die Briefe des Barons aus jener Zeit klingen ungewöhnlich bitter gegen Preußen. Etwas mag er in diesem Gefühl durch seinen österreichischen Bruder bestärkt worden sein, der mit den Executionstruppen nach Holstein kam. Aber Recht hatte er insofern, als die Versprechungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit der schrecklichen Lage der Herzogthümer, mit dem schweren Bruch ihres Rechts am meisten in Widerspruch standen.

Der Capitän beurtheilte die Sache für die Preußen günstiger. Seine Briefe heben mehrere Male hervor, daß der Baron in seiner Abneigung gegen Alles, was preußisch sei, zu weit gehe. Dies war der einzige Punkt, über welchen der Baron und der Capitän sich nicht in voller Uebereinstimmung befanden.

Es war eine glückliche Fügung, daß bei der städtischen Verwaltung in Stade eine Stelle frei wurde, welche durch die Mitwirkung meines Vaters dem Hardesvogt, den ich fortan Rath nennen muß, verliehen wurde. Meine Eltern nahmen die Familie, als sie nach Stade kam, auf, bis sie sich eine Wohnung eingerichtet hatte.

Der Rath war ein älterer Mann mit ergrauendem Haar, Frau Räthin eine zarte, an den Folgen der erduldeten Schrecken und Sorgen leidende, kluge und sehr freundliche Frau, an der ihr Sohn mit der innigsten Zärtlichkeit hing.

Mit Alfred befreundete ich mich bald, obgleich er zwei Jahr älter war als ich. Sein treuherziges Wesen gefiel mir sogleich. Weil der Krieg seine Ausbildung gestört hatte, konnte er in keine höhere Classe des Gymnasiums eintreten, als diejenige, in der ich mich befand. So wurden wir noch mehr auf einander angewiesen.

Im folgenden Sommer erfüllte der Baron sein Versprechen und kam mit Wichard auf seiner Reise nach Helgoland für einige Tage nach Stade. Wichard blieb bei uns, bis sein Vater nach beendeter Badecur ihn abholte. Er war jetzt mehr ein Jüngling, als ein Knabe;

größer als Alfred und ich, dabei anmuthig; sein Gesicht, glaube ich, schon damals schön. Wir Drei waren immer zusammen. Auf weiten Spaziergängen tauschten wir alle unsere Gedanken aus. Wichard theilte uns mit, daß er Officier werden wolle und daß sein Vater hiermit einverstanden sei. Der Onkel von den Kaiserjägern habe den österreichischen Dienst empfohlen, der Capitän rathe zum Eintritt in die preußische Armee. Sein Vater wolle weder das eine, noch das andere, vielmehr den König von Hannover bitten, daß Wichard in die hannover'sche Cadettenanstalt aufgenommen werde. Letzteres werde wahrscheinlich im nächsten Jahre geschehen.

Dieses Gespräch lenkte Alfreds und meine Gedanken ebenfalls auf die Wahl unseres künftigen Berufs. Alfred hatte trotz der Leichtigkeit, womit er allen Forderungen des Gymnasiums genügte, keine Neigung zu den eigentlichen Universitätsstudien. Er wollte Forstmann, auch wohl Soldat werden, nur nicht in Preußen, dem er alle Schuld beimaß, daß seine Eltern aus der geliebten Heimath vertrieben waren.

Ich hatte Lust, Officier zu werden und die Aussicht, mit Wichard zusammen zu sein, erweckte bei mir den Wunsch, gleichfalls in die hannoversche Cadettenanstalt einzutreten. Meine Eltern hatten ihre Pläne für meine Zukunft noch niemals mit mir besprochen. „Lerne erst etwas!“ pflegte mein Vater zu sagen. Er war in dieser Hinsicht vielleicht mit sich selbst nicht im Klaren. Ohne Frage gab er seinem eigenen Fache, der Jurisprudenz, leider aber nicht mehr seinem Berufe, dem des Staatsdieners vor allen anderen den Vorzug. Die Anfechtung, welche viele Beamte während der Regierung des Königs Ernst August erlitten hatten, ließen diesen Stand nicht mehr wie ehemals erstrebenswerth erscheinen. Die Advocatur hatte bei uns noch nicht die volle Ebenbürtigkeit errungen und sagte meinem Vater auch deshalb nicht zu, weil ihr die Männer der demokratischen Opposition anzugehören pflegten. Eine andere Wahl als zwischen dem Juristen- und Soldatenstande schwebte meinen Eltern kaum vor, würde für mich auch schwerlich gepaßt haben. So mag es zusammenhängen, daß Vater, als ich nach Wichard's Abreise meinen Wunsch, Soldat zu werden, aussprach, mich nicht wie früher mit einer kurzen Bemerkung abwies. Daß für mich von allen Militärdiensten nur der hannoversche in Betracht kam, verstand sich sowohl nach den Ansichten meiner Eltern, wie auch nach meiner Vorstellung ganz von selbst. Zwar hatten die Aeußerungen des Capitäns zu Gunsten der preußischen Armee sich meinem Ge-

dächtnisse eingeprägt, zwar wählten Viele aus den kleinen deutschen Staaten den österreichischen Dienst, den auch Wichard's Onkel für diesen empfohlen hatte; aber meine Eltern und, ich kann wohl sagen, auch ich schon, waren zu sehr Hannoveraner, um hieran für mich zu denken.

Im Herbst dieses Jahres 1851 erkrankte unser achtzigjähriger König. Daß nach ihm der Kronprinz die Regierung wirklich selbst übernehmen werde, war schon länger nicht mehr zweifelhaft, obgleich dessen vollständige Blindheit seit vielen Jahren für unheilbar galt. Zwar wurden noch immer berühmte Augenärzte zu Rathe gezogen, auch Heilkünstler problematischen Charakters im Geheimen consultirt. Aber der König wußte, daß seinem Erben die Sehkraft nicht wiedergegeben werden konnte.

Die Geburt des gesunden Enkels eröffnete dem greisen Monarchen die freudige Aussicht der Fortdauer seines Geschlechts auf dem Throne. Vielleicht war dieses Kind das einzige Wesen, welches Ernst August zärtlich geliebt hat. Dem jungen Prinzen die Krone zu sichern, war sein innigstes Bestreben und verhängnißvoll glaubte er, daß dies am zuverlässigsten erreicht werde, wenn nach seinem Tode der Vater des Kindes regiere.

Die hohe Meinung von der königlichen Souveränität, die bei Georg V. sich später zu einem Wahne steigerte, besaß auch der König Ernst August. Aus ihr entsprang seine Abneigung gegen eine Regentschaft, von welcher er fremde Einflüsse befürchtete. Man sagte, er habe mit Erfolg Schritte gethan, die Einsprache anderer Höfe gegen die Regierungsfähigkeit seines Sohnes zu verhindern. Hiermit hätte er selbst das Mittel verworfen, welches wahrscheinlich seinem Enkel das Königreich erhalten haben würde.

Der Kronprinz Georg schätzte seine Mission außerordentlich hoch. Der Stolz des Welfen, das Gefühl, zu absoluter Macht geboren zu sein, trat neben seinem scharfen Verstande und seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit oft hervor.

Der blinde Fürst wählte eine Gemahlin aus dem alten sächsischen Geschlecht der Herzoge von Altenburg. Er hat sie nur gesehen, als Beide Kinder waren. Die Kronprinzessin Marie war sehr einfach aufgewachsen, zu einer Königin nicht erzogen, für ihre schwere Lage zu wenig begabt; ohne Neigung, sich das, was ihr fehlte, mit persönlicher Mühe anzueignen. Als Kronpinzessin waltete sie schlicht und

bürgerlich in ihrem Hause. Bei großem Ceremoniell war sie befangen, die Repräsentation scheute sie. Bei ihrem Schwiegervater kam sie erst in Gnade, als sie den Sohn geboren hatte. Zwanglose Belustigungen liebte sie; üblere Nachrede gegen sie blieb immer unbegründet. Sie war eine treue Gattin und zärtliche Mutter. Ihre Fehler waren passiver Natur. Sie stellte die Bescheidenheit der Frau höher als die ernsten Pflichten einer Königin.

Dem Thronwechsel, welchen Viele, die von des alten Königs Härte gelitten hatten, ohne Trauer erwarteten, sah mein Vater mit großer Besorgniß entgegen. Ich habe später von ihm erfahren, daß die schlimmeren Zustände, welche er für die Verwaltung des Landes fürchtete, ihn von seinem ursprünglichen Wunsche, mich dereinst als Juristen zu sehen, ablenkten und meinem Plane, Officier zu werden geneigt machten. Er glaubte nämlich, daß die Armee von der mißlichen Lage, in welche der blinde König den Staat bringen könnte, nicht getroffen würde, weil sie außerhalb der Politik stehe.

Ernst August bewahrte seine volle Energie auch in seiner Krankheit bis zum letzten Augenblick. Am 18. November 1851 überwältigte ihn der Tod.

Georg V. trat die Regierung an und übernahm auch das Commando der Armee,

Nach einiger Zeit wollte der neue Herrscher die Behörden empfangen und meines Vaters Stellung verlangte, daß er sich hierzu nach der Residenz begab. An dem festgesetzten Tage fand er sich in dem Palais zu Hannover ein, wo die Herren ihrem Range gemäß geordnet wurden. Vaters Platz war etwa in der Mitte dieser Reihe. Er hatte Zeit genug den König, welcher am Arm eines Flügeladjutanten ging, zu beobachten. Georg V. war ein schöner Mann. Seine hohe, kräftige und ebenmäßige Gestalt überragte Alle. Er hielt sich sehr gerade; wie Blinde, die mit den Füßen tasten wollen, etwas nach hinten übergeneigt. Seinen schönen Kopf trug er stolz aufwärts, ebenfalls etwas nach hinten und ein wenig nach der Seite, als wolle er mit seinen Ohren sicherer erfassen, was seine Augen nicht wahrnehmen konnten. Sein fein geschnittenes Gesicht hatte einen Ausdruck der zuversichtlich erscheinen wollte und dennoch das traurige Gefühl des körperlichen Gebrechens verrieth. Den Augen sah man die vollständige Blindheit an. Die Züge deuteten auf Verstand, jedoch auch auf einen starren Sinn.

Die Minister stellten ihre Untergebenen vor. Der König blieb bei Jedem stehen und sprach eingehend. Seine Stimme war klangvoll und weich, mit einer hohen Färbung. Die Redensart: „Ich habe Sie lange nicht gesehen", „Ich sah Sie zuletzt da und da" und ähnliche kamen oft vor.

Da der König mit Jedem lange gesprochen hatte, so war es sehr auffallend, daß er, als meines Vaters Namen genannt wurde, eine kurze aufrichtende Bewegung machte und, ohne ein Wort zu sagen, zu dem folgenden Herrn schritt, mit welchem er wieder einiges sprach.

Nach Beendigung des Empfanges vermied Vater, über den Vorfall zu reden und fuhr gleich nach seinem Hotel. Dahin überbrachte ihm Nachmittags ein Königsgensdarm einen Brief des dienstthuenden Flügeladjutanten Seiner Majestät, worin Vater für den folgenden Tag zu der Vorstellung einer Landesbehörde, die ihren Sitz in der Residenz hatte, nach dem Palais befohlen wurde. Vater mußte sich erst besinnen, daß er dieser Behörde überhaupt angehöre. Dies fand nur insofern statt, als für jede Provinz ein Beamter bestimmt war, dessen Mitwirkung in streitigen Fällen von jener Behörde in Anspruch genommen werden konnte. Vater wußte, daß die in gleicher Beziehung stehenden Männer der anderen Provinzen nicht anwesend waren, mußte aber dem Befehle nachkommen und begab sich andern Tages wieder nach dem Palais, wo der schon anwesende Minister ihn offenbar nicht erwartete. Der König war heute im höchsten Grade gnädig gegen meinen Vater, mit dem er sich länger, als mit einem der anderen Herren unterhielt.

Später erfuhr Vater den Zusammenhang. Als sein Name an jenem ersten Tage genannt wurde, erinnerte sich der König, der ein ungewöhnliches Gedächtniß besaß, daß der vor ihm stehende Mann im Revolutionsjahre 1848 in das Ministerium Stüve hatte eintreten sollen. Das genügte ihm, um seine Abneigung auszudrücken. Nachher hatte man ihm die Sache erläutert und er wollte nun, da er im Anfange seiner Regierung noch nicht in dem Grade wie später an einer vorgefaßten Meinung festhielt, sein Versehen sogleich gut machen, wozu er den oben beschriebenen Weg eingeschlagen hatte.

Vater hatte seine Anwesenheit in der Residenz benutzt, um hinsichtlich meines Eintritt in die Armee Erkundigungen einzuziehen. Der Chef der Cadettenanstalt war ihm persönlich befreundet. Diese An=

stalt war in ihrer Art vortrefflich, konnte aber das, was eine Gymnasialbildung gewährt, nicht ersetzen. Ich besaß mehr Kenntnisse, als für die unterste Classe gefordert wurden und das Ueberschlagen der letzteren erachteten die Militärbehörden nicht für erwünscht. Sie eröffneten dagegen meinem Vater die Aussicht, daß mich später ein in der Residenz garnisonirendes Regiment als „Volontär" aufnehmen werde.

Im Gymnasium erreichte ich die Reife zur Universität, welche Vater für werthvoll hielt, voraussichtlich früh. Er brauchte auch nicht darauf zu sehen, welcher Weg der weniger kostspielige sei, und Alles, was das Familienleben für die Ausbildung eines Jünglings thun kann, gab unser Haus. Weshalb also sollte man mich vorzeitig fortschicken?

Vater theilte seinen Entschluß dem Rath mit, der nun mit den Seinigen Alfreds künftigen Beruf erwog. Der Rath hatte in den Kriegsjahren eine Vorliebe für das hannoversche Militär gewonnen, welches, wie er glaubte, noch einmal für Schleswig-Holstein kämpfen müsse. Dies und die Freundschaft zu mir trug wohl am meisten dazu bei, daß Alfred, der seine vom Schicksal hart betroffenen Eltern am liebsten niemals verlassen hätte, nun auch wünschte, nach bestandener Abiturientenprüfung die militärische Laufbahn in der Residenz zu beginnen.

Der Baron hielt für Wichard, der auf dem Gute keine Altersgenossen besaß, den baldigen Eintritt in das Cadettencorps für rathsam und brachte ihn im folgenden Frühjahr in die hannoversche Cadettenanstalt. Um dieselbe Zeit wurden Alfred und ich confirmirt.

Da wir nun wußten, welchen Lebensweg wir nehmen sollten, auch in den Classen des Gymnasiums immer zusammen blieben, so vereinten wir unser Bestreben, schnell vorwärts zu kommen und arbeiteten viel zusammen. Gewöhnlich fand Alfred sich dazu in unserem Hause ein, und meine Schwester behandelte ihn bald nicht anders als mich. Sie zog ihn, der für Alles, mit Ausnahme der Musik, Talent hatte, wohl gar vor. Er belustigte sie mit seiner Gabe, aus dem Stegreif Verse zu machen, indem er ihre Fragen in Reimen beantwortete oder die Aufgabe ihrer Lehrerin in drolligen Versen erläuterte. Auch zeichnete er sehr hübsch und schenkte seine Bilder gewöhnlich meiner Schwester. Nicht minderes Talent besaß er für das Komödienspiel. Er brachte mit Leichtigkeit in unserer oder seiner Eltern Wohnung

eine Bühne zu Stande, wo dann auch Clotilde kleine Rollen übernehmen mußte. Sie war ein fröhliches Kind, von natürlicher Anmuth und mit einem allerliebsten Gesichtchen.

Das Gut im Kehdingschen besuchten wir seltener, als früher; meine Großmutter, die ihren Wohnsitz dort behalten hatte, kam oft und für längere Zeit zu uns. Das Gut gehörte jetzt Onkel Georg, welcher den Staatsdienst verlassen und die Verwaltung seines Besitzes übernommen hatte. Ich fuhr nicht mehr so gern dahin, weil ich in der Stadt meinen Freund Alfred zurückließ und Onkel Georgs vier Kinder jünger als ich waren und mich nicht anzogen.

Eine sehr glückliche Zeit verlebten Alfred und ich in Wichards Gesellschaft auf dem Gute seiner Eltern. Seit meinem ersten Besuch waren sechs Jahre verflossen und Manches hatte sich verändert. Christian und Friedrich glichen Wichard, wie er damals war; nur schien Friedrich weniger kräftig und lustig zu sein. Auch Adele war für ihr Alter groß. Die blonden Locken, die ihr früher wild um den Kopf hingen, trug sie jetzt wohl geordnet. In ihrem hellen kurzen Kleide, unter einem breitrandigen Strohhut mit bunten Bändern sah sie ungemein zierlich aus. Wenn wir zusammen spazieren gingen, war sie bemüht, Alfred und mir Freundlichkeiten zu erweisen. Seinen Reimereien hörte sie mit Aufmerksamkeit zu und schien, wenn sie ihnen Beifall gespendet hatte, durch vermehrte Liebenswürdigkeit gegen mich zu bezwecken, daß ich mich nicht zurückgesetzt fühle.

Der Baron und die Baronin hatten die dänischen Verwandten, mit welchen der Briefwechsel nur eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen vermochte, nicht wiedergesehen.

Wenige vom holsteinischen Adel, aber leider gerade die näheren Nachbarn, waren mit der jetzt eingetretenen politischen Ordnung, welche demnächst einen Prinzen aus dem Hause Holstein auf den dänischen Thron bringen sollte, zufrieden, in der Hoffnung, nach dem Tode Friedrichs VII. wie früher in Dänemark zu regieren. Der Baron wollte den unrechtmäßigen Zustand nicht anerkennen. Die von einer wilden Presse beherrschte Regierung in Kopenhagen war ihm zuwider. Und daß die Dänen fortgesetzt die Verträge brachen, verdroß ihn. Er glaubte an die göttliche Gerechtigkeit und hielt den gegenwärtigen Zustand für unhaltbar, eine Versöhnung der Herzogthümer mit dem treulosen Dänemark für unmöglich.

Bei diesem verschiedenen politischen Standpunkte fand ein erfreu-

licher Umgang in der Nachbarschaft nur mit der Familie eines Herrn von Eichborn statt, der auch eine Tochter in Adelens Alter besaß. Und oft klagten Wichards Eltern über Einsamkeit. Der Capitän war immer beschäftigt. Er unterrichtete Christian und Friedrich in der Mathematik, den Naturwissenschaften und im Zeichnen; und da er mittelst des hölzernen Beines an einem Stocke mühelos ging, so durchwanderte er Gut und Dorf, immer zu rathen bereit. Die Zeit des Pastors war durch sein Amt und durch den Unterricht, welchen er Wichards Brüdern ertheilte, die der Pastorin durch ihre vier kleinen Kinder in Anspruch genommen.

Nun hatte in dem Walde, der an den See des Schloßparks stieß, ein Bestand alter Bäume gefällt werden müssen. Dadurch war in der schönsten Aussicht, welche man vom Schlosse hatte, eine häßliche Lücke entstanden. Der Baron wollte letztere auf's Neue zu Wald anschonen lassen. Der Capitän widerrieth dies. Es sei ein überreicher Waldbestand vorhanden, und die jetzige Generation würde es nicht erleben, daß die neuen Bäume die Lücke deckten. Er schlug vor, an jener Stelle ein zierliches Wohnhaus zu errichten, welches sowohl vom Schloß einen neuen hübschen Anblick gewähren, als selbst auf das Schloß eine schöne Aussicht haben würde. Dahinter sei für Garten und Haushaltungsräume genug Platz vorhanden. Das Ganze wäre eine angenehme Wohnung, für die sich gewiß so viele Liebhaber finden würden, daß der Baron unter letzteren wählen und auf diese Weise eine erwünschte Nachbarschaft gewinnen könne. Der Capitän hatte sogleich einen Riß entworfen, auch zwei landschaftliche Aquarelle gemalt: die Ansicht vom Schloß auf das neue Haus und hinwieder von diesem auf das Schloß. Der Baronin gefiel der Vorschlag; auch dem Baron schien er zuzusagen. Er hatte den Riß und die Bilder an sich genommen und beschäftigte sich mit diesem Gedanken. Eines Tages, als der Capitän sich neben uns Freunde im Park auf dem Platze zunächst am Schlosse niedergelassen hatte, kam auch Wichards Vater. Er hatte die Bilder mitgebracht und zeigte sie, ohne eine Erklärung zu geben. Wichard besah sie schweigend und sagte dann: „Wie hübsch! Wann wird das Haus fertig? Sieh', Ernst!“ und er reichte mir die Bilder. Alfred schien, indem er sie nun mit mir betrachtete, verstimmt zu werden, weshalb ich ihn, als wir allein waren, fragte: „Hat es Dich verletzt, daß Wichard die Bilder mir, nicht Dir reichte?“

„O nein!“ antwortete er. „Wir Drei sind einer, vornehmer keiner. Der Plan, dorthin ein Wohnhaus zu bauen, gefällt mir nicht. Schlägst Du Gottes Bäume um, pflanz' sie neu zu seinem Ruhm!“

„Der Baron erklärte ja, daß er zu viel Wald habe.“

„Und zu wenig Nachbarschaft,“ fiel Alfred ein. „Nachbarschaft Kummer schafft.“

Ich redete nicht weiter, sondern ließ ihm seine launenhafte Meinung. Gleich darauf war er gegen Wichard herzlich wie immer.

Meine beiden Freunde glichen sich in der Treue und Geradheit. Aber Wichard hatte niemals solche Launen wie Alfred, dessen Gemüth freilich auch ernster, wie sein Verstand schneller und schärfer war.

Eine neue Bekanntschaft, welche wir auf dem Gute machten, kann ich nicht unerwähnt lassen. Während des ersten Gottesdienstes hatte das Orgelspiel mir ungemein gefallen, so daß ich Wichard fragte, ob die Orgel oder der Organist neu sei?

„Beide, wenn Du willst,“ antwortete er. „Vor zwei Jahren starb der alte Cantor. Die Stelle wurde in den Zeitungen ausgeboten. Da kam eines Tages ein kleines Männchen, unser jetziger Cantor Zephirius, zu dem Pastor mit der Bitte, unsere Orgel probieren zu dürfen. Er ist ein alter Junggeselle, ein geborener Flensburger und dort Organist gewesen, bis die Dänen ihn absetzten. Da hat er seine Vaterstadt zum ersten Male verlassen und ist in Hamburg Clavierlehrer geworden. Als er aber erfuhr, daß hier ein Cantor gesucht wurde, hat seine Liebe zu dem alten Stande über die behagliche Lage, die er in Hamburg erworben hatte, gesiegt. Der Klang unserer Orgel gefiel ihm so sehr, daß er die Stelle annahm unter der Bedingung, daß jene nach seiner Vorschrift gründlich reparirt werde, und darauf ist Vater eingegangen.“

An einem Wochentage hörten wir, an der Kirche vorbeikommend, die Orgel spielen. Wir traten ein und stiegen zu Zephirius hinauf. Als er uns kommen sah, unterbrach er das Spiel, schob respectvoll an dem schwarzen Sammetkäppchen, welches den kahlen Kopf bedeckte, und sah uns mit seinen großen Augen gutmüthig an. Alfred stellte sich ihm als seinen Landsmann vor, der gleichfalls von den Dänen vertrieben sei, wogegen Zephirius ihn fragte, ob er Clavier spiele. Als Alfred dies verneinte, schien der kleine Mann weniger Antheil an ihm zu nehmen und richtete dieselbe Frage an mich. Meine Antwort,

daß ich Unterricht im Clavierspiel habe, erfreute ihn und trug mir seine Einladung, ihn zu besuchen, ein.

Hierzu kam es diesmal nicht mehr. Der Tag unserer Abreise war da. Vater und der Rath wollten mit uns in Hamburg zusammentreffen und nach Hannover fahren, um uns dort vorzustellen und unseren, für das nächste Frühjahr in Aussicht genommenen Eintritt in den Militärdienst vorzubereiten.

Wichards Eltern und Geschwister, alle Freunde und Angehörigen des Gutes waren uns zum andern Male so vertraut geworden, daß es uns vorkam, als verließen wir eine zweite Heimath.

In Hannover wurde der Zweck schnell erreicht. Nach wenigen Tagen waren wir zu Hause wieder in regelmäßiger Schulthätigkeit. Indem wir unsere Arbeiten, auch unsere Spaziergänge zusammen machten, verlief uns der Winter rasch und ohne bemerkenswerthes Ereigniß. Nur eines Tages im Februar gedenke ich noch.

Der Eisgang in der Elbe hatte uns nach Brunshausen gelockt. Ein heftiger Ostwind beschleunigte die Bewegung der mächtigen Eismassen, die mit der Ebbe tobend abwärts jagten. Wir standen auf dem Deiche, ich hatte meinen Arm auf Alfreds Schulter gelegt, wir stützten einander gegen den Sturm, sahen dem gewaltigen Treiben zu und lauschten seinem Getöse. Die Schollen schoben und drückten an den Steinblöcken zu unseren Füßen, als wollten sie uns hinweg räumen; und weiterhin in der Strömung stießen die folgenden die vorderen und thürmten sich auf, bis sie krachend zusammenstürzten.

Mir fielen die Verse ein:

> Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
> Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten
> Und sah'n es aufgerissen sich erheben —

und ich sprach sie vor mich hin. Der Freund hatte sie trotz des Lärms verstanden. Er machte sich plötzlich mit einer abweisenden Bewegung von mir los. Ich sah ihn verwundert an. Er sagte:

„Jahr um Jahr derselbe Streit, arges Lärmen, ärger Leid. Immer bleibt's beim Alten.“

Da ich schwieg, wies er mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer und fuhr fort:

„Dort, wo meine Heimath war, hartes Kämpfen Jahr um Jahr. Immer blieb's beim Alten!“

„Ein politisch Lied“, sagte ich.

„Dein Chamisso hat mich darauf gebracht", entgegnete er und lenkte, zur Unterhaltung nicht mehr geneigt, die Schritte heimwärts.

Um Ostern erhielten wir nach glücklich bestandenem Examen unsere Zeugnisse der Reife für die Universität. Nun trafen die Eltern die Vorbereitungen, daß wir im Mai wohl ausgerüstet abreisen könnten.

Alfreds gute Mutter ließ sich den Schmerz der Trennung von dem einzigen Kinde nicht merken. Aber er begriff ihn und war nicht so froh wie ich. Doch freuten wir uns Beide darauf, in einen Beruf einzutreten und mit Wichard wieder vereint zu werden, wenn auch nicht in demselben Regiment, so doch in derselben Garnison. Er war soeben Fähnrich in der Garde geworden und vor dem Eintritt in den Truppendienst für einige Wochen zu seinen Eltern beurlaubt.

Ich fuhr noch einmal nach dem Kehding'schen Gute, um der alten Großmama, welche letzteres nicht mehr verließ, Lebewohl zu sagen.

Da Alfred und ich vor meinem Geburtstag nicht abzureisen brauchten, so wollten meine Eltern diesen zu einem recht fröhlichen machen und luden die Freunde zu einem ländlichen Feste im „Alten Lande" ein, dem fruchtbaren Bezirk an der Elbe zwischen Stade und Harburg, aus dem die „Alenner Kerschen" weit versandt werden. Es war die Kirschblüthzeit. Das Wetter versprach das Fest zu begünstigen. Alle wollten kommen, der Baron mit den Seinigen schon Tags vorher. Wir fuhren nach Brunshausen, um sie bei der Ankunft des Hamburger Dampfers zu empfangen. Schon von Weitem winkten Wichard und seine Brüder mit den Mützen, Adele mit einem weißen Tuche uns Grüße zu. Sie sprang, als die Brücke angelegt war, ihren Brüdern vorbei, machte vor den Eltern ihre graziösen Knicxse und beeilte sich, Alfred und mir, dann auch meiner Schwester die Hand zu reichen. Sie war so lebendig, heiter und hübsch, daß ich, sie ansehend, fast vergaß, die Freunde zu bewillkommnen.

Es wurde eine lustige Fahrt andern Vormittags bei sonnigem Wetter nach Steinkirchen an der Lühe. Onkel Georg mit Tante Anna und ihren Kindern waren eingetroffen, die Bankwagen fuhren vor, es ging an die Vertheilung der Plätze. Wir drei jungen Freunde wurden dem Wagen zugewiesen, worin Tante Anna mit ihrer Tochter, dem Backfisch Cordula, Platz genommen hatte. Wichard hob seine und meine Schwester auf denselben Wagen. Endlich fuhr die Gesellschaft in großer Fröhlichkeit davon. Cordula gab sich Mühe um Wichard,

der sich jedoch lieber in das kinderhaft scherzende Gespräch mischte, welches Alfred mit Adele und Clotilde führte. Mehrere Male zog Adele mich in die Unterhaltung mit ihren Rufen: „Ernst, hast Du den Vers gehört, den Alfred eben machte?“ und ähnlichen. Sie war überaus lustig, Clotilde stiller als sonst, Cordula sehr gesprächig, aber nicht amüsant, wie Adele. Als ich die drei jungen Mädchen betrachtete, sah ich, wie viel zierlicher die Gestalten der beiden jüngeren, wie viel feiner ihre Züge, als die Cordulas waren, die ihren Geschwistern, besonders dem vierzehnjährigen Jobst glich und wie dieser breit von Körper und Gesicht war.

Wir fuhren auf ebenen Wegen, im Schatten der über uns sich vereinigenden Zweige wie im Laubengange eines Gartens. Im Gebüsch an den Wassergräben schlugen die Nachtigallen uud eifrig bei der reichlichen Blüthenmenge arbeiteten die Bienen. Vater im vordersten Wagen leitete den Zug nicht gleich nach dem Orte, wo unter Bäumen das Mittagsmahl eingenommen werden sollte, sondern vorher nach dem Punkte, wo die Lühe in die Elbe fließt. Hier lud er die Gesellschaft ein, den Elbdeich zu besteigen.

Das lohnt wohl der Mühe! Man hat den stolzen, von großen und kleinen Schiffen belebten Strom vor sich und gegenüber, von der Mittagssonne beleuchtet, die Blankeneser Höhen, geziert mit Schlössern und Thürmen, und an den Berglehnen wie Nester hängend die Fischerdörfer.

Wendet man sich nun um, so hat man in der Frühlingszeit ein ganz anderes Bild, welches Jeden, der es zum ersten Male sieht, überrascht. Wie eine Schneedecke auf grünem Walde oder wie ein weißes Tuch, weiß mit grünen Blättchen darauf, breitet sich das Blüthendach von Baum zu Baum weithin, rechts, links, vorwärts. Ueberall die größte Ruhe. Hier und da steigt aus niedrigem Schornstein dunkler Rauch, dem man zürnen möchte, daß er das blendende Weiß verdirbt. Die höheren Häuser heben neugierig das rothe Dach aus der Decke, als wollten sie sich den lustigen Blüthentanz rund um ansehen. Und auf jedem dieser Dächer ist ein großes Nest, die Residenz des Schutzpatrons.

Die Gesellschaft gab sich behaglich diesem eigenthümlichen, reizenden Anblick hin. Kein Laut unterbrach die Stille, bis ein Storch klapperte.

„Wo ist er?“ „Wo ist er?“ fragten die Kinder. Man fand ihn nicht sogleich.

„Wißt Ihr, weshalb der Storch klappert?“ fragte Alfred.

„Er ruft seine Frau,“ erklärte Jobst.

„Mag sein,“ erwiderte jener; „doch weiß ich noch eine andere Erklärung.“

„Erzähle!“ bat Adele und faßte seine Hand.

„Dort steht er. Er trägt den langen Hals so hoch, er will gesehen und bewundert werden. Der Hals ist aber weiß, wie die Kirschblüthen und man sieht ihn nicht. Nun schlägt das eitele Thier mit seinen schwarzen Flügeln und stellt sich gerade auf seine rothen Beine. Das hilft ihm alles nicht; denn auch der Schornstein ist schwarz und das Dach ist roth. So wird er nicht gesehen. Und darum schnattert er.“

„Es ist richtig. Hierdurch hat er sich uns bemerklich gemacht,“ äußerte Cordula.

„Nun stand ein Mann hier auf dem Deich, dem ging es mit dem Storch wie uns,“ fuhr Alfred fort, „und ein Altländer Bauer stand bei ihm. Du Schwätzer, so schalt der Mann den Storch, solltest stillschweigen. Du nutzest weniger, als die Blüthen auf den Bäumen und die Fische im Wasser und die sind doch stumm. Da sprach der Bauer: Lassen Sie mir den Vogel in Ruhe, der bringt dem Alten Lande Glück —“

„Und Kinder!“ rief Onkel Georg aus der Gruppe der Erwachsenen. „Von den vielen Störchen kommen die vielen Menschen im Alten Lande.“

Einige lachten.

„Wir haben im Kehding'schen nicht so viele Menschen,“ sagte Jobst, „aber mehr Hasen und Rebhühner. Die Störche sind Räuber, sie fressen die jungen.“

Jetzt bestieg man die Wagen wieder zur Vollendung der Fahrt nach dem nahen Steinkirchen. Dort blieben wir zu unserem vollkommenen Vergnügen bis zum Abend. Es war ein schöner Tag, für Alfred und mich ein wohlgelungenes Abschiedsfest.

Wenige Tage darauf verließ ich mit ihm meine liebe kleine Vaterstadt.

3.

In Hannover war für Alfred und mich eine Wohnung in dem gut empfohlenen Hause eines Hofsattlers gemiethet. Derselbe empfing uns in Hemdsärmeln, mit dem Schurzfell bekleidet, das Werkmesser in der Hand, nicht eben mit ausgesuchter Höflichkeit. Seine dicke Frau

mit weißer Schürze war manierlicher. Sie stieg mit uns die schmale steile Treppe hinauf, um uns in unsere Wohnung zu führen, welche drei Stuben enthielt und die Front des Hauses einnahm. Ueber dem Sopha hingen die Porträts des Königs Georg und der Königin Marie, Steindrucke nach L'Allemand. Die Zimmer waren so hoch, daß auch der große Wichard, selbst unter den Deckbalken, aufrecht stehen konnte. Im Ganzen bemerkte Alfred nicht mit Unrecht, daß wir in Stade besser gewohnt hatten. Indeß wir waren doch in der Residenz und die Einrichtung war genügend und sehr reinlich. Wir legten uns in die Fensterbank und blickten auf die enge Straße hinab, die uns ebenfalls an Stade erinnerte. Drei oder vier größere Gebäude abgerechnet, waren alle Häuser ungefähr so klein, wie das unseres Hofsattlers. Nur wenige Menschen gingen auf der Straße und gewöhnlich begrüßten sich die einander begegnenden, ein Zeichen, daß viel persönliche Bekanntschaft unter den Einwohnern bestand.

Als wir demnächst ausgehen wollten, fanden wir den Hofsattler in der Hausthür im Gespräch mit seinem Nachbar, dem Buchbinder. Alfred redete sie mit der geschickten Frage nach der Einwohnerzahl der Residenz an.

„Getellt sinn wi nu lange nich," antwortete unser Wirth. „In dem Unglücksjahre 1848 hatten wir 44,000. Jetzt sollen es 50,000 sein."

„Wir sind gewaltig im Zunehmen," bemerkte der Buchbinder.

Alfred machte hierauf ein Zeichen des Erstaunens. Dann sagte er: „Hannover ist eine schöne Stadt."

Der Buchbinder warf einen forschenden Blick auf ihn und entgegnete: „Diese Straße just nich."

Der Hofsattler aber sagte: „Sehen Sie den neuen Stadttheil! Der ist prächtig. Hannover ist eine der schönsten Städte der Welt."

Er meinte dies wirklich so, hatte aber, seit er vor vielen Jahren auf seiner Handwerkswanderung bis Straßburg gekommen war, nichts Anderes gesehen. Alfred und ich kannten Hamburg und mußten uns sagen, daß dort ein viel regeres Treiben und großartigere Anlagen seien. Hannover war ein stiller Ort, in welchem die Menschen gemächlich gingen, als hätten sie viel Zeit übrig, während in Hamburg Jeder eilt, als sei ein Vermögen in Gefahr. Dagegen machten die äußeren Straßen, besonders die Friedrichstraße mit den freundlichen Parkanlagen und dem hübschen Blick über die Wiesen nach dem Deister=

berge und die Georgstraße mit dem neuen Hoftheater und den anstoßenden freien Plätzen einen gefälligen, vornehmen Eindruck, und die Equipagen mit den schönen Pferden und reichen Livreen, zahlreiche Militär-Wachen und -Posten, im Innern der Stadt auch einige elegante Kaufläden ließen wohl erkennen, daß man sich in einer Haupt- und Residenzstadt befand.

Unser Eintritt in die Armee fiel in die Zeit, als der Krieg zwischen Rußland und der mit den Westmächten verbündeten Türkei auch Deutschland in die Verwickelung ziehen konnte. Der Bundestag hatte die deutschen Staaten zu erhöhten Leistungen veranlaßt, eine regere militärische Thätigkeit war eingetreten. Unter den Eindrücken des Kampfes vor Sebastopol betrieben wir unsere Ausbildung um so eifriger.

Den ersten Recrutenunterricht hatten wir noch in unseren Civilkleidern. Unser Instructor, ein Sergeant, der sehr bestimmt, aber freundlich und wohl gesittet war, gab uns einige Dienstbücher mit nach Hause, in denen wir fleißig studirten. Da Königsgeburtstag und mit ihm die große Parade nahe war, bereiteten wir uns auf letztere, die wir selbst noch nicht mitmachen konnten, aber unter Aufsicht unseres Sergeanten ansehen sollten, insofern vor, als wir die Anordnung und den Verlauf derselben in dem Reglement lasen.

„Hier steht: die Musik spielt God save the King. Das ist recht deutsch!“ rief Alfred. „Freilich steht Heil unserm König! Heil! davor. Was soll das!“

„Eigentlich heißt es God save the King,“ erwiderte ich. „Unsere Truppen haben es aus dem englischen Dienst.“

„Die Preußen nennen es Heil Dir im Siegeskranz,“ sprach Alfred mürrisch vor sich hin und las weiter.

Am 27. Mai, Königsgeburtstag, zogen wir in unserer Wohnung zum ersten Mal die Uniform an, die, wie wir uns gegenseitig versicherten und bei dem Blick in den Spiegel auch selbst fanden, uns gut stand. Wir schnallten das Seitengewehr um und setzten den vom König Ernst August eingeführten preußischen Helm auf. An ihm befand sich statt des Adlers das hannover'sche weiße Pferd in Silber und darunter das Motto, welches die Namen der Kriegsschauplätze oder Schlachten enthielt, wo das Regiment mit Auszeichnung gefochten hatte. „Waterloo“ kam in den meisten, „Peninsula“ in vielen Mottos vor.

Nun stiegen wir, uns vorsichtig bückend, die Treppe hinunter und

wurden unten von unserem Hauswirth, diesmal freundlich, begrüßt. „So maak eck Sei lieen!" sagte er. „So mag ich Sie leiden, in des Königs Rock! Ich werde nicht ermangeln, bei der großen Parade zu erscheinen."

Vor der Caserne erwartete uns unser Sergeant. Er musterte unseren Anzug, war mit demselben zufrieden und führte uns in die Nähe des Eingangs zum Waterlooplatz, nahe vor die dichten Reihen der Zuschauer. Hier hatten wir die Paradeaufstellung vor uns und sollten mit anderen bereits aufgestellten Posten das weitere Vordringen des Publikums verhindern.

Der Waterlooplatz in seiner festlichen Ausstattung imponirte mir sehr. Auf den Casernen und dem neuen Zeughause wehten Fahnen, die Fenster dieser Gebäude waren mit bunt gekleideten Damen besetzt. Den Leibnitz-Hügel hinan stand Kopf an Kopf, selbst die Gallerie oben an der Waterloosäule war voll Menschen.

Den rechten Flügel der Paradeaufstellung bildete die in goldenen Kürassen glänzende Garde-du-corps. Ihr dicker Pauker sah auf seinem reich geschirrten Rappen noch über die großen silbernen Pauken gewaltig hervor. In einigem Abstande von ihm hielt ein noch dickerer General. Er hatte ein weißes Taschentuch in der Hand, mit dem er sich den Schweiß von dem Gesicht wischte.

„Das ist der General-Inspecteur der Cavallerie," erklärte unser Sergeant, „Herr General Graf von der Decken. Er hat schon als junger Officier bei Kings german legion in Spanien sich einen Namen gemacht und nachher eine Prinzessin geheirathet. Der Herr General, der jetzt auf ihn zu reitet, ist der Kriegsminister von Brandis, auch ein Legionär."

„Der hat kein deutsches Gesicht," meinte Alfred. Der Kriegsminister hatte dunkele, etwas finster blickende Augen, scharf geschnittene Züge und einen gelblichen Teint.

An die Cavallerie schloß sich die Infanterie. Rechts neben ihr auf einem schönen Pferde hielt ein General von kleiner Gestalt, aber sehr vornehmer, leichter Haltung. „Das ist der berühmte Halkett, der Herr General-Inspecteur der Infanterie," sagte der Sergeant. Wir betrachteten den General Halkett, der 1848 die Hannoveraner in Schleswig-Holstein commandirt und die Sympathie der Schleswig-Holsteiner im höchsten Grade gewonnen hatte, mit dem lebhaftesten Interesse. Seine außerordentliche Tapferkeit, sein ritterliches Wesen,

seine herzliche, das Englische nicht verleugnende Sprache hatten ihn populär gemacht.

„Sie wissen wohl schon, daß er bei Waterloo den General Cambronne nahe vor der Front der französischen Garden gefangen genommen hat,“ fuhr der Sergeant fort. Wir bejahten dies durch Nicken mit dem Kopfe.

„In Schleswig hat er ein Wettrennen mit dem General Wrangel gewonnen,“ sprach eine Stimme aus dem dicht aufdrängenden Volk hinter uns. Es war unser Hoffattler, der festlich im Frack gekleidet war und jetzt den Sergeanten begrüßte, indem er seinen Cylinderhut an dem hinteren Rande erfaßte und etwas lüftete. Er nahm den Hut, wahrscheinlich um die Vorderseite zu schonen, immer so ab.

„Guten Tag, Herr Hoffattler!“ erwiderte der Sergeant. „Nun ja, man kann dies wohl sagen. Die Sache verhält sich so,“ fuhr er uns belehrend fort. „Halkett ist zwar nicht Cavallerist, aber er reitet besser, als irgend sonst wer. In Schleswig hat ihn der preußische General von Wrangel, der ein tüchtiger Cavallerist ist und von Halkett's Reiten gehört hatte, gebeten, eine Recognoscirung mit ihm zu machen, und sich schon gerühmt, er würde Halkett müde reiten. Aber je länger sie ritten, je munterer wurde dieser. So waren sie in der schärfsten pace den ganzen Tag geritten und Abends spät an Wrangel's Quartier gekommen. Da hatte Wrangel gesagt: „Lieber Sir Halkett, Sie müssen müde sein, bleiben Sie diese Nacht bei mich.“ Worauf Halkett antwortete: „O nein, ich danke. Ich habe in mein Hauptquartier ßu thun. Es sind ja nur sechs Meilen dahin!“ Und so war er davon gejagt.

Vor der Waterloosäule stand im rechten Flügel gegen die vorhin beschriebene Truppenlinie die Artillerie mit ihren bespannten Geschützen. Jetzt schlug es von dem alten, über das Residenzschloß hervorragenden Marktthurm zwölf Uhr. In demselben Moment begannen alle Glocken der Stadt zu läuten und eine hinter der Waterloosäule aufgestellte Batterie Salut zu schießen. „Nun geben Sie Acht,“ sagte der Sergeant, „wie schnell die schießende Batterie, wenn die hundert und ein Schüsse heraus sind, in die Paradeaufstellung einrückt.“

„Ja, da steckt unserem alten Sir Julius seine Schule drin,“ sagte der Hoffattler.

„Sie meinen Seine Excellenz den Herrn General Hartmann,“ warf, wieder zu unserer Belehrung, der Sergeant ein. „Auch der gehört zu den berühmten Generalen der Armee und ist bei den Bürgern

sehr beliebt. Vor fünf Jahren nahm er seinen Abschied; sein hohes Alter forderte dies."

„Hei konne nich mehr rieen," sagte der Hofsattler. „Er ist einundachtzig Jahr alt. Aber sein Geist ist noch jung."

„Hier kommt er!" riefen andere Leute hinter uns. Wir sahen uns um. Das Publicum hatte Kehrt gemacht und grüßte einen alten General mit jugendfrischem Gesicht, kurzem schneeweißen Schnurrbart, einer Stumpfnase und zwei lebhaften Augen, der in einem offenen Wagen vorbei fuhr und freundlich dankte.

Jetzt commandirte der Parade-Commandeur: „Parade! Vor Euch!" Die ganze Linie stand still. Das Publicum blickte seitwärts, wo von dem Residenz-Palais der königliche Zug heran ritt.

Der König hatte noch nicht den Waterlooplatz erreicht, als unser Hofsattler mit erschrecklich starker Stimme rief: „Seine Majestät hoch!" Das ganze Publicum stimmte ein und setzte das Hochrufen lange fort. Man hörte kaum das Commando des Parade-Commandeurs: „Achtung! Präsentirt's Gewehr!" Nun fing die Musik an zu spielen.

„God save the King," raunte Alfred mir in's Ohr.

Der König auf einem weißen, langschweifigen Pferde kam heran, neben sich den Flügeladjutanten, welcher des Königs Pferd an einem Beizügel leitete; hinter ihm das Gefolge. Der König, der heute sechsunddreißig Jahr alt wurde, saß schön, nur etwas steif zu Pferde; den Kopf trug er hoch, den Oberkörper gerade, ein wenig nach hinten, die rechte Hand auf das Oberbein gestützt. So galoppirte er die Front ab und darauf nach dem Aufstellungspunkte, wo die Truppen an ihm vorbeimarschiren sollten.

Da wir ihn immer im Auge behielten, so sahen wir, daß sich an diesem Punkte das Publicum jetzt theilte und, ehrfurchtsvoll die Kopfbedeckung abnehmend, seinem Liebling, dem General Sir Julius Hartmann Platz machte. Der König ritt diesem ein paar Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Dann stellte der General sich neben Seine Majestät.

Der Vorbeimarsch begann. Als Wichard an uns vorbei kam, nickten wir ihm zu; aber er sah uns in seinem Eifer nicht. Die Parade verlief vortrefflich, Allen, von Seiner Majestät bis zum letzten Zuschauer, zu großem Wohlgefallen.

Am folgenden Tage schworen wir in ernster Stimmung und feierlicher Form den Eid auf die Fahne.

Nach einigen Monaten erstiegen wir die erste Stufe, wir wurden Corporal. Kaum eine spätere Beförderung hat mich so sehr wie diese erfreut, und nie habe ich den Stolz wieder empfunden, mit dem ich die Ehrenbezeugungen, welche die Soldaten dem Corporal zu erweisen hatten, empfing.

Unsere Volontärzeit verstrich angenehm für uns. Wir waren in guten Händen. Die Officiere erwiesen sich uns freundlich, auf alle Weise förderlich und zogen uns bei passenden Gelegenheiten in ihre Gesellschaft.

Mit Wichard kamen wir so viel zusammen, als die Umstände, vornehmlich die Diensteintheilung der verschiedenen Regimenter gestatteten. Wir Drei waren gleich lernbegierig; aber eine Verschiedenheit der Neigungen stellte sich bald heraus. Wichard hatte für sämmtliche Dienstzweige, für die rein formellen sowohl, wie für diejenigen, welche eine Geistesthätigkeit verlangten, dieselbe Achtung und führte alle mit gleichem Eifer aus. Alfred, ohne auch nur das Geringste zu versäumen und ohne sich außerhalb unseres vertrauten Kreises eine unvorsichtige Aeußerung zu gestatten, sah auf das Formelle herab, über welches er, wenn wir unter uns waren, gern scherzte. Er interessirte sich dagegen lebhaft für den persönlichen Gebrauch der Waffen, wurde ein guter Schütze und ein guter Fechter. Ich fand an allem, was die Taktik, die zweckmäßige Verwendung der geregelten Truppe zum Gefecht, anbetrifft, das größte Gefallen.

Es blieb Alfred und mir nicht lange verborgen, daß die Garde sich als einen bevorzugten Truppentheil etwas höher schätzte, welche Ansicht Wichard, gewissermaßen pflichtmäßig, in sich aufgenommen hatte, ohne daß jedoch seine Anhänglichkeit an uns, sein natürliches, offenes Wesen dadurch geschmälert worden wäre. Er erzählte uns ohne Prahlerei, und wir hörten es ohne Neid, wenn er in den Familien des Hofkreises, in denen er durch Verwandtschaft oder Empfehlungen Zutritt erhalten hatte, vornehmen oder namhaften Personen begegnet war. Alfred war durch Collegen seines Vaters einigen Magistrats-Beamten empfohlen, und mir standen die meinen Eltern befreundeten Häuser offen.

Wenn aber diese Beziehungen unsere Muße nicht in verschiedener Weise in Anspruch nahmen, so vereinigten wir Drei uns immer zum einen oder anderen Zweck. Die Sonntage benutzten wir zu größeren Ausflügen, um uns mit der entfernten Umgegend Hannovers bekannt

zu machen. Am meisten lockten uns die Berge im Südwesten, die man auf dem Waterlooplatz vor Augen hat. Wenn wir die alten, stillen Wälder des Deisters ohne Führer durchstrichen, brachte gewöhnlich Alfred uns aus der Verirrung heraus. Er hatte ein merkwürdiges Gedächtniß für einzelne Bäume, Fußpfade oder andere Merkmale, mittelst deren er sich orientirte. Hatten wir einige freie Stunden, so wanderten wir gern durch das an prächtigen Eichen und Buchen reiche Gehölz der Eilenriede, oder nach Herrenhausen, oder im Winter, wenn Eisbahn war, zum Schlittschuhlaufen nach den von Bäumen und Gebüsch schön umgebenen Gewässern des Georgengartens.

Als wir auf einem dieser Wege um die dritte Nachmittagsstunde im Januar — es war die Zeit nahe vor der erwarteten Beförderung Wichards zum Officier — die Schlittschuhe in der Hand, die Herrenhäuser Allee entlang gingen, begegneten wir dem König. Er ging rasch mit gerader Haltung, den Arm in den des Flügeladjutanten gelegt, der links neben ihm gleichen Schritt hielt. Der Schirm der Militärmütze bedeckte die todten Augen des Königs. Der Flügeladjutant, welcher ihn heute führte, war ein Verwandter von Wichards Mutter. Wir traten zur Seite, machten Front gegen Seine Majestät und legten die Hand an unsere Kopfbedeckung. Wichard stand den Herankommenden am nächsten. Wir bemerkten, daß der Flügeladjutant einige Worte leise sprach und hörten die klangvolle Stimme des Königs, der zu unserem Schrecken vor uns stehen blieb. Ein Wink des Flügeladjutanten bedeutete Wichard, daß dieser angeredet werden solle, und mit einem kaum sichtbaren Druck des Armes hatte Jener den König beinahe in die hierfür passende Stellung gebracht; dennoch that Seine Majestät die Frage: „Sie sind ein Holsteiner?“ nicht genau nach dem richtigen Platze. Zum Glück faßte Wichard sich schnell und antwortete, indem er etwas zur Seite trat, sogleich: „Zu Befehl, Eure Majestät!“ Beim ersten Ton dieser Worte wandte der König seinen Blick — wenn man so sagen darf — auf den Sprechenden. „Ich sehe es gern, daß Holsteiner in Meiner Armee dienen. Sie sind in Meiner Cadettenanstalt gewesen?“

„Zu Befehl, Eure Majestät.“

Hierauf richtete der König den Kopf noch etwas höher, als wolle er hierdurch grüßen, und schritt davon, ohne Alfred und mich zu beachten. Wahrscheinlich wußte er gar nicht, daß Wichard nicht allein war. Diese Begegnung machte uns recht traurig. Zum ersten Male

sahen wir den König so nahe, seine hehre Gestalt, sein edles Gesicht. Er war ein stolzer König und blind!

Wir gingen schweigend neben einander, bis ich sagte: „Welch' feine Züge!"

„Aber kalte," meinte Alfred. „Es ist kein Herz darin."

„Für alle Blinde hat er Sympathie," entgegnete Wichard.

„Für die mag er Mitgefühl haben," war Alfreds Antwort.

In der folgenden Woche wurde Wichard, und wenige Monate später Alfred und ich in unsern Regimentern zu Seconde-Lieutenants befördert.

Nun wurden wir von dem Officiercorps zu Gast in die Messe geladen, um als Mitglieder derselben eingeführt zu werden. Diese Tischgesellschaft eines jeden Regiments, an welcher regelmäßig alle unverheiratheten Officiere Theil nahmen, war den englischen Officiermessen nachgebildet und beruhte auf der Ansicht, daß, so streng auch der Rangunterschied im Dienst bewahrt werden müsse, außer Dienst jeder gentleman als solcher seinen Genossen gleich sei. Auch englische Sitte herrschte in den hannoverschen Messen. Man erschien im Gesellschaftsanzuge und dinirte spät. Für die Tischordnung sorgte ein Präsident und ein Vicepräsident. Der Präsident übte die gesellschaftliche Leitung selbst gegen Höhere im Range aus. Sie mußten nicht minder seinen Anordnungen Folge leisten. Durch solche Rechte und Pflichten bildete sich eine Vorsicht des Benehmens, der Takt im Verkehr der Jüngeren und Aelteren, gegenseitiges Vertrauen und eine Freiheit und Sicherheit des Umgangs, durch welche die hannoverschen Officiere sich auszeichneten.

Alfred und ich erhielten an diesem Tage unseren Platz zu beiden Seiten des am oberen Ende der langen Tafel sich niederlassenden Präsidenten, heute ein Premier-Lieutenant. Mein Nachbar rechts war ein Major mit der Waterloo-Medaille, ihm gegenüber saß links von Alfred ein Halfpay-Officier aus der Legion, Ehrenmitglied der Messe, in elegantem, für den bejahrten Mann mit dem gefärbten Schnurrbart und knochigem Gesicht zu jugendlichem Civilanzuge. Der Präsident und die alten Herren waren so freundlich gegen mich, daß ich die erste Blödigkeit bald überwunden hatte, mir nicht allein die Speisen, sondern auch den Wein gut schmecken ließ und von Gang zu Gang lustiger und gesprächiger wurde. Dabei amüsirte ich mich im Stillen über den Legionär mir gegenüber, dessen verwittertem Gesicht ich schon

begegnet zu sein glaubte. Bald fiel mir ein, daß er einem Bilde des Don Quixote glich und ich beobachtete nun mit Ergötzen, wie ernsthaft er sich mit Alfred unterhielt. Dieser schwieg fast ganz still; aber ich sah an seinen gespannten Gesichtszügen, daß er sich innerlich belustigte.

Nun wurde der Kaffee gereicht.

„Mit Erlaubniß, Herr Präsident," sagte der Major neben mir und stand auf, als Jener eine genehmigende Verbeugung machte.

„Was ist's heute?" rief der Halfpay-Mann ihm nach.

„Er hat immer Jemandem etwas zu sagen, was er nicht vergessen will", flüsterte der Präsident mir zu. Ich sah den Major zu dem Vicepräsidenten, unseren ältesten Capitän, gehen und mit ihm sprechen. Dann kam er wieder und nahm seinen Platz ein, indem er sagte: „Ich hatte Recht. San Sebastian liegt in Guipuzcóa."

„Guipúzcöa heißt es", warf der Halfpay-Mann ein.

„Das bezweifele ich; doch werde ich mich zu Hause überzeugen. Guipúzcöa habe ich noch niemals gehört", entgegnete der Major.

„Ich aber an Ort und Stelle oft genug", erwiderte der andere und setzte, sich an uns wendend, hinzu: „Ich lese gern Spanisch. Der Don Quixote in der Ursprache ist ganz 'was anderes."

Ich lachte auf. Der Präsident sah mich ernst an, und ich rief, um meiner Unschicklichkeit einen Mantel umzuhängen: „Ein herrliches Buch! Man braucht nur daran zu denken, um immer wieder zu lachen."

„Ganz richtig", bestätigte der Spanier. So bezeichneten ihn, wie ich später erfuhr, die jüngeren Kameraden, wenn sie von ihm sprachen.

Jetzt wurde das weiße Tafelleinen von dem mit grünem Tuch belegten Tische abgenommen und damit das Ende des Diners bezeichnet, worauf Jeder nach Gefallen fortgehen durfte. Heute blieben die Meisten. Man rückte zusammen; nur zwei Seconde-Lieutenants behielten im eifrigen Gespräch ihren alten Platz abgesondert am Ende des leerer gewordenen Tisches.

„Kastor!" rief der Präsident und der eine von jenen Beiden blickte auf. „Darf ich bitten, anzuschließen." Die Freunde erhoben sich, um die Plätze unmittelbar neben der übrigen Gesellschaft einzunehmen. „Der andere heißt Pollux", erklärte der Präsident. „Die beiden sind unzertrennlich. Schon als Fähnrichs 1848 in Schleswig

haben sie sich gegenseitig beigestanden. Ihr werdet auch Spitznamen bekommen, wenn Ihr beliebt bei uns seid."

Dieses „Ihr" hatte der Premier-Lieutenant, cordialerweise im Plural, für Alfred und mich gemeint. Ich verstand es aber im Singular, wie es in Hannover, wo man sich selten duzte, unter näher stehenden Kameraden üblich war. Deshalb fragte ich den Präsidenten: „Welchen Spitznamen habt Ihr denn?"

Der Spanier, auch Alfred sahen mich erstaunt an, und der Präsident antwortete: „Das werden Sie im Laufe der Zeit wohl hören."

Nun erkannte ich meinen blunder. Zu dem Gebrauche des „Ihr" berechtigte nur eine längere Bekanntschaft und dem Jüngeren kam es nicht zu, dasselbe gegen den Aelteren zuerst zu gebrauchen. Meine Verlegenheit mußte unverkennbar, mein mistake aber verzeihlich sein, denn der gutmüthige Major sagte sofort: „Seine Altersgenossen nennen ihn Zettel, weil er einmal bei einem Liebhabertheater den Zettel im Sommernachtstraum unvergleichlich gespielt hat."

„Ja wohl, Herr Major", ergänzte lachend der Präsident, und setzte, sich freundlich an mich wendend, hinzu: „Das heißt, ich blieb stecken."

Eine silberne Amphora mit Champagner wurde aufgesetzt, das „Pass the bottle" begann. Die Musik war entlassen, die Dienerschaft aus dem Saal gegangen und wartete im Nebenzimmer. Die Unterhaltung an der Tafelrunde wurde nun eine gemeinsame.

„Was macht das Kind von Frankreich?" fragte der alte Capitän, der Vicepräsident gewesen war, einen ihm schräg gegenüber sitzenden Premier-Lieutenant, der wegen seines eifrigen Zeitungslesens der Politiker genannt wurde. Der Präsident machte, indem er sich seine Manilla anzündete, ein höchst behagliches Gesicht; er freute sich, daß das Gespräch in lustigen Gang zu kommen schien.

„Ich danke für gütige Nachfrage, Herr Capitän", antwortete der Gefragte. „Die letzten Nachrichten lauten den Umständen nach gut. Es ist", fuhr er fort, wahrscheinlich um den Widerspruch der alten Herren hervorzurufen, „unter dem Glücksstern seines Vaters zur Welt gekommen, der auch geboren wurde, als Frankreich einen großen Krieg siegreich beendigt hatte."

„Und ehe es den folgenden anfing, wollt Ihr sagen", unterbrach ihn der Präsident.

„Napoleon IV. wird dasselbe Glück wie seine Vorgänger haben",

nahm jener wieder das Wort. „Napoleon III. ist der Mächtigste auf Erden geworden.“

Meinem Nachbar, dem Major, schwollen die Adern an der Stirn. „Bis er vom Schicksal erreicht wird, wie der sogenannte Große bei Waterloo!“ warf er ein. Aber der Spanier, der die Franzosen ebenfalls aus dem Grunde seines Herzens haßte, seufzte und meinte: „Wenig Aussicht, seitdem er sich mit England befreundet hat.“

„Wir müssen uns selbst helfen“, sagte der alte Capitän.

Der Spanier legte den rechten Arm auf den Tisch und sah sich ironisch nach diesem Sprecher um.

„Wir können uns selbst helfen“, fuhr letzterer fort, „wenn wir Alle zu Preußen halten.“

Alfred, welcher nach wie vor bei seiner Enthaltsamkeit wie im Trinken, so im Sprechen beharrte, machte ein unzufriedenes Gesicht. Der Spanier schlug, indem er sich gegen seine Stuhllehne zurückwarf, mit der Hand auf den Tisch und der Major rief: „Ihr wieder mit Eueren Preußen! A propos, ich habe im Siborne nachgesehen. Nachmittags 4½ Uhr hatten die Preußen erst 16,000 Mann auf dem Schlachtfelde.“

„Mag sein“, antwortete der Capitän. „Wellington hat zu Lord Hill gesagt: Blücher oder die Nacht.“

Dieses Gespräches erinnere ich mich noch genau. Es veranlaßt mich jetzt, da ich es niederschreibe, zu einigen Bemerkungen. Es ist oft gesagt worden, man habe in Hannover die Preußen nicht geschätzt. Das ist ein Irrthum. Insbesondere dachte auch die Mehrzahl der jüngeren Officiere, wie der alte Capitän. Die meisten Legionärs und Waterloomänner hatten freilich vor Deutschland mit Ausnahme Hannovers, wenig Respect; sie lebten in ihren Erinnerungen. Der sonderbare Streit, ob „der eiserne Herzog“ in der Schlacht von Waterloo, welche der englisch-deutschen Legion und den Hannoveranern reiche Lorbeeren gebracht hatte, ohne Blücher's Hilfe unterlegen wäre oder nicht, war noch immer an der Tagesordnung und wurde von ihnen natürlich verneinend entschieden. Die neueren Kriege, die italienischen und ungarischen Feldzüge der Oesterreicher 1848 und 1849, so wie der soeben beendigte Krimkrieg, welche von den jüngeren Officieren mit Eifer studirt wurden, interessirten jene Herren natürlich auch, doch bei Weitem nicht so lebhaft.

„Der Pariser Friedensvertrag steht jetzt in der Kreuzzeitung“, sagte der Politiker, um das Gespräch von Waterloo abzulenken.

„Na, die Preußen haben wenig dazu gethan“, entgegnete der Major und setzte sein Zwiegespräch mit dem Capitän fort: „Vor dem Schlimmsten schützte uns der Wald von Soigne.“

„Da wäre keine Ordnung mehr gewesen. Ihr wart durcheinander und erschöpft.“

„Erschöpft? — Um 8 Uhr Abends machten wir ja noch den Angriff.“

„Ja. Aber die Offensive war doch bei den Preußen und sie verfolgten.“

„Habt Ihr Eueren Herrn Onkel schon gesprochen?“ fragte nun ein junger Officier einen andern über den Tisch hinüber. Dieser Onkel stand im Hofdienst und hatte den König nach Braunschweig zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Herzogs begleitet.

„Ja, heute Mittag.“

„Wie ist's in Braunschweig gewesen?“ warf der Spanier hin.

„Sehr hübsch, besonders die Illumination.“

„Welche regierende Herren sind denn wirklich hingekommen?“ fragte der Politiker.

„Außer unserer Majestät noch der Großherzog von Oldenburg und der alte Fürst von Bückeburg.“

„Auch der Herzog von Coburg“, ergänzte Einer.

„Ja, der auch und der von Augustenburg.“

„Der wollte 1848 Ihr Herzog werden,“ sprach der Präsident zu Alfred. „Kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn niemals gesehen,“ antwortete Alfred.

„Ich habe ihn 1848 gesehen,“ fuhr der Präsident fort. Als wir zum ersten Male nordwärts zogen, kam er uns nach und erreichte uns in Gravenstein. Er machte den Eindruck eines englischen Lords.“

„Mein Vater ist der Ansicht, daß er nach Recht Herzog von Schleswig-Holstein sein müßte,“ bemerkte Alfred.

In solcher Weise ging das Gespräch von einem Gegenstand zum anderen, aber ich erinnere mich des Weiteren nicht. Ich wurde immer lebhafter. Als ich endlich gar rief: „Gib mir ein Glas Sect!“ lehnte der Präsident sich in komischer Weise in seinen Stuhl zurück, machte eine Bewegung, als wäre er so dick wie Falstaff, und sprach mit breiter Stimme: „Nu, Heinz! Welche Zeit am Tage ist es, Junge?“

Alfred stand auf, kam zu mir und raunte mir fast befehlend in's Ohr: „Ernst, es ist hohe Zeit, daß wir gehen.“ Ich erhob mich, wir empfahlen uns und wurden freundlich entlassen. „Gieb mir Deinen Arm,“ sagte er, als wir auf der Straße waren. So gelangten wir nach unserem Hause. Die Laterne vor demselben ließ uns trotz des strömenden Regens den Hofsattler erkennen, der in der Hausthür auf uns wartete: „Guten Abend, meine Herren. Ein schöner Abend.“ Er richtete seinen Blick auf uns, nur einen Moment auf Alfred, länger auf mich.

„Das Fleisch ist willig,“ stammelte ich, „aber der Geist ist schwach.“

„Dat Fleisch ook. Sie haben heute zu bonvivant gelebt. Na, ich will Sie hinauf leuchten.“

Am anderen Morgen trat ich nach dem Exerciren an den Premier-Lieutenant, genannt Zettel, hinan und sagte: „Ich hatte gestern zu viel getrunken.“

„Schadet nicht,“ antwortete er und reichte mir die Hand. „An hohen Festtagen mag das wohl einmal vorkommen. Besser ist's freilich, es kommt gar nicht vor.“

Dies habe ich mir zur Lehre gereichen lassen.

4.

Georg V. war nicht allein körperlich, sondern auch geistig blind, obgleich er einen hellen Verstand und gute Kenntnisse besaß. Das Geschlecht der Welfen erschien ihm über alle Fürstenhäuser erhaben, berechtigt und verpflichtet, das Königthum nach Außen vollkommen souverän, nach Innen uneingeschränkt mächtig zu gestalten. Er wollte als Selbstherrscher regieren bis in Kleinigkeiten hinab. Die führende Hand, die er bei dem Geringsten nicht entbehren konnte, sollte seines Willens Unterthan sein. Er brauchte gefügige Menschen; versagten sie als seine Werkzeuge ihren Dienst, so warf er sie fort und nahm andere.

1855 ernannte er schon sein drittes Ministerium, das Ministerium Borries, welches die Verfassung von 1848 abzuändern und die königlichen Einkünfte zu erhöhen bereit war. Zu dem ersteren Zwecke führte dasselbe den vom deutschen Bundestage gutgeheißenen Verfassungs-Rückschritt aus, durch welchen die Ritterschaften ihre frühere Herrschaft in der Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung wieder erhielten. Alsdann wurde mit letzterer, nachdem man eine nachgiebige

Majorität auch in der Zweiten Kammer zu Stande gebracht hatte, das sogenannte Finanzcapitel vereinbart, welches einen großen Besitz aus den Domänen des Landes als königliches Haus-Eigenthum ausschied.

Indeß amüsirte die Residenz sich wie früher und ergötzte sich an den mehr oder weniger witzigen Bemerkungen über die Creaturen des neuen Regimes. Im Ganzen blieben die Hannoveraner königlich gesinnt. Die Einfachheit, welche in dem Familienleben des Kronprinzen und der Kronprinzessin gewaltet hatte, war verschwunden. Der König liebte die Pracht, obwohl er sie nicht sah, und aus der Machtfülle der Majestäten entwickelte sich ein Prunk, mit welchem die Mehrzahl der Unterthanen wohl zufrieden war. Am meisten die Residenzbewohner. Sie freuten sich, einen glänzenden Hof zu besitzen, dem sie die rasch entwickelte Vergrößerung und Verschönerung der Stadt, erhöhte Kunstgenüsse, das Aufblühen der Gewerbe verdankten. Und die Politik trennte alte Freunde nicht sogleich, wie ich dies an unserem Königlichen Hoffattler und seinem Nachbar, dem Buchbinder, beobachtete. Als letzterem von den Regierungsbehörden die Arbeit entzogen war, weil er sich in der Opposition bemerklich gemacht hatte, da sagte der Hoffattler gutmüthig: „Wat sall eck datau seggen" und unterhielt sich nach wie vor mit dem Nachbar in der Hausthür.

Aber das Ministerium Borries forderte die Opposition förmlich heraus. Weniger die rücksichtslose Energie an sich, mit der es seine Zwecke durchsetzte, als die Mittel, deren es sich bediente, riefen große Erbitterung hervor. Persönliche Beeinflussungen, grobe Willkürlichkeiten, gegen welche sogar Behörden klagend auftraten, der Versuch, den Widerstand der Gerichte zu brechen, trugen böses Blut in die Bevölkerung. Der Abgeordnete Rudolph von Bennigsen gab in der Allgemeinen Ständeversammlung der im Lande herrschenden Unzufriedenheit beredten Ausdruck und gewann schnell zahlreiche Anhänger im Volke. Eine schärfere Trennung der Parteien trat ein. Der Hoffattler nannte seinen Nachbar jetzt den „Bennigser", grüßte ihn nicht mehr und stand Abends allein in seiner Hausthür.

Der Minister von Borries hatte mich einmal, als ich ihm vor dem Steinthor begegnete, angeredet. Er war früher Regierungsrath in Stade gewesen und erinnerte sich meiner. Ich erkannte ihn nicht gleich. In einem schlechten Rock, seine großen Füße mit groben Stiefeln bekleidet, trat der kleine, plumpe und häßliche Mann auf mich zu, fragte nach meinem Vater und that so bekannt, daß ich in meinem

nächsten Briefe nach Haus fragte, ob ich Seiner Excellenz meine Aufwartung machen solle. Vater verneinte dies.

Dagegen mahnte meine Mutter, ihre Verwandten zu besuchen. Ich folgte ihren Wünschen hierin, fühlte mich aber nicht heimisch in diesen Häusern.

Die Ritter, welche 1848 in nicht vornehmer Weise den Forderungen der Revolution nachgegeben und jetzt durch ihre Umtriebe das damals Verlorene wieder gewonnen hatten, waren trotzdem unzufrieden. Sie hatten politischen Einfluß auf den blinden König ausüben wollen, was ihnen mißlang, und der wenig aristokratische Minister von Borries sagte ihnen nicht zu. Sie zogen sich mehr und mehr vom Hofe zurück und überließen den König, wie die unerfahrene Königin, statt diese zu schützen, ungeeigneteren Leuten. Der Adel in der Residenz schloß sich in seinem Cirkel noch enger als früher ein.

Die adeligen Verwandten hatten mich mit vollendeter Höflichkeit empfangen; aber ihr Benehmen gegen mich war und wurde nie natürlich. Am lustigsten war eine Wittwe, die in der Familie Tante Balbina genannt wurde, eine noch blühende, kräftige Dame, deren zehnjährige Ehe kinderlos geblieben war und nicht glücklich gewesen sein soll. Sie hatte den Ruf großer Frömmigkeit, sprach zuweilen salbungsvoll und bemühte sich um mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, die unter dem Protectorat Ihrer Majestät standen. Sie lud mich öfter ein und fragte viel nach meiner Cousine Cordula, die sie zu sich nehmen wollte. Aber auch sie, wie die anderen adeligen Verwandten, ging, wenn ich vornehmen Besuch bei ihnen traf, über unser verwandtschaftliches Verhältniß gern hinweg.

Lieber besuchte ich Frau Elisabeth, eine Dame in den Funfzigen, die Wittwe eines hohen Staatsbeamten, zu dem mein Vater in nahen Beziehungen gestanden hatte. Ihr Haus, welches bei Lebzeiten des Mannes von den gebildetsten und bedeutendsten Menschen, einheimischen wie fremden, gesucht worden war, stand noch jetzt den alten Freunden offen, und auch mich nahm Frau Elisabeth mit wohlthuender Freundlichkeit auf. Anmuth und Herzensgüte verschönten ihre Züge, aus denen ein klarer, lebhafter Geist leuchtete. Gern kam ich bald und oft wieder, immer gewann ich etwas für mich selbst.

In ihrem Hause lernte ich ein Ehepaar kennen, welches den angenehmsten Eindruck auf mich machte, den bedeutendsten der Mann, Aurelius. Er blickte aus seinen dunkeln Augen fest, selbstbewußt und

dennoch bescheiden. Seine Redeweise, kurz und wohlklingend, war sicher, aber ohne Anmaßung. Man schenkte ihm gern das vollste Vertrauen; an dem, was er sagte, zweifelte man nicht. Er hatte bis zum Tode des Königs Ernst August im Ministerium gearbeitet und widmete sich jetzt, ohne öffentliches Amt, der Politik und gemeinnützigen Bestrebungen.

Alfred besuchte nicht so viele Gesellschaften wie ich, machte aber zahlreiche Bekanntschaften, weil er es liebte, mit Menschen jedes Standes und Berufs gelegentlich zu sprechen. So wußte er bald von den Verhältnissen in der Stadt mehr als ich. Mit einigen Familien war er in freundschaftlicher Verbindung. Am besten gefiel ihm das Haus des Senators Wellmeier, der eine schöne junge Tochter hatte, um die sich, wie die Welt glaubte, der Premier-Lieutenant, genannt Zettel, ernstlich bemühte. Alfred wünschte dieser Bewerbung einen günstigen Ausgang. Bei dem Senator lernte er Aurelius kennen, der ihm großes Interesse einflößte und den er, wo er konnte, aufsuchte.

Wichard wurde bald in der ersten Gesellschaft fast verzogen. Wir konnten dies im Theater beobachten, wenn er seine Bekannten in ihren Logen besuchte, wo uns dann auf unseren Parketplätzen die Art, wie er aufgenommen wurde, nicht verborgen blieb. Er war ein auffallend schöner Mensch und seine Unbefangenheit hatte etwas Ideales. Eine alte Ministerin machte ihm förmlich den Hof und die Gesandten, welche heranwachsende Töchter besaßen, empfingen ihn ohne jede diplomatische Förmlichkeit. Er aber fühlte sich am wohlsten in dem Hause seines Compagnie-Chefs, des Hauptmanns von Leinau, der sich erst kürzlich mit einer ebenso guten, wie schönen, reichen, aber bürgerlichen Dame vermählt hatte.

Die gesellschaftlichen Verbindungen brachten es mit sich, daß wir drei Freunde auch verschiedene Herrenclubs aufsuchten. Das Clubleben war damals in Hannover sehr ausgebildet. Der Adel hatte seinen Billardclub, dessen Mitglied Wichard auf den Wunsch seiner Vorgesetzten geworden war. Alfred und ich ließen uns in das sogenannte Museum, die zahlreichste Herrengesellschaft der oberen Stände, aufnehmen, welches sich durch einen sehr vollständig ausgestatteten Lesesaal auszeichnete. Alfred war außerdem in einen lustigen Club eingetreten, der sich „Lemförde“ nannte, am wenigsten exclusiv war, keine Lecture, wenig Kartenspiel, aber viele witzige Mitglieder aufzuweisen hatte und in dem Ruf größter politischer Freisinnigkeit stand.

Trotz dieser uns äußerlich trennenden Beziehungen blieben wir

Freunde in inniger Verbindung. Alfred und ich konnten, da wir zusammen wohnten, unsere Erlebnisse stets austauschen. Und selten verging ein Tag, ohne daß Wichard bei uns oder wir bei ihm eintraten und er dann rückhaltlos erzählte, was ihm begegnet war.

Unter den vornehmen jungen Männern in seinem Regiment stand Timon dem Hofe sehr nahe. Er zog Wichard in auszeichnender Weise an sich. Wir erklärten uns dies aus dem Umstande, daß auch er kein geborener Hannoveraner und um so bereitwilliger war, den jungen Kameraden in die fremden Verhältnisse einzuführen. Durch Wichard lernten Alfred und ich ihn kennen. Er war eher häßlich als hübsch, aber gescheut, talentvoll, ein angenehmer Gesellschafter. Dennoch empfanden wir keine Zuneigung zu ihm. Wir konnten nicht sagen weshalb und hatten keinen Grund zu glauben, daß er das Herz nicht auf dem rechten Flecke habe; aber es lag etwas Ausweichendes in seinem Wesen, was unserer Offenherzigkeit nicht entsprach und uns in seiner Gegenwart vorsichtig machte.

Eines Tages theilte Wichard uns mit, daß die Frau seines Compagnie-Chefs nicht hoffähig, also vorläufig von der allerhöchsten Gesellschaft, zu welcher übrigens das ganze Regiment Zutritt hatte, ausgeschlossen sei und daß ihre Zulassung bei Hof, um welche ihr Mann gebeten hatte, auf Schwierigkeiten stoße. Hoffähig waren, außer der Ritterschaft, die Ritter des Guelphen-Ordens und sämmtliche Officiere, von Damen aber nur die adeliger Geburt, sowie einzelne, denen aus besonderer königlicher Gnade die Hoffähigkeit ausnahmsweise beigelegt war. Wichard erzählte dies mit Bezug auf Frau Felicia von Leinau in solcher Erregung, daß Alfred ihm sagte: „Nimm dich in Acht, daß Du Dich nicht in die schöne Frau verliebst.“ Da wurde Wichard ganz roth. Einige Zeit später erfuhren wir von ihm, daß allerlei Intriguen gegen Felicia gespielt zu haben schienen, schließlich aber der König auf die Bitte eines hohen Officiers die Ausfertigung des Hoffähigkeitsdiploms für die Dame seines Garde-Regiments befohlen hatte.

So lernte ich sie denn auf einem Hofballe im königlichen Residenzschlosse kennen. Sie war eine feine, reizende Erscheinung, herrlich gekleidet, die schönste in der Gesellschaft. Tante Balbina, gegen die ich meine Bewunderung äußerte, lachte mich aus. „Welcher Geschmack!“ sagte sie. „Wie kannst Du sie im Geringsten mit Ihrer Majestät vergleichen! Und Manche weniger schöne sind noch immer schöner, als diese junge Frau, welcher man ihre Extraction und das Kleinstädtische ansieht.“

Wichard stellte mich Felicia vor. Sie begrüßte mich mit unbefangener Freundlichkeit und gab mir sogar einen Tanz, was ihre Gegner, wie ich später hörte, als einen Beweis bezeichnet haben, daß sie das bürgerliche Blut nicht verleugnen könne. Ihre Natürlichkeit, die ihr mit Unrecht als Coquetterie zur Last gelegt wurde, kleidete sie allerliebst. Gewiß, sie konnte einen jungen Mann bezaubern. Aber Wichard's Herz schien mir ruhig zu bleiben, wie sein Verstand gegen alle Verlockungen der Eitelkeit kühl war.

Auf diesem Hofballe gehörte er zu den Beneideten, welche Ihre Majestät zu einem Tanz befehlen ließ. Die Königin Marie hatte eine hohe, schöne Gestalt und ihr Gesichtsausdruck war, sobald sie die ihr peinlichen Acte des Ceremoniells überstanden hatte, froh und lieblich. Sie tanzte gern und mit Anmuth. Selbst der ernste Alfred freute sich an dem Anblick, als sie mit unserem Freunde dem Paar, welches den Vortanz hatte, folgend, durch den Saal schwebte.

In dieser Nacht sagte ich, als wir uns zum Schlafengehen entkleideten: „Nun ich Wichard neben Felicia gesehen habe, fürchte ich für ihn nicht mehr."

„Ich noch," entgegnete Alfred.

„Er ist mit ihr zu unbefangen."

„Das ist vielleicht nur Schein."

„Was denkst Du!" rief ich aus. „Sie ist verheirathet, die Frau eines Kameraden."

„Ich fürchte nicht für seine Rechtschaffenheit, aber für seine Gemüthsruhe," erwiederte er. „Seit ich ihn warnte, hat er jedes Gespräch über sie mit uns möglichst vermieden. Sie ist das erste und einzige Geheimniß, was er vor uns hat."

Wenige Wochen später wurde jeder von uns durch Briefe von Haus in Trübsal und Sorge versetzt. Ich erhielt die Nachricht von dem Tode meiner Großmutter, die ohne Krankheit sanft entschlafen war. Alfred traf die ihn auf das Heftigste ergreifende Mittheilung von der schweren Erkrankung seiner Mutter. Er bat sogleich um Urlaub und reiste nach Stade. Und Wichard erfuhr, daß sein Bruder Friedrich ernsthaft erkrankt war. Sein Vater hatte einen Kieler Arzt zugezogen.

Meine Trauer führte mich wieder zu den Verwandten meiner Mutter. Tante Balbina tröstete mich damit, daß Großmama nun im Himmel sei. „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth",

sprach sie, „der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder.“

Hierauf fuhr sie fort: „Hoffentlich kommt Cordula nun bald. Ich muß Hilfe haben. Die Königin fragte gestern abermals, wann ich ihr das junge Mädchen vorstellen würde. Ihre Majestät weiß, wie überbürdet ich bin.“

Alfreds Mutter hatte noch die Freude, den heiß geliebten Sohn in die Arme zu schließen. An seinem Herzen war sie entschlafen. Die erste Nachricht von ihrem Tode erhielt ich von meiner Schwester, welche traurig klagte, wie sehr die gute Frau Räthin ihr fehlen werde. Nach einigen Wochen kehrte Alfred zurück. „Keine andere Liebe ist so uneigennützig, wie die der Mutter zu ihrem Kinde!“ Mehr sagte er kaum über seinen Verlust und erst allmählich schüttete er Wichard und mir sein Herz aus. Dann sprach er immer lieber von der Verstorbenen, deren früher Tod, wie er meinte, von dem schleswig-holsteinischen Kriege herbeigeführt sei, der ihr Gesundheit und Heimath gekostet hatte. Nur mit Mühe unterdrückte er die Bitterkeit seines Schmerzes. Er hatte um seine Versetzung nach Stade bitten wollen und klagte, daß sein vereinsamter Vater dies für ein Opfer halte und nicht wünsche. Abends, wenn er mit mir allein war, unterhielt er mich gern von der Zärtlichkeit, welche Clotilde der Räthin gezeigt, von der vortheilhaften Entwickelung meiner Schwester, welche seine Mutter am liebsten um sich gehabt habe. Mit immer neuen Einzelheiten suchte er dieses, leider nun gelöste Verhältniß darzustellen.

Wichard lebte wochenlang in Angst um seinen Bruder. Daß er nach Hause käme, wünschten seine Eltern nicht. Friedrichs Fieber waren stark und anhaltend. Die eigentliche Krankheit war endlich besiegt, aber eine große Schwäche geblieben, welche den Genesenden des Lebens noch nicht froh werden ließ.

Jeder von uns Freunden wünschte, den andern in seiner Trübsal zu zerstreuen. Dies führte wieder zu gemeinschaftlichen weiten Spaziergängen. Es war in der heißen Sommerzeit, als wir eines Sonntags bei Sonnenaufgang die Stadt verließen und nach dem Döhrener Thurme gingen, wo südlich der Stadt nicht weit von der Leine die Eilenriede beginnt, welche Hannover auf dem rechten Flußufer im weiten Bogen umspannt. Wir gingen durch den ganzen Wald bis an seinen anderen Endpunkt, den Lister Thurm. Die Sonne brannte schon heiß, Alfred wollte aber noch weiter. Er sagte: „Der Senator

Wellmeier erzählte neulich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Wald hier ebenfalls bis an die Leine gereicht hat. Laßt uns in der Vorstellung, es wäre noch so, den Bogen ganz vollenden."

Wir setzten den Marsch fort. Schwere Wolken stiegen auf, bald hörten wir den ersten Donner. Als wir um die neunte Morgenstunde die Herrenhäuser-Allee erreicht hatten, in der es noch still war — nur ein Wagen fuhr der Stadt zu — ergoß sich das Gewitter mit seiner ganzen Macht über uns. Wir sahen, daß jener Wagen, eine Miethkutsche, hielt, ein Herr und eine Dame ausstiegen und in den von hohen Bäumen freiesten Theil des Georgengartens eilten. Dies auffallende Benehmen machte uns um so neugieriger, als Wichard sagte: „Das sind ja meine Hausgenossen."

Wir gingen den Leuten nach, die sich dem Regen aussetzten, nicht einmal ihre Schirme aufspannten und auf einem breiten Wege stehen blieben. Der Mann war von mittleren Jahren, hohlwangig und hohläugig, die Dame, mit unangenehmem, fast frechem Blick, mindestens ebenso alt. Sie waren elegant gekleidet, sahen aber dennoch verkommen aus, er wie ein verdorbenes Genie, sie schlimmer.

Sie wollten nicht erkannt sein; Wichard grüßte sie und redete sie an. Da sprach in zaghaftem Tone der Mann: „Haben Sie auch Furcht vor dem Gewitter? Ich habe Grund dazu." Als in diesem Augenblicke ein Blitz niederschlug, zitterte sein ganzer Körper.

„Glauben Sie, daß die Gefahr im Wagen größer ist?"

„Ohne jede Frage. Im Wagen und unter Bäumen."

Die Leute flößten uns Widerwillen ein, wir gingen weiter.

„Was sind das für nebelhafte Gestalten?" fragte Alfred.

„Ich weiß nicht," antwortete Wichard. „Sie zogen ärmlich gekleidet in mein Haus, worin sie ein paar elegante Zimmer gemiethet hatten. Nicht lange nachher gingen sie in guter Toilette. Mein Wirth weiß nicht, was sie treiben."

Alfred hatte dies nach einigen Tagen herausgebracht. Das geheimnißvolle Paar lebte vom Gelde des Königs, der noch immer hoffte, durch irgend ein Mittel die Sehkraft wieder zu erhalten. Der Mann hatte sich als Magnetiseur eingeführt und behandelte den König, dessen Heilung er für möglich erklärte.

Diese neue Hoffnung währte jedoch nicht lange. Einige Monate später hatten die Leute ihre Wohnung und die Stadt verlassen.

Im Herbst 1858 sollte das zehnte Bundes-Armeecorps in der

Gegend von Nordstemmen, einige Meilen von Hannover, zu Uebungen versammelt werden. Diese großen Manöver, die ersten, welche wir mitmachten, nahmen im Voraus unsere Zeit und Gedanken in Anspruch und waren für Alfred eine wohlthätige Zerstreuung. Ich freute mich auf sie und hoffte, davon zu lernen.

Unser Armeecorps bestand aus vielen Contingenten. Hannover stellte mit Braunschweig die erste Division; die Contingente der beiden Mecklenburgs, Oldenburgs und der drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck bildeten die zweite. Das holstein-lauenburgische Contingent gehörte auch hierzu, kam diesmal jedoch nicht. Als im Jahre 1843 das Armeecorps, zum ersten Male seit der Errichtung des deutschen Bundes, zu gemeinschaftlichen Uebungen bei Lüneburg concentrirt worden war, hatte das holstein-lauenburgische Contingent Theil genommen; aber schon damals waren Streitigkeiten zwischen den in ihm dienenden Dänen und Deutschen nicht ganz ausgeblieben. Jetzt hatte man auf die Theilnahme dieser, von Dänemark vertragswidrig auf die dänischen Inseln verlegten Truppentheile verzichtet. „So fallen wir immer mehr aus einander," klagte Alfred.

Während der zweiten Concentrirung im Jahre 1858 wurde die Infanterie unweit von Nordstemmen in Zeltlagern untergebracht, die Cavallerie und Artillerie cantonnirte in den umliegenden Ortschaften. Die zahlreichen fremdherrlichen Officiere wohnten in Hannover, von wo auch der königliche Hof, der in dieser Zeit seine glänzende Gastlichkeit im reichsten Maße entfaltete, täglich nach dem Manöverterrain kam. Außerdem führte die Eisenbahn Scharen von Schaulustigen aus der Residenz und anderen Orten herbei, welche den Manövern zu Wagen oder zu Fuß, wie sie vermochten, folgen oder die Freunde im Lager und Cantonnement besuchen wollten. Und in der That lohnte es sich solcher Mühen. Das Wetter war schön. Die Sonne beschien ein liebliches Stück des breiten Leinethals, dessen wellenförmige reiche Fluren mit den einladenden Gütern und wohlhabenden Dörfern von den Höhen des Osterwaldes und Deisters im Westen, der Hildesheimer Berge im Osten eingerahmt sind. Die alten Herzöge von Braunschweig-Lüneburg hatten nicht Unrecht, wenn sie sich priesen: „An Deister und Leine, das Land ist das meine."

Im Lager war nach gethaner Arbeit bis in die Nacht ein lebhaftes Treiben. Man suchte die fremden Kameraden auf und wünschte die Einrichtungen, welche ihrem Contingente eigenthümlich waren,

kennen zu lernen. Während die Gediegenheit und vorzügliche Disciplin der hannoverschen Truppen, die Bildung ihrer Officiere, die seltene Tüchtigkeit ihrer Unterofficiere bereitwillig anerkannt wurden, fanden auch wir bei den anderen manches Nachahmungswerthe. Dennoch hielt jeder an dem, was er besaß, fest; es zeigte sich wenig Bereitwilligkeit, zum Besten größerer Uebereinstimmung etwas zu opfern. Und doch bestanden in der Bewaffnung, Ausrüstung und sonst so große Verschiedenheiten, daß die Reibung den Gang der Maschine bei ernster Arbeit bedenklich erschwert haben würde. Uebrigens waren auch die kleinsten Contingente vom ernstesten Streben beseelt und so viel ich wahrnahm und von Kundigeren hörte, war jeder Truppentheil an sich recht brauchbar. Dagegen ließ die Führung zu wünschen übrig. Der commandirende General, der hannoversche General Jacobi, hatte die Manöver nach allgemeinem Urtheil vortrefflich angelegt; aber vielen Unterbefehlshabern mangelte die taktische Durchbildung, welche sie auch nicht erlangt haben konnten, weil dieselbe nur in größeren Verbänden bei oft wiederholter Uebung gewonnen werden kann.

Alle fürstlichen Contingentsherren waren zugegen, an ihrer Spitze unser König, der nie fehlen wollte, wo der Souverän sich zeigen soll. Er begleitete die Manöver mit größter Ausdauer, oft im schärfsten Ritt, wobei er zur höchsten Besorgniß des sein Pferd leitenden Flügeladjutanten gefährliches Terrain durchaus nicht vermieden wissen wollte. Seine Bereitwilligkeit, zu loben und dadurch kleine Eifersüchteleien auszugleichen, war unverkennbar. „Das haben die Hamburger gut gemacht,“ oder „Das Strelitz'sche Bataillon marschirt sehr schön“ und dergleichen Aeußerungen, die er sich hatte einflüstern lassen oder die lediglich Form waren, wurden aus seinem Munde oft gehört. Aber den Mangel an Einigkeit, die Abneigung der Kleineren, sich den etwas Größeren unterzuordnen, fühlte man doch. In Wahrheit war das Armeecorps ein nur äußerlich lose zusammenhängender Körper. In vertrauten Kreisen wurde dies viel besprochen und dabei von Neuem erörtert, was schon lange klar zu Tage lag: daß die Kriegsverfassung des deutschen Bundes der Verbesserung höchst bedürftig und leider kaum fähig sei. Das Nothwendigste: ein einziger Willen, war nur zu erreichen auf Kosten der einzelnen Souveränitäten. „Einer muß in Deutschland commandiren und das kann nur Preußen,“ rief ich einmal aus. „Nur Preußen arbeitet beharrlich an der Verbesserung

seiner militärischen Macht, nur Preußen bildet durch seine alljährlichen Truppen-Uebungen Führer."

„Was hilft's, wenn die Preußen es besser machen? Allein können sie es auch nicht, und Deutschland ist nun einmal Nichts," warf der starre Schleswig-Holsteiner Alfred ein.

„Es kommt immer darauf hinaus, daß Preußen sich Oesterreich unterordnet," meinten Andere.

Oesterreich hatte in dem hannoverschen Officiercorps zahlreiche Anhänger, viele Hannoveraner dienten in der kaiserlichen Armee. Indeß ergaben diese Gespräche mit den Kameraden, daß die Unbefangensten und die am besten Unterrichteten auf Seite unseres großen protestantischen Nachbarstaates waren. Und der Prinz von Preußen, der spätere König Wilhelm, welcher einige Tage den Manövern beiwohnte, machte durch die Ruhe seiner Haltung, durch das innerlich Soldatische seiner Person auf viele von uns einen Eindruck, welcher sich in dem Wunsche: „Der müßte Bundesfeldherr sein!" aussprach.

Nachmittags und Abends war im Lager viel Besuch von Bekannten aus den nächsten Orten. Gleich am ersten Sonnabend kamen die Frau und Töchter unseres Obersten, die einige andere Familien aus Hannover, auch diejenige des Senators Wellmeier, mitbrachten. Wir zeigten ihnen die Lagereinrichtung, die Damen gaben ihr Urtheil über die Feldküche ab, nahmen unser Meßzelt in Augenschein und warfen sogar einen wißbegierigen Blick in ein Mannschaftszelt. Dann setzte man sich im Freien um einen großen Tisch, sah den Scherzen der Soldaten zu und hörte ihren Gesang. Die Lagerfeuer brannten, der Mond schien, die Regimentsmusik spielte heitere Weisen, und Jeder war fröhlich, freute sich des bunten Lebens und des Daseins in der schönen Natur. Wichard kam und nahm an der Gesellschaft Theil. Als Letztere aufbrach, ging ich mit ihm. Die anderen Kameraden führten unsere Gäste zu ihren Wagen.

Nachher sagte Alfred mir sehr vergnügt: „Zettel hat die Wand des Zauderns umgestoßen und seine Thisbe im Mondschein gewonnen." Er hatte richtig beobachtet, Zettel und Fräulein Wellmeier waren ein Brautpaar geworden.

Wichard theilte mir mit, daß er meine Tante Balbina gesprochen habe. Die Aebtissin eines Klosters, wohin der Weg vom Bahnhof an unserem Lager vorbei führte, war in Hannover gewesen, und Tante Balbina hatte diese Gelegenheit ergriffen, ihren Wunsch, das Kloster

zu besuchen, sofort auszuführen. Sie hatte sich der Aebtissin als ihr Gast angeschlossen. Sie waren durch das Lager gefahren, wo sie Wichard an ihren Wagen kommen ließen. Tante Balbina hatte sein Anerbieten, mich holen zu lassen, abgelehnt. „Stören Sie ihn nicht. Wir können doch nicht warten. Aber benachrichtigen Sie ihn, daß nahe bei dem Kloster sein Onkel Wilhelm einquartirt ist. Den besucht er vielleicht morgen. Frau Aebtissin wird sich gewiß freuen, ihn zu sehen. Vielleicht kommen Sie auch mit. Kommen Sie aber früh, schon zur Kirche. Nach dem Gottesdienste sehen wir uns.“ Ihre Hochwürden, die Frau Aebtissin, eine alte, freundliche Dame, schwieg zu dieser etwas gewaltsamen Einladung mit einem liebenswürdigen Lächeln und nickte nur zur Bestätigung, daß wir ihr willkommen sein würden. Wichard erzählte den Hergang sehr komisch und schloß mit der Frage: „Hast Du Lust und kannst Du Urlaub bekommen?“

„Wenn Du, auf den es eigentlich abgesehen ist, hin willst, so begleite ich Dich.“

Meinen Onkel Wilhelm hatte ich schon gesprochen, ihm begegnete ich bei den Manövern wahrscheinlich noch öfter. Aber ein Kloster hatte ich noch nicht gesehen; dies lockte mich. Anderen Morgens fuhren wir frühzeitig, um an dem Gottesdienste in der Klosterkirche Theil zu nehmen.

Die kleine, in einfachen, reinen Formen erbaute Kirche war kürzlich restaurirt. Die Königin hatte ein gutes Altarbild geschenkt, die Fenster um den Altar waren mit bunten Glas ausgesetzt, durch welches das Sonnenlicht gedämpft herein fiel. Feierlich klang die Orgel. Die Stühle im Schiff waren mit Bauern und Bäuerinnen gefüllt, die uns Plätze neben sich einräumten. Der Kanzel gegenüber in dem Damenstuhl, zu dem man aus dem Inneren des Klosters unmittelbar gelangte, saßen die Frau Aebtissin mit den Chanoinessen und neben Ersterer Tante Balbina. Der Gottesdienst auf dem Lande hat etwas eigenthümlich Erhebendes, man sieht den einfachen Menschen die fromme Empfindung an. Wenn auch hier und da ein altes Mütterchen oder ein von der Wochenarbeit müder Bauer ein bißchen schläft, die Meisten nehmen andächtig Theil. Der Pastor hielt eine schlichte, belehrende Predigt, nicht ohne Geist. Recht erbaut traten Wichard und ich aus der Kirche, wir ließen die ländliche Gemeinde an uns vorüber gehen und besahen darauf das Aeußere und die Umgebung des Klosters. Das an die Kirche stoßende große Gebäude, ohne Schmuck, aber wie

Alles hier wohl gehalten, umfaßte die Wohnungen, diese sehr begehrten Klosterplätze, welche unverheiratheten und unversorgten protestantischen Damen ein würdiges Domicil geben. Hinter der Kirche der sorgsam gepflegte Friedhof, hinter dem Wohngebäude die Klostergärten waren vom Buchenwalde umschlossen. Nach der Thalseite sah man unter den Baumkronen hinweg auf das Klosterdorf und seine Fluren.

Wir waren in die Betrachtung dieses friedlichen Bildes vertieft, als Tante Balbina uns guten Morgen zurief. Sie kam anscheinend, um uns spazieren zu führen, hatte von der gewöhnlichen Etiquette Manches in der Residenz gelassen, war auch jugendlicher gekleidet als dort und in der rosigsten Laune. Diese sollte bald gestört werden. Zunächst folgte Tante Balbina fast auf dem Fuße eine Chanoinesse, eine ältere Dame mit spitzem Gesicht, die vielleicht auch spazieren wollte, nun aber vorzog, stehen zu bleiben, um mit der Anrede: „Eine schöne Predigt von unserem lieben Pastor! Nicht wahr, Excellenz?" ein Gespräch anzuknüpfen. Jetzt konnte Tante Balbina nicht umhin, uns vorzustellen. „Die jungen Herren wollen wohl auch in den Wald?"

„Nein," antwortete Tante Balbina, welcher der Spaziergang in der aufgedrungenen Begleitung nicht zusagen mochte, mit Entschiedenheit. „Die Herren müssen jetzt der Frau Aebtissin ihren Besuch machen," und damit wandte sie sich, der alten Chanoinesse Adieu sagend, der Klosterthür zu und wir traten ein.

Mit der Aebtissin, einer gescheuten Dame, hatte eine angenehme Unterhaltung eben begonnen, als eine Jungfer hastig eintrat und fast athemlos den Herzog von Cambridge anmeldete. „Herr Gott!" sagte erschrocken die Aebtissin. „Sehr gnädig. Führe Seine königliche Hoheit herein — Nein, warte. Ich muß dem Herzog entgegen gehen." Als sie das Zimmer verlassen hatte und ich mich nach Tante Balbina umwandte, bemerkte ich, daß diese unzufrieden aussah. Sie stellte sich aber in passender Entfernung von der Eingangsthür auf, um ihren Knix an der richtigen Stelle zu machen.

Der Herzog, ein starker Herr, der an einem Stock ging, trat mit der Aebtissin ein. Sie stellte Tante Balbina vor. „Ach!" rief er. „O, wie freue ich mich, Sie zu sehen." Nun wurden auch wir dem Herzog von der Aebtissin genannt. Seine königliche Hoheit ließ sich in dem Sopha nieder, die Aebtissin mußte sich zu ihm setzen, Tante Balbina nahm in einem Sessel an seiner anderen Seite Platz, Wichard und ich zogen uns in eine Fensternische zurück. „Ich freue mich sehr,

einmal wieder in diesem Land zu sein und so viele alte Bekannte zu sehen. Meine Mutter läßt Sie grüßen," sagte er der Aebtissin.

„Sehr gnädig. Wie befindet sich unsere verehrte Frau Herzogin?"

„O gut, gut — älter werden wir alle. Wissen Sie noch, wie wir zusammen tanzten?" fragte er Tante Balbina. „Ah! In dem Spiegelsaal, wissen Sie? — Ja, die Zeiten vergehen."

Jetzt begriff ich, weshalb Tante Balbina, die sonst in der Nähe höchster Herrschaften so glücklich war, an diesem Wiedersehen nicht die reine Freude empfand, die auf dem Gesicht der Aebtissin zu lesen war. Des Herzogs Aeußerung führte zu bedenklichen Folgerungen in Betreff ihres Alters; denn sein Vater, der Vicekönig von Hannover, hatte mit seiner Familie schon 1837 Hannover verlassen. Der Herzog unterhielt sich, nach Vielen theilnehmend fragend, lebhaft und herzlich, wohl eine Viertelstunde lang. Dann stand er auf, gab den Damen zum Abschied die Hand und ging, nachdem er uns zugenickt hatte, von ihnen begleitet, hinaus. Wichard und ich sahen, indem wir ihm aus dem Fenster nachblickten, daß er meinen Onkel Wilhelm und einen Major von dessen Regiment anredete, die in das Kloster eintreten wollten, als der Herzog im Begriff war, seinen Wagen zu besteigen. Als Tante Balbina mit der Aebtissin wieder kam, sagte ich: „Onkel Wilhelm bringt seinen Major mit."

„Ach!" rief Tante Balbina unlustig aus. Auch diese Nachricht schien ihr keine Freude zu machen. Der Major, ein gut conservirter vornehmer Lebemann, hatte, wie das Gespräch bald ergab, vor Jahren gleichfalls zu ihren Tänzern gehört und war wohl ihretwegen gekommen; wenigstens bemühte er sich, ihr den Hof zu machen. Die Aebtissin bat ihn zum Essen zu bleiben, wozu sie außerdem noch die älteste Chanoinesse, gewissermaßen als Ehrendame, eingeladen hatte. „Unseren lieben Pastor konnte ich heute leider nicht bei mir sehen", sagte sie, als wir uns zu Tisch setzten. „Es ist der Sonntag, an welchem er den Nachmittagsgottesdienst in seinem anderen Kirchdorfe abhalten muß." So machte es sich nun, daß Onkel Wilhelm seine Aufmerksamkeit der Frau Aebtissin, der Major die seinige Tante Balbina zuwandte und diese sich mit Wichard nicht so beschäftigen konnte, wie ihre Absicht wohl gewesen war. Wahrscheinlich hatte sie die Chanoinesse mir allein zugedacht, nun mußte ich die Freude an deren Anwesenheit mit Wichard theilen. Das Tischgespräch weilte länger bei dem Herzog von Cambridge und den anderen Fürsten, welche

zu den Manövern in diese Gegend gekommen waren und führte dann auf unsere allerhöchsten Herrschaften. Onkel Wilhelm rühmte, daß auch die Königin sich bemühe, Interesse für die militärischen Uebungen kund zu geben. Sie komme täglich nach dem Manöverterrain und verlasse oft ihren Wagen, um von geeigneten Höhen die Bewegungen der Truppen zu überblicken und sich den letzteren zu zeigen.

„Seit sie Königin ist, überläßt sie sich dem Vergnügen“, sagte der Major.

„Ihre Majestät freut sich gewiß über unsere schöne Gegend“, sprach schnell die über des Majors Aeußerung erschrockene Aebtissin. „Die Freude an der Natur hat sie aus ihrer Heimath mitgebracht. Recht oft mag sie an die glücklichen Jahre denken, welche sie in größerer Freiheit und mit ihren Schwestern daheim verlebte.“

Hierauf entgegnete der Major: „Der Uebergang aus dem einfachen Leben in Altenburg an unseren königlichen Hof mag ihr freilich schwer geworden sein; denn unser gestrenger hochseliger König hat sie noch dazu eingeschüchtert.“

„Es wäre begreiflich“, erwiderte verlegen die gute Aebtissin, „wenn Ihre Majestät den Zwang, welchem sie als Kronprinzessin unterworfen war, bei ihrem natürlichen Wesen und Frohsinn doppelt empfunden hätte. Ich hoffe, daß Ihre Majestät, da sie jetzt täglich in die Nähe unseres Klosters kommt, auch uns durch ihren Besuch beglückt.“

Dies bezweifelte der Major, weil die Herrschaften unmittelbar nach dem Manöver nach der Residenz zurückkehren und ihre Gäste zum Diner empfangen müßten. Der Kaffee wurde im Garten der Aebtissin gereicht. In den durch niedrige Hecken geschiedenen Nebengärten gingen die Chanoinessen spazieren. Die Aebtissin hielt es für ihre Pflicht, die nächsten zu sich einzuladen. So erschienen noch mehr freundliche Damen. Aber Wichard und ich mußten Abschied nehmen. Mit der Entschuldigung, uns nach dem Dienst für den folgenden Tag erkundigen zu müssen, empfahlen wir uns, der Frau Aebtissin für ihre Güte ehrerbietigst dankend. Im Wagen ließen wir unserer Heiterkeit freien Lauf. Wichard hätte meine Behauptung, daß er derjenige sei, welchen Tante Balbina beglücken wolle, gern auf mich zurück bezogen, nahm sie aber, da dies unmöglich war, lachend und in größter Unschuld hin. „Der Major ist ja ledig, den kann sie heirathen“, meinte er.

„Ja, wenn sie ihn in die Residenz bekommen könnte!“ erwiderte ich und fuhr, zu dem Scherz zurückkehrend, fort: „Was soll daraus

werden, wenn meine Cousine Cordula kommt? Die mochte Dich schon vor drei Jahren gern leiden, als sie noch ein halbes Kind war."

„Was sprichst Du!" rief er aus und lachte wieder. „Damals, nimm es mir nicht übel, war Deine Cousine gar nicht hübsch und kam mir auch ein bischen dumm vor."

Ich schwieg, weil ich nicht widersprechen konnte und nicht zustimmen wollte.

An einem der nächsten Tage gehörte ich beim Manöver der Reserve an, die bis zum entscheidenden Moment zurückgehalten wurde. Vor unserer Front war das Gefecht sehr lebhaft. Nun schien es, als bedrohe der Feind unerwartet unseren rechten Flügel. Die Adjutanten jagten, die Reserve wurde nach rechts in Bewegung gesetzt. Ich hatte die Spitze. Vor mir lag, von vorn flach ansteigend, nach hinten steil abfallend, ein Hügel, der wichtig sein konnte. Ich eilte hinauf. Gleichzeitig mit mir kam von der anderen Seite eine Gesellschaft; zuerst mehrere Herren, einige waren Officiere, andere in blauen Fracks mit rothen Kragen Kammerherren. Dahinter vier oder fünf Damen, zuletzt Lakaien. Einer der Kammerherren schritt auf mich zu und benachrichtigte mich, daß Ihre Majestät auf dem Hügel dem Manöver zuschauen wolle. Man schien den steilen Abhang zu fürchten, denn man geleitete die Königin weiter vor. Ich führte meine Truppe um die Gesellschaft herum nach der Seite des Gegners. Da, o Schrecken! brausten schon feindliche Schwadronen heran. Die Königin und ihr Hof konnten in ein Gedränge kommen, das wäre sehr unangenehm gewesen! Die Wagen zu erreichen, war nicht mehr möglich. Ich lief zu ihr und bat, indem ich auf die Cavallerie wies: „Gestatten Eure Majestät, daß Ihr Gefolge nahe an Sie heran tritt." Das geschah. Ich stellte meine Leute schützend um die Gruppe. Aber ihrer waren zu wenig; die Cavallerie vermochte im Staube nicht zu erkennen, wer hier stand und konnte noch immer von Seite und Rücken zu weit vorbrechen. In der That folgte der ersten Linie und diese überflügelnd eine Oldenburger Schwadron. Ich stürzte dem feindlichen Commandeur, der wohl funfzig Schritt vor war, entgegen, immer mit meinem Degen winkend. Er jagte heran, es war Onkel Wilhelm. „Was willst Du?" schrie er. „Du wirst übergeritten!"

„Die Königin!" rief ich. Er verstand nicht gleich. „Die Königin steht dort!" Da wendete er sein Pferd so heftig, daß es mich fast umgeworfen hätte, und commandirte Halt! Sein Regiment stand. Mir

fiel ein Stein vom Herzen. Auch die Oldenburger wurden durch unser Regiment, auf welches sie aufjagten, zum Stehen gebracht, wobei nahe vor uns ein Mann stürzte. Ich eilte wieder zu der Königin. „Eure Majestät können jetzt nach dem Wagen gehen. Ich rathe allerunterthänigst dazu. Dort kommt viel Infanterie. Es gibt ein Schlachtgetümmel und argen Staub.“

Nun erst bemerkte ich, wie schön die Königin heute aussah. Sie war ungemein geschmackvoll gekleidet und der Schrecken hatte ihre Wangen gebleicht. Onkel Wilhelm sprengte heran, seinen Säbel senkend.

„Es ist Jemand gestürzt“, sagte sie.

„Nur ein Oldenburger, Majestät,“ antwortete er, salutirte abermals und ritt davon. Ich geleitete unaufgefordert die Königin an ihren Wagen. Wie ich hierzu kam, weiß ich nicht; man schien es aber natürlich zu finden. Die Königin sagte, als ich neben ihr ging, ohne Förmlichkeit und sehr freundlich: „das hätte wohl schlimmer verlaufen können?“

„Eure Majestät waren nicht in Gefahr“, antwortete ich. „Die Cavallerie darf beim Manöver nicht zu nahe heran kommen.“

„Aber der Mann ist durch meine Schuld gestürzt.“ Sie gab einem der Kammerherren, die ihr beim Einsteigen halfen, einen Auftrag, den ich nicht verstand. Ich verbeugte mich und lief auf meinen Posten zurück. Unsere Infanterie bedeckte schon den ganzen Hügel und feuerte lebhaft. Das Gefecht auf diesem Punkte war von anderen Stellen, wo man es im Einzelnen nicht beurtheilen konnte und die Anwesenheit der Königin nicht wahrgenommen hatte, als eine gut abgespielte taktische Episode beobachtet worden. Daß dies so sein könne, hoffte ich. Der Königin mochte ein Gespräch über die Lage, in welche sie gerathen war, unlieb sein. Ich schwieg, Onkel Wilhelm ebenfalls. Der Vorfall wurde nicht weiter bekannt.

Nur Alfred erfuhr ihn gleich nach jenem Manöver. Er hatte sich in der nächsten Abtheilung befunden, welche mir nach dem Hügel folgte. „Mir scheint, Du hättest Deine Abtheilung besser aufstellen können“, sagte er, „statt mitten auf das freie Feld. Weshalb gingst Du nicht bis an den Rand zurück? Gewährte dieser keinen Schutz für Deine Leute?“ Er hatte ganz recht, und ich erklärte nun dem verschwiegenen Freunde den Zusammenhang.

Am folgenden Tage aß Wichard in unserer Messe. Er war schweigsamer als sonst. Wir begleiteten ihn Abends auf seinem Heim-

wege. Da sagte Alfred zu meiner Ueberraschung: „Du hast uns in diesen Stunden nicht einmal erzählt, daß gestern Frau von Leinau im Lager war.“

„Ja, ja“, antwortete er eilig und verlegen, „das habe ich Euch nicht erzählt. Es waren mehrere Damen unseres Regiments hier. Sie blieben nicht lange. Ich habe ihnen für längere Zeit Adieu gesagt; denn ich fahre, wenn wir nach Hannover kommen, gleich nach Haus. Und wenn auch Euer Urlaub zu Ende geht, holt Ihr mich ab. Nicht wahr?“

Nach dem letzten Manöver machte unser Regiment neben der Garde und dem Husaren-Regiment, dessen Chef die Königin war, an dem schönen Berge, auf welchem der Bau der Marienburg begonnen hatte, einen Ruhehalt. Oben stand eine Gesellschaft, es war die Königin mit ihrem Gefolge. Alsbald kam ein Kammerherr zu uns und lud im Auftrage Ihrer Majestät die Officiere ein, herauf zu kommen und den Platz, wo ihre Burg stehen werde, zu sehen. Wir gingen hinauf. Die Königin trug heute eine Kopfbedeckung und ein Kleid, welche der Uniform ihres Husaren-Regiments nachgeahmt waren und ihr ausgezeichnet gut standen. Die Stabsofficiere, dann auch jüngere Officiere wurden zu ihr befohlen. Mit Wichard unterhielt sie sich länger. Ich konnte dies von meinem Standpunkte, weiter rückwärts unter einer alten Eiche, sehr gut beobachten. Da, zu meiner großen Ueberraschung, wurde auch ich zu der Königin befohlen. Sie stand in der Mitte des weiten Kreises allein, die Hofdame vom Dienst in einiger Entfernung hinter ihr. „Ich wollte Ihnen danken“, sprach sie mit ihrer weichen Stimme und dem gemüthlichen altenburgischen Dialekt, nicht gar laut. „Sie haben mich neulich auf dem Hügel beschützt. Da oben ging Alles so schnell; erst als kein Grund zur Besorgniß mehr war, fühlte ich, wie sehr ich mich erschrocken hatte. Und als ich Ihnen danken wollte, waren Sie schon fort. Sie selbst waren in Gefahr.“

„Eure Majestät sind zu gnädig“, antwortete ich. „Mich hat dieser Zufall hoch beglückt.“

Sie lächelte lieblich, sah mich huldvoll an und wiederholte noch einmal: „Ich danke Ihnen.“ Dann trat sie zurück und ich ging wieder zu meinen, über die mir zu Theil gewordene Auszeichnung erstaunten, Kameraden. Gleich darauf verließ die Königin, von ihren Damen und Herren gefolgt, den Platz.

Am anderen Morgen traten die Truppen den Rückmarsch in ihre Garnisonen an.

5.

In Brunshausen wurden Alfred und ich von den Unsrigen erwartet. Clotilde eilte uns bis auf die Dampfschiffbrücke entgegen. O, schöne Freude des Wiedersehens! Wie glücklich waren wir Alle damals! Selbst der Rath, dessen Züge und Haltung sehr gealtert waren, sah beglückt in das gute Gesicht seines geliebten Sohnes. Das Wetter war schön, wir machten den Weg nach Stade zu Fuß, ihn mit Fragen und Gegenfragen kürzend, durch Alfreds neckische Einfälle noch mehr erheitert. Mein sonst so ernster Freund war verwandelt und doch berührte sein Fuß nicht, wie der meinige, den Boden der Heimath. Aber seine Herzensheimath war hier. Schon auf der Reise hatte ich bemerkt, wie seine Fröhlichkeit zunahm und jetzt war sogar die Wehmuth, mit welcher er in der Erinnerung an die fehlende Mutter seinen alten Vater umarmte, schnell überwunden. Nun schritt er auf dem schmalen Fußwege mit Clotilde voran, die oft stehen blieb, um sich nach mir umzusehen. Wie lieblich war meine dreizehnjährige Schwester damals! Sie war nicht klein, aber von zartem Wuchs; nicht laut frohlockend, aber die wärmste Empfindung leuchtete aus ihren Augen. Der sinnende Ausdruck des jugendlichen Antlitzes zeugte von Verstand. An der Grenze des Kindesalters war sie noch ganz unbefangen.

„Ich könnte Euch fast verwechseln," sagte sie ein Mal, als ich nahe bei ihr war, „so gleicht ihr Euch in der Uniform. Und doch seid Ihr so sehr verschieden, im Gesicht, wie im Herzen."

„Wie meinst Du das? Kannst Du in unser Herz sehen?" sagte Alfred.

„Ich meine eigentlich nicht im Herzen, sondern im Wesen."

„Du hältst mich für ernster, Schwester, als den lustigen Alfred."

„Das nicht. Du bist nicht immer so lustig, Alfred. Nicht wahr?"

In Stade fand ich äußerlich Nichts, im Leben Vieles verändert. Zwar widmete mein Vater wie früher sich mit treuer Hingabe seinen Geschäften, seine freie Zeit den Büchern und Freunden; aber die Zahl der letzteren war kleiner geworden. Von Politik sprach er nicht, und Mutter rieth, Gespräche, welche darauf führen mußten, zu vermeiden. Die Lage des Landes betrübte ihn, und lediglich die Ansicht, daß er auf seinem Posten ausharren müsse, so lange er nutzen könne, ver-

hinderte ihn, seinen Abschied zu nehmen. Die Eltern hatten sich aus der Gesellschaft, so viel es anging zurückgezogen; Mutter lebte fast ausschließlich für Clotildens Erziehung. Auch mit den Verwandten im Kehdingschen war die Verbindung nicht mehr so innig, Tante Anna und Mutter harmonirten nicht, und jene regierte in ihrem Hause. Meine Eltern glaubten, daß Onkel Georg in der Erziehung seiner Kinder zu nachgiebig sei; Mutters Versuch, dies zu ändern, war von Tante Anna unfreundlich abgewiesen. Jedoch wurde für angemessen erachtet, daß wir einen Besuch auf dem Gute machten, der gegen das Ende meines Urlaubs ausgeführt werden sollte.

Alfred war, wenn er nicht bei seinem Vater sein konnte, meistens in unserer Gesellschaft, am liebsten mit uns allein. Die rührende, ihn ganz erfüllende Innigkeit, mit welcher er an Clotilde hing, trat immer deutlicher hervor. Die Eltern schienen dies nicht zu bemerken, ich freute mich daran. Clotilde hatte von solchen Gedanken keine Ahnung, ihr war Alfred ein anderer Bruder.

Eines Nachmittags waren die Eltern mit uns und einigen von meiner Schwester Gespielinnen nach der Elbe gefahren. Während sie im kleinen Garten des Gasthauses, von wo man den Strom übersah, sitzen blieben, trieben wir uns auf der grünen Fläche des Außendeichs umher. Die Mädchen pflückten die Herbstblumen, die hier noch wuchsen; dann gingen wir an das Wasser hinunter. Clotilde wand aus den Blumen, die Alfred ihr hielt, einen Kranz. Die anderen standen umher und belustigten sich damit, ihre Füße so nahe wie möglich an das hin und her spielende Wasser zu setzen, um sie einer kommenden Welle flink zu entziehen.

„Es fängt an zu fluthen," sagte ich und zeigte auf die ankernden Schiffe, die von der veränderten Strömung gewendet wurden.

„Der Krieg fängt wieder an," rief Alfred.

„Welcher Krieg?" fragten die Mädchen.

„Das müßt Ihr doch wissen? Ihr könnt ihn ja alle Tage sehen. Zwischen Rübezahl und Muschelkönig."

„Muschelkönig kennen wir nicht."

„Beide kämpfen um die Prinzessin Profunda, die wunderschön ist. Sie wohnt mitten in der Erde in einem rothen Palast, zu dem eine verborgene Treppe führt. Seit Jahrtausenden läßt Rübezahl durch seine Knappen die Berge tiefer ausschachten, um zu ihr zu gelangen; denn er will sie zur Frau haben. Und alles Geschmeide, womit seine

Juweliere die Schatzkammern füllen, ist nur für Profunda bestimmt. Aber Muschelkönig wirbt ebenso lange um sie, er hat schon Berge von Korallen und Perlen aufgehäuft, um sie zu beschenken, und seine Knechte, die Wellen, müssen das Land aushöhlen, um die Treppe zu finden. Nun dauert Muschelkönig, der sehr mürrischen Gemüths ist, die Zeit zu lange. Er ist natürlich eifersüchtig auf Rübezahl und glaubt obenein, der ließe das Land wieder zuwerfen, was die Meerknechte ausgehöhlt haben. Dieser Argwohn überfällt ihn zu gewissen Zeiten, dann wird er zornig und läßt alle Wellen bergan stürmen, um womöglich Rübezahl mit seinen Knappen zu ertränken. Aber die Wellen ermüden, ehe sie ihr Ziel erreichen, und weichen zurück. So geht es, wie gesagt, schon Tausende von Jahren, und wie lange Profunda noch warten muß, bis sie einen Mann bekommt, weiß ich nicht."

„Rübezahl soll sie haben," riefen Clotildens Freundinnen. Sie selbst trat an Alfred heran, erhob sich auf ihren Fußspitzen, nahm ihm die Mütze ab und setzte ihm den eben vollendeten Kranz auf. „Dem Dichter den Dank!" sprach sie, und die Mädchen klatschten in die Hände. Alfred wurde roth und sah höchst beglückt aus. Er behielt den Kranz auf dem Haupte und hat ihn immer bewahrt.

„Es wäre wohl Zeit, daß die jungen Herrschaften nach den Häusern gingen," rief jetzt ein alter Schiffer vom Deich herunter. „Gleich wird es stürmen und regnen." Er wies mit der Hand nach der entfernten Stelle des Stromes, wo sein kundiges Auge die Bewegung sah, welche einen herankommenden Sturm anzeigt.

„Wie schade!" riefen die Mädchen. Wir gingen zurück. Kaum noch zur rechten Zeit erreichten wir das schützende Dach.

In solchen harmlosen Unterhaltungen vergingen die Wochen. Die letzten Tage unseres Urlaubs wollten wir bei Wichards Eltern verleben. Ein Mal sagte Alfred mir: „Fahre allein hin, ich bleibe lieber hier." Als ich aber entgegnete: „Es ist ja abgemacht, daß wir beide kommen," antwortete er: „Nun ja, ich begleite Dich."

In der letzten Woche fuhren die Eltern mit Clotilde und mir zu Onkel Georg. Wir wurden, wenn auch nicht überaus herzlich, doch immerhin freundlich willkommen geheißen. Meine Erzählungen aus Hannover, von dem Leben des Hofes, aus den verwandten Familien, von Tante Balbina, wurden gern gehört. Der Letzteren Wunsch nach meiner Cousine Gesellschaft sollte jetzt erfüllt werden, Tante Anna wollte Cordula hinbringen. Ich fand diese, obgleich sie in dem

schönsten Alter der voll erwachsenen Jungfrau war, nicht reizend; der Ausdruck von Gutmüthigkeit vermochte nicht Geist und Anmuth zu ersetzen, die ihr fehlten. Auch hinsichtlich meiner Vettern hatte Mutter Recht. Jobst und der etwas jüngere Günther waren gemeinschaftlich von einem Hauslehrer mangelhaft unterrichtet und die Absicht ihres Vaters, sie in ein Pädagogium zu schicken, von der zärtlichen Mutter von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden. Sie waren eifrige Reiter und Jäger, wußten in Stall und Feld gut, in den Büchern aber sehr wenig Bescheid. Marie, das jüngste Kind des Hauses, war gleichfalls weder hübsch, noch geistig begabt und nur in ihrer Gutherzigkeit und dem Alter meiner Schwester gleich. Alle vier Geschwister waren mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden und Bilder kräftigsten Wohlseins.

An einem der letzten Abende in Stade, als Alfred bei mir war, wurde an meine Thür geklopft. Draußen stand Clotilde und sagte geheimnißvoll: „Bitte, kommt mit mir.“ Sie führte uns zum ersten Male in ihre Stube. Dort ging sie an ein kleines Bücherbrett „Sieh', Alfred, die Stunden der Andacht gehörten Deiner Mutter: Dein Vater hat sie mir geschenkt, weil ich Sonntags Deiner Mutter, wenn sie nicht zur Kirche ging, daraus vorgelesen habe. Sie schlug immer die Predigt auf, welche sie hören wollte, und sagte gewöhnlich: die hat Alfred mir auch vorgelesen. Aber was ich Euch zeigen wollte, ist noch etwas anderes.“

Sie nahm ein in Papier sorgfältig eingewickeltes Buch, welches sie Alfred gab. „Das kennst Du noch nicht.“

Er nahm es aus der Umhüllung. Der Umschlag war in Seide gestickt, auf der einen Seite Petrus, auf der anderen Paulus. „Das hat Deine Mutter selbst gemacht,“ sagte Clotilde. Er schlug das Buch, welches größtentheils weiße Blätter enthielt, auf. Da stand vorn, von seiner Mutter Hand geschrieben: Meiner lieben Clotilde zu ihrer Confirmation. Er sah meine Schwester fragend an.

„Denke Dir, das hat Deine Mutter so frühzeitig angefangen. Ich sollte es erst zu meiner Confirmation haben. Und hätte sie das nicht hineingeschrieben, so würde Dein Vater gar nicht gewußt haben, daß es für mich bestimmt war. Aber sieh' nur weiter.“

Viele Seiten des Buchs waren schon von der Räthin ausgefüllt; sie hatte darauf ihre Lieblingsgedichte von Platen, Spitta und Anderen

abgeschrieben und anscheinend die Absicht gehabt, dies bis Clotildens Confirmation fortzusetzen.

Alfred wurde sehr weich gestimmt, Clotilde traten die Thränen in die Augen. Sie nahm das Buch. „Nun wollte ich Euch bitten, schreibt mir einen Vers hinein. Nur die liebsten Menschen will ich hierum bitten. Seht! Dein Vater, Alfred, dann meine Eltern haben es schon gethan. Nur Ihr fehlt noch. Ich habe mit Bleistift über die erste leere Seite ein A, über die folgende ein E gemacht, darunter schreibt mir etwas. Nehmt das Buch mit, aber gebt es mir morgen wieder. — Nun müssen wir zu den Eltern gehen. Dein Vater ist schon da, Alfred."

Der Abschied von Stade wurde meinem Freunde schwer. Als die Unsrigen unsern Blicken entschwanden, setzte er sich allein und überließ sich seinen Gedanken. Erst als weiterhin auf der Elbe Schiffe in größerer Zahl uns begegneten, erwachte sein Interesse an diesem Verkehr, und er wurde gesprächig.

Wichard und seine Brüder empfingen uns an der Bahnstation. Christian und Friedrich waren schöne, große Jünglinge geworden. Jener sah kräftig, dieser noch von seiner Krankheit angegriffen aus. Christian erzählte mit seiner ihn gut kleidenden Lebendigkeit, daß die beiden Brüder in einigen Wochen nach Kiel auf das Gymnasium kämen. Friedrich nahm an der Unterhaltung kaum Theil. Später hörte ich von dem Capitän und dem Pastor, daß er seit dem Krankenlager verändert sei und dies für den Baron die hauptsächlichste Veranlassung wurde, die Brüder in eine Schule zu schicken, wo der Umgang mit vielen Altersgenossen hoffentlich Friedrichs jetziger Liebe für die Einsamkeit, seiner Neigung zu Träumereien entgegenwirken werde.

Von Wichard's Eltern wurden wir mit der früheren Herzlichkeit empfangen. Bald kam auch Adele mit Demoiselle Charlotte. Adele war größer als meine Schwester und in meinen Augen noch schöner. Sie schien mir kaum noch ein Kind. Feierlich kam sie uns entgegen, warf schüchtern einen Blick auf Alfred und mich, machte eine halbe Verneigung und sagte, indem sie uns ihre kleine Hand reichte: „Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen." Ohne diese schnelle Anrede würden wir sie wahrscheinlich wie sonst Du genannt haben.

Eine große Veränderung zeigte der erste Blick aus unseren Fenstern: Da stand jenseits des Sees das neue Haus; mit seinem Eckthürmchen, seinem hohen Schieferdache und seiner Terrasse ein gar hübsches Bild.

„Ja, unter Dach ist es," sprach Wichard. „Vater hat sich lange besonnen, verschiedene Risse verworfen. Und die innere Einrichtung will er noch nicht machen lassen. Er zögert sonderbar damit. Freilich sagt er, daß er erst einen Miether haben müsse. Den Garten will der Capitän in diesem Herbst anlegen lassen."

Ich lobte die Aussicht, welche durch diesen, die Waldlücke füllenden, geschmackvollen Bau wirklich sehr gewonnen hatte. Alfred sagte nichts dazu.

Am anderen Morgen, als wir die Umgegend durchstreifen wollten, begegnete uns der Cantor Zephirius. Er grüßte und warf mir noch besonders einen Wink mit der Hand zu. Da sagte Wichard: „Er und unsere Orgel sind Berühmtheiten geworden. Fremde kommen, sein Spiel zu hören; Kenner rühmen die Orgel, deren Werth früher Niemand geschätzt hat. Zephirius hat Anerbietungen erhalten, in Kiel und anderen Orten zu spielen. Der sonderbare alte Mann lehnt Alles ab."

Wichard erzählte uns dann, wie er sein elterliches Haus gefunden habe. „Der Capitän ist Allen von großem Nutzen. Er hat durch fortgesetzte Studien über Ackerbau und Viehzucht, deren Ergebnisse er kurz und überzeugend vorträgt, Vaters Theilnahme an der eigenen Wirthschaft von Neuem geweckt. Die besten landwirthschaftlichen Maschinen hat er besorgt, die neueste Feldernutzung empfohlen. Und alles schlägt zum Guten aus. Die Bibliothek vervollständigt er sachgemäß und seinen Vorlesungen über Physik, die er durch passende Experimente erläutert, hören die Eltern, Pastors und Demoiselle Charlotte gern zu.

„Diese widmet sich Adelens Erziehung, die, wie Mutter sagt, nicht ganz leicht ist, mit treuster Sorgfalt. Es will mir scheinen, als komme die geistige Anregung, welche von dem Capitän ausgeht, ihr hierbei zu Statten. Freilich reicht ihr Wissen nicht vollständig aus und Mutter beabsichtigt deshalb, die letzten Winter vor Adelens Confirmationsjahr in einer Stadt, die gute Unterrichtsmittel darbietet, zuzubringen. An Schwerin, welches die mecklenburgischen Verwandten empfehlen, denkt Mutter nicht; die Stadt ist zu klein, der Hof dort Alles. Berlin erscheint ihr zu groß, zu sehr zerstreuend. Ich hoffe, sie wählt Hannover."

Als wir auf unserer Wanderung um die Mittagsstunde aus dem Walde traten, befanden wir uns nahe vor dem Neubau am See, der unseren Blick fesselte. Wir besahen das Haus, welches einer nicht

zahlreichen Familie einen höchst angenehmen Wohnsitz bieten konnte. Als wir dann auf die Terrasse traten, sahen wir Wichard's Brüder an der Landungsstelle, wo sie ein Boot fest machten und Demoiselle Charlotte und Adele beim Aussteigen halfen. Wir gingen ihnen entgegen. „Adele sah Euch aus dem Walde kommen," rief Christian uns zu. Als wir im Schatten des Hauses waren, nahm Adele ihren breiten, weißen, mit blauen Bändern verzierten Hut ab, strich sich die blonden Haare, die hinten in langen Flechten nieder fielen, aus der weißen Stirn und richtete ihren Blick auf die Landschaft vor uns. Ihre schön geformten Augen waren fast zu groß, dunkel in ihrem Glanz und von vollen Brauen zart überspannt.

„Wie gefällt Ihnen das Haus?" fragte Demoiselle Charlotte. Ich lobte es und sagte: „Wer es wohl bewohnen wird?" Da sah Adele mich lange an, dann kehrte sie sich nach Alfred um und fragte: „Machen Sie noch Verse?"

„O, dann und wann."

„Machen Sie jetzt einen Vers auf dies Haus."

Alle blickten auf Alfred, der sich nicht lange besann, sondern sprach:

„Dieses Baues Werth zu kennen,
Reicht das Mauerwerk nicht aus.
Mußt mir die Bewohner nennen,
Sie vollenden erst das Haus."

„Die kann ich Dir — Ihnen nicht nennen," antwortete Adele schnell. „Papa spricht nicht davon: — Ist das nicht ein schöner Anblick?" fragte sie nun mich und sah wieder nach dem See.

„Reizend, und ebenso hübsch der Blick vom Schloß hierher. Am schönsten nimmt es sich wahrscheinlich vom See aus, da hat man Beides."

„Ja wohl," sprach Adele. „Fahren Sie mit uns zurück. Christian hat daran gedacht und das große Boot genommen."

Auf dem Wasser sprach sie, während Christian und Friedrich ruderten und wir anderen diese und jene scherzende Bemerkung machten, längere Zeit nicht; sie schien über etwas nachzudenken. Dann sagte sie Demoiselle Charlotte etwas in's Ohr. „O, oui," antwortete diese, „c'est joli." Nun sprach Adele:

„Wenn wir beide Häuser seh'n,
Wünschen wir, es möcht' gescheh'n,
Daß darinnen Groß, wie Klein
Immer beste Freunde sein."

„Sehr gut!“ rief Alfred und klatschte in die Hände, was auch von uns recht munter geschah. „Sehr gut, Fräulein Adele.“

„Fräulein ist meine Adele noch nicht,“ sagte Demoiselle Charlotte. Adele schien etwas verlegen zu werden und sah vor sich nieder.

„Darf ich Adele sagen?“ entgegnete Alfred, der jetzt in bester Laune war. Hierauf erhielt er zwar nicht sofort Antwort; aber bald darauf fragte Adele: „Wichard, wohin bist Du mit Ernst und Alfred gewesen?“

Hiermit war die Titulatur zwischen uns geregelt.

Die herbstliche Nachmittagssonne, die heute recht warm schien, versammelte die Familie auf dem großen Platze nahe am Schlosse. Man wandelte noch ein wenig in den Park. Der Baron ging mit Alfred voran, und die Baronin schloß mit mir den Zug. Sie ging langsamer und als wir etwas zurückgeblieben waren, sagte sie plötzlich: „Wichard ist ernster geworden.“ Dabei sah sie mich fragend an. Ich antwortete: „Wohl nur älter.“

„Er sagt, daß er gern in seinem Regiment sei,“ fuhr sie fort.

„Das ist er,“ bestätigte ich, „und sehr beliebt.“

„Das freut mich. Kennen Sie seinen Hauptmann?“

„Gewiß! Ein vortrefflicher Herr, in dessen Hause Wichard immer willkommen ist.“

„Kennen Sie Frau von Leinau?“ Bei dieser Frage sah sie mich wieder prüfend an.

„Ja wohl, Frau Baronin,“ erwiderte ich jetzt sehr bestimmt. „Man begreift, daß der Hauptmann von Leinau durch den Besitz dieser vortrefflichen, klugen und schönen Frau sehr beglückt ist. In Hofkreisen beneidet man sie, die Bürgerliche, um ihre Schönheit und gönnt ihr die Stellung nicht. Da mag denn auch Manches gesagt werden, was unrichtig ist. Sie ist eine sehr gebildete Dame und wird vermöge ihrer Sicherheit und ihres Tacts immer im Recht bleiben.“

„Sie werden ja ganz eifrig,“ sagte hierauf lächelnd und offenbar beruhigt die Baronin. „Mein Mann und ich möchten Wichard gern auf Reisen schicken. Er meint, dies gehe jetzt noch nicht.“

„Wir sind zu kurze Zeit Officier. Bevor wir nicht die Militär-Akademie besucht haben, können wir an langen Urlaub nicht denken.“

Adele war stehen geblieben und ging an meiner Seite weiter.

„Wichard erzählt mir eben, daß in dem Walde bei Hannover eine Eiche ist, viel schöner, als wir eine haben. Kennen Sie die auch, Ernst?“

„Ja wohl. Er meint die Königseiche in der Eilenriede. Ihr Stamm ist ganz astfrei und gerade wie bei einer Fichte, sehr dick und sehr hoch, und trägt oben eine prächtige Krone, die sich rundum gleich weit ausdehnt."

„Die Eiche möchte ich sehen. Ich glaubte, schönere als unsere beim Vorhof und am Dalweg gäbe es nicht."

„Die sind auch sehr schön."

„Die Eichen sind mir die liebsten Bäume," fuhr Adele fort, „sie sind so trotzig. Die Buche ist glatt und die Linde weich."

„Hat aber duftende Blüthen," warf ich ein.

„Das ist immer schnell vorbei," sagte sie.

„Im Frühling freuen Sie sich doch auch über die Linde, Adele."

„Weil sie am frühesten grün wird. Mag sein, einige Wochen. Die Eiche besinnt sich lange, hält ihre Blätter aber auch viel länger fest."

Diese Aeußerungen des gesprächigen Kindes fielen mir auf. Lag etwas Eitelkeit und Eigensinn darin? Sie klangen ebenso natürlich, wie bestimmt, nicht kindlich froh, sogar fast schwermüthig. Ich verglich Adele mit meiner herzenswarmen Schwester, dachte an Alfred's rührende Zuneigung zu dieser, dann wieder an Adele, die jetzt wie ein schönes Räthsel mich anzog.

Am andern Morgen betrachtete ich zum ersten Male mit Interesse die Ahnenbilder im großen Saal. Adele glich ihren Eltern nur im Allgemeinen, dagegen sehr ihrer Großmutter von der väterlichen Seite, die als junge Frau in der Tracht aus dem Anfange des Jahrhunderts gemalt und gewiß von ausgezeichneter Schönheit gewesen war. Während ich vor diesem Bilde lange stehen blieb, hatte Alfred sein Skizzenbuch aus der Tasche genommen und zeichnete das Porträt eines der Ahnherren mit charakteristischem Gesicht ab, eines Greises mit weißen Locken und weißem Bart, starken Augenbrauen und großer Nase.

Als Alfred fertig war, gingen wir in den Park, wo wir den Capitän trafen. Wir setzten uns zu ihm auf eine Bank am See. Alfred erzählte, wie unzufrieden Wichard's Vater sich gegen ihn über die Verhältnisse in Schleswig geäußert habe, wo die Kopenhagener Regierung mit Gewalt Alles dänisch machen wolle.

„Ja, das ist leider so," sagte der Capitän. „Die Kopenhagener Demokraten gehen darauf aus, Schleswig noch mehr in ihre Macht zu bekommen. Alles Deutsche wird verdrängt."

„Meine unglückliche Heimath!“ rief Alfred.

„Friedrich VII. ist ganz in ihrer Hand,“ fuhr der Capitän fort. „Er paßt zu ihnen. Er hat den hausbackenen Verstand, welchen die Menge begreift. An seinen Sitten und niedrigen Günstlingen nehmen jene Leute keinen Anstoß. Han er en snuten Hun, sagen die Matrosen. Die dänischen Bauern lieben ihn, weil er sich ihnen gern gleich stellt. Gutmüthig ist er, aber jeder geistigen Anstrengung abhold. Deshalb regiert er selbst gar nicht. Wenn man seine Ruhe nicht stört, läßt er regieren, wie es den Dänen gefällt. Holstein haben sie vorläufig aufgegeben, weil es zum Deutschen Bunde gehört. Wir sind hier verhältnißmäßig gut daran. Aber Schleswig wollen sie ganz und gar haben. Indeß theile ich die Ansicht des Barons, daß die Sache nicht von Bestand ist.“

„Er sagte mir, daß er den nächsten Winter in Berlin und Wien zuzubringen beabsichtige und versuchen wolle, dort für Schleswig zu wirken,“ bemerkte Alfred.

„Hat der Baron Ihnen das gesagt? Wir haben oft überlegt, ob es für ihn nicht an der Zeit sei, persönliche Verbindungen in jenen Hauptstädten anzuknüpfen oder zu erneuern. Ein Herr wie er ist wohl in der Lage, die Aufmerksamkeit der großen deutschen Regierungen wieder auf das Unrecht zu lenken, welches den Herzogthümern zugefügt wurde. Seit der Prinz von Preußen Regent ist, denkt der Baron daran, auch nach Berlin zu gehen. Er hofft, daß dort eine entschiedenere Politik eintritt. Bis dahin sprach er immer nur von Wien, wohin sein Bruder ihn wiederholt eingeladen hat.“

In diesem Augenblick sahen wir Demoiselle Charlotte mit Adele auf dem Wege, der aus dem Gebüsch nach unserer Bank führte, zu uns kommen.

„Wichard ist noch immer bei Vater,“ sagte Adele.

„Welch köstlicher Morgen!“ sprach Demoiselle Charlotte.

„Heute ist es schön auf dem See,“ meinte erstere. „Schade, daß Christian und Friedrich noch Unterricht haben. Können Sie rudern?“

„Wir sind am Wasser groß geworden,“ antwortete Alfred. „Sollen wir Sie fahren?“

Adele sah Demoiselle Charlotte an, die auf den Capitän blickte den sie nicht allein lassen dürften.

„Ich steige gern mit ein,“ erklärte dieser.

Alfred machte das Boot zurecht, ich half dem Capitän, dann

Demoiselle Charlotte beim Einsteigen. Sie setzten sich zusammen auf die Mittelbank. „Ich werde steuern," sagte Adele und nahm hinten im Boote Platz. „Sie brauchen nur gleichmäßig zu rudern, ich leite den Kahn." So fuhren wir davon. Die Unterhaltung wurde zuerst nur von dem Capitän und Demoiselle Charlotte geführt. Das Kind saß schweigend da, immer auf uns oder an uns vorbei blickend, um das Fahrzeug in seiner Richtung zu erhalten. Zuweilen ruhten die Augen auf Alfred, als suchten sie etwas in dessen Gesicht; zuweilen begegneten sie den meinigen, die sich an der aufblühenden Schönheit des jungen Mädchens erfreuten.

„Dies ist der schönste Punkt," rief Adele jetzt. „Hier lassen Sie uns etwas bleiben."

Sie hatte Recht, denn nun erschien nicht allein das neue Haus und das Schloß in der anmuthigsten Einrahmung, sondern man hatte auch seitwärts des letzteren ein hübsches Bild: hinter den im Sonnenlicht glänzenden Gewächshäusern ragte die Spitze des hohen Kirchthurms über die Baumwipfel in die blaue Luft.

„Zeichnen Sie das, Alfred," sagte Adele.

„Der Wetterhahn sieht uns an," entgegnete er, indem er sein Skizzenbuch zur Hand nahm und zu zeichnen begann.

„Das thut er nicht freiwillig," warf Adele hin.

„Freiwillig oder gezwungen, er freut sich über uns."

„Wie kann man sich gezwungen freuen!"

„Es ist immer eine Ursache, die uns zur Freude zwingt," antwortete ich.

„Das ist wohl so, Ernst," sagte Adele und drehte ungeduldig an dem Steuer. Alfred zeichnete weiter.

„Adele möchte immer Alles freiwillig thun," erklärte jetzt Demoiselle Charlotte.

„Bei mir zu Hause war ein Wetterhahn, der hieß Krikkrak," hob jetzt Alfred an. „Der sah am liebsten nach einer Seite, wo unten im Hofe das hübsche Hühnlein Kluklu spazierte. So oft er nur konnte, blickte er nach Kluklu hinunter, und da er hiervon etwas schief geworden war, so wandte er sich zuletzt auch gegen den Wind immer nach Kluklu's Seite, bis er sich gar nicht mehr von ihr losreißen konnte, weil er fest gerostet war. Als nun ein Sturm kam, da wurde Krikkrak gebrochen, denn er hatte das Nachgeben verlernt; und todt stürzte er Kluklu zu Füßen, die erst erschrak, dann aber lustig weiter spazierte."

Demoiselle Charlotte lachte und auch den Capitän hatte die Geschichte belustigt. Sie bemerkten nicht, daß Adele blaß und roth wurde. Heftiges Kind, dachte ich. Da schlug sie die Augen wieder auf und fragte: „Wollen Sie weiter rudern?“

„Ich bin noch nicht fertig,“ antwortete Alfred.

Wir geduldigten uns, bis er das Blatt aus dem Buche riß und Adele reichte. Es war ein hübsches Bild geworden, Adele freute sich darüber; doch als sie sah, daß der Wetterhahn schief gezeichnet war, wurde sie ärgerlich und steuerte den kürzesten Weg nach Haus.

Die Eigenthümlichkeiten des lebhaften Mädchens hielten meine Gedanken fest und als ich am nächsten Morgen mit den Freunden von dieser, durch neue Reize mir noch lieber gewordenen Stätte schied, nahm ich die Theilnahme an einem Kinde mit, welche vielleicht ebenso warm, wie Alfred's Liebe zu meiner Schwester werden konnte. Was er nach der Abreise von Stade empfunden hatte, fühlte ich ihm jetzt nach. Wir Beide überließen uns den Erinnerungen, während Wichard die Trennung von Haus schnell überwand und um so gesprächiger wurde, je näher wir unserer Garnison kamen.

Die Thätigkeit, in welche wir nun wieder eintraten, that Alfred und mir wohl. Mit unserem Freunde ging aber im Laufe der nächsten Monate eine Aenderung vor, die uns nicht ohne Sorge ließ. Er suchte uns seltener auf, war stiller und, wenn er mit mir bei Tante Balbina war, die uns jetzt zu Cordula oft einlud, kein so heiterer Gesellschafter, wie früher. Mit seinem Regimentskameraden Timon wurde er in die kleinen Abendgesellschaften der Königin befohlen, wo er gewöhnlich auch Tante Balbina und Cordula fand. Er erzählte uns davon, ohne bemerkbare Freude über diese Auszeichnung.

Am Neujahrsabend geschah das jetzt Seltene, daß er den Wunsch äußerte, in unserer Gesellschaft zu bleiben. Mit der gewöhnlichen Offenherzigkeit redeten wir über Alles, was wir dachten und erlebt hatten; nur von Felicia sprach Wichard so wenig wie möglich, trotzdem Alfred mehrere Male das Gespräch auf sie lenkte. Unsere Dienstverhältnisse, unsere militärischen Aussichten beschäftigten ihn nicht so lebhaft als sonst.

„Dein Eifer scheint nachzulassen, wie leider der meinige,“ sagte Alfred.

„Wie kannst Du das sagen!“ rief ich aus. „Es ist das erste Mal, daß Du Dich so äußerst.“

„Ich hatte keine Veranlassung," erwiderte Alfred ruhig. „Ich freue mich von ganzem Herzen, daß Du Deinen Beruf um so lieber gewinnst, je mehr Du ihn kennen lernst, und wünsche, daß dies so bleiben möge. Du bist zum Soldaten geboren. Auch Wichard ist es. Ihn ziehen jetzt nur andere Gedanken ab."

„Alfred!" sagte Wichard erschrocken und verlegen.

„Ja, Wichard! Dich ziehen die Gedanken an Felicia ab. Sie war schon lange der einzige Gegenstand, über welchen Du mit uns zu sprechen vermeidest, und Deine Neigung zu ihr hat, seit Du nach unserem Urlaub wieder in ihrer Nähe bist, beunruhigend zugenommen."

„Nun denn!" sprach Wichard, indem er in großer Erregung aufstand. „Die Heiligkeit der Freundschaft bürgt mir, daß Ihr das Wort vergrabt. Ich liebe die herrliche Frau, ich denke nur an sie."

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!" unterbrach Alfred ihn mit feierlichem Ton.

Wichard erblaßte. „Nein, nein! O Gott, das ist es ja auch nicht. Sie ist so gut. Sie ist wie eine Schwester gegen mich, und ihr Mann wie ein väterlicher Freund. O nein, das wäre ja schändlich!"

„Geh' selten zu ihr."

„Wie kann ich das! Sie laden mich ein, sie sind ahnungslos."

„Bezwinge Dein Herz," antwortete hierauf Alfred. „Gott wird Dir helfen. Gegen uns kannst Du Dich nun offen aussprechen."

Wichard war an's Fenster getreten und sah nach dem Sternhimmel. Wir schwiegen, bis Alfred das richtige Wort fand: „Es ist eine schöne Winternacht. Laßt uns noch etwas wandern."

Wir gingen schnell vorwärts, fast ohne zu sprechen, nach der Herrenhäuser Allee. Sie war leer; die Laternen brannten aber noch, obgleich Mitternacht nahe war.

Da hörten wir Stimmen und rasche Schritte kamen uns entgegen. Wir sahen zwei Gestalten, eine sehr große, eine etwas kleinere. Sie schwiegen, als sie uns kommen hörten, und als sie an uns vorbei gingen, blieben wir unwillkürlich einen Augenblick stehen.

„Der König!" flüsterte Alfred.

Wiederum hörten wir Schritte, aber leise. In passendem Abstande folgten mehrere Männer. Als auch diese vorbei waren, fragte ich: „Wer führte den König?"

„Der Graf Platen," antwortete Wichard. „Vielleicht ist im Auswärtigen etwas Besonderes vorgekommen. Wenigstens scheint der Mi-

nister noch zum Vortrag gewesen zu sein, und da mag der König, der es liebt umherzugehen, wenn seine Gedanken beschäftigt sind, seinen Arm genommen haben."

„Auf Umwegen kehrten wir zurück. Vor Wichard's Hause drückten wir dem Freunde die Hand. „Laßt uns morgen Abend wieder beisammen sein. Kommt zu mir," bat er.

Als wir Zwei in unserer Wohnung waren, beklagte ich mich gegen Alfred über seinen Mangel an Offenheit. „Plötzlich, mir ganz neu, sagst Du, Dein Eifer als Soldat lasse nach."

„Einmal konnte ich es doch nur zum ersten Male sagen," entgegnete er lächelnd.

„Aber ich habe niemals eine Klage von Dir gehört."

„Was hätte das genutzt? Auch heute sprach ich es nur aus, weil ich keinen anderen Angriffspunkt auf Wichard fand."

„Das merkte ich wohl; aber Du meinst es doch auch so?"

„In gewissem Grade ja, Ernst. Wenn ich mir denke, wir bleiben unser Leben lang Friedenssoldaten, hören die Stände über die Militärlast klagen, und drillen die Bauernjungen für das Königreich Hannover, damit sie bereit stehen, aufzumarschiren, wenn der Polizeidirector Wermuth einen kleinen Tumult rechtzeitig angeordnet hat, so verliere ich die Freudigkeit. Aber es kann ja anders kommen. Heute schlafe ich vergnügt ein, denn wir haben an dem Freunde ein gutes Werk gethan."

6.

Die Krieg bedeutenden Worte, welche Napoleon III. am 1. Januar 1859 bei dem Neujahrsempfang des diplomatischen Corps an den österreichischen Gesandten gerichtet hatte, riefen plötzlich eine allgemeine Aufregung und in den zunächst gefährdeten Staaten schwere Besorgnisse hervor. Der Krieg des zweiten französischen Kaiserreichs mit der Präsidialmacht des deutschen Bundes bedrohte ganz Deutschland, wenn auch nur die österreichischen Besitzungen in Italien seine Veranlassung waren.

Um dieses große Ereigniß drehte sich am 2. Januar das Gespräch in unserer Messe ausschließlich. Die jungen Kameraden jubelten über die Aussichten, welche ein Krieg mit Frankreich eröffnete, und auch den alten Officieren glänzten die Augen. Waren sie doch mehr als wir berechtigt, unseren Erbfeind zu hassen. Sie hatten schon gegen

ihn gekämpft oder doch die Vernichtung des Wohlstandes, die Verarmung der Familien, das ganze Elend, welches die Franzosen vor einem halben Jahrhundert über unser Land brachten, in persönlicher Erinnerung.

Nach Tisch ging ich in meinen Club, um Zeitungen zu lesen, und trat demnächst aus dem Lesesaal in die Spiel- und Conversations-Zimmer, von denen eines das Wachsfiguren-Cabinet genannt wurde, weil hier täglich alte Stammgäste saßen, die meistens kein Wort sprachen. Jeder von ihnen nahm zur gewohnten Zeit auf dem längs der Wände angebrachten Divan seinen Platz, ein Clubdiener brachte ihm die lange Pfeife und zündete sie mit einem Fidibus an; dann saß das geehrte Mitglied seine Zeit, sich des Daseins und der Genossen freuend, schweigend da. Heute hörte ich zu meiner Ueberraschung eine lebhafte Conversation. Die Worte: „Idées Napoléoniennes“ schlugen an mein Ohr. Ich blieb, um die Unterhaltung der alten Herren anzuhören, an einem Schachtisch stehen, wo zwei eifrige Spieler an jedem Abend miteinander kämpften. Auch sie pflegten sich kaum zu rühren, nur daß sie dann und wann einen Schachzug thaten. Heute waren sie unruhig nud spielten schlecht, sei es, weil das ungewohnte Gespräch sie störte, sei es, weil dessen Gegenstand ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Am Ende des Divans, wo man den Blick in die folgenden Zimmer hatte, saß an jedem Abend von sechs bis acht Uhr ein langer, magerer Oberst. Er hatte als Capitän den Dienst verlassen, trug immer Uniform, jetzt noch den Militärrock mit dem auffallend hohen Kragen, wie der König Ernst August ihn getragen hatte, und war, wohl für diese Beharrlichkeit, nach und nach mit höheren Titeln beglückt worden. Er war übrigens eine ehrliche Seele und sprach, wenigstens auf seinem Divanplatze im Museum, unter keinen Umständen ein Wort. Dagegen ließ er zuweilen ein Husten und Räuspern ertönen, welches jedesmal einen neuen Besucher, den er von Weitem sah, ankündigte, und unwillkürlich hatte er sich dieselbe Art des Räusperns und Hustens für dieselbe Person angewöhnt, so daß auch seine Divangenossen, die Kenner seiner Töne, im Voraus erfuhren, wer kam.

Sein Nachbar im Divan war ein Kriegsrath außer Dienst, der für den größten Kenner des Hof- und Staatshandbuchs galt. Von jedem Officier wußte er Truppentheil und Anciennetät.

Dann kam ein Kammerrath außer Dienst, ein hoher Sechziger, der 1809 mit dem Herzoge von Braunschweig-Oels nach England gegangen war und jetzt zwei Söhne in der hannoverschen und einen in der österreichischen Armee hatte.

Heute saßen ausnahmsweise auch einige gesprächige Clubmitglieder auf dem Divan: ein Consistorialrath, der früher Schloßprediger und bei den Damen beliebter Kanzelredner gewesen war und von dem man sagte, daß er bei Hofe Einfluß habe. Ich begegnete ihm zuweilen bei Tante Balbina. Ein Oberbaurath, der weiter gereist war, als irgend wer in der Gesellschaft, und hiervon gern sprach; und ein ehemaliger Major, ein gelehrter Herr, der seine Ansichten rücksichtslos aussprach und gewöhnlich Recht behielt.

„L'empire c'est l'épée," sagte der Kriegsrath.

„Ja, eine Lüge ist das empire. Nur mit Gewalt kann es sein illegitimes Dasein behaupten," sprach der Consistorialrath.

„Gegen Rußland hat er Glück gehabt," äußerte der alte Kammerrath mit Bezug auf Napoleon III., „da hatte er aber auch die Engländer auf seiner Seite. Mit den Oesterreichern wird er nicht so leicht fertig."

„Das frägt sich noch," warf der gelehrte Major ein.

„Sie haben wohl lange keine österreichischen Officiere gesprochen," erwiederte jener.

„O ja!"

„Na, mein Sohn sagt, die Schule des alten Radetzky habe Wunder bewirkt."

„Welche Schule?"

„Des alten Radetzky."

„Hat gar keine Schule gemacht."

„Es werden gerade fünfzig Jahre seit Ihrem Heldenzuge," sprach der Consistorialrath, um dies Zwiegespräch zu beruhigen. „Gott sei Dank, jetzt können wir Oesterreich besser helfen."

„Wie so helfen?" fragte der gelehrte Major.

„Das versteht sich doch von selbst," antwortete der Kriegsrath. „Wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es uns den Krieg."

„Gar nicht," sagte der Major. „Geht uns gar nichts an."

„Kreuzigt ihn!" rief der Oberbaurath.

„Hm, hm," machte mißbilligend der Consistorialrath.

In diesem Augenblick hustete der schweigsame Oberst in mehr als gleichgültiger Weise.

„Wer kommt denn?" fragte der Consistorialrath.

Der Staatsminister außer Dienst Windthorst trat in das Zimmer.

„Sieh' da, Excellenz!" sagte der Consistorialrath. „Ein seltener Gast."

Manche hatten den eben Angekommenen wegen seines anscheinend gutmüthigen Wesens und seiner Lust, Witze zu machen, ganz gern; die Mehrzahl empfand Abneigung gegen ihn. Daß er, der Katholik, in unserm protestantischen Lande zu einem so hohen politischen Posten gelangte — er hatte dem ersten Ministerium angehört, welches Georg V. einsetzte — konnte ihm an sich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Aber zum großen Theil seinem Einflusse schrieb man die wachsende Zahl und Bedeutung der Katholiken in Hannover zu, und Einige vermutheten, daß er vor allen anderen Zielen ultramontane Zwecke verfolge. Im Ganzen war man nicht klar über ihn.

„Euer Excellenz können entscheiden", nahm der Oberbaurath das Wort. „Der Herr Kriegsrath glaubt, wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es zugleich uns den Krieg. Der Herr Major ist der Ansicht, daß dies uns gar nichts angehe."

Der Kriegsrath machte seinen Rücken gerader, als rühme er sich seiner politischen Einsicht. Der Major schlug den Kopf zurück und lehnte ihn auf das Rückenpolster des Divans. Der kleine Staatsminister warf sich in die Brust, steckte den rechten Daumen zwischen Chemisette und Weste, so daß die zierliche Hand recht sichtbar war, blickte nachdenklich durch seine Brille und antwortete: „Sehr interessant! In dieser Divergenz liegt ja schon die Antwort. Der Bund hat zu entscheiden. In Frankfurt wird Oesterreich wie der Herr Kriegsrath, Preußen wie der Herr Major sprechen."

„Und die Mittelstaaten?" fragte Einer.

„Werden auch so denken, wie die beiden Herren. Sind denn neue Nachrichten da? Ich weiß wenig. Da dieses Pariser Evenement meine kleine Leiche aus der Jurisprudenz ausgegraben hat, so will ich sie an das Licht der Zeitungen tragen." Mit diesen Worten schritt er, die Lippen über den großen Mund wie klagend zusammen schließend, in den Lesesaal.

„Ich habe die Abendzeitungen auch noch nicht gelesen", sagte der Consistorialrath und folgte ihm.

Der gelehrte Major erhob sich, lachte kurz auf und ging nach Hause. Der Oberbaurath setzte das Gespräch fort: „Die kleine Excellenz weiß noch nicht, was aus der Geschichte werden kann."

„Jedenfalls werden die in Aussicht stehenden Abschiede schneller kommen", sprach hierauf der Kriegsrath. Seit der Concentrirung bei Nordstemmen war die Rede davon, daß mehrere höhere Officiere den Abschied erhalten würden.

„Wissen Sie etwas Näheres?" fragte der Kammerrath im Interesse seiner auf Avancement wartenden Söhne.

In diesem Augenblick ließ der schweigsame Oberst ein so beängstigendes Räuspern ertönen, daß auch ich mich umsah. Ich erblickte die runde, linkische Gestalt des Polizeidirectors Wermuth, dem wie gewöhnlich die gelbe Perrücke schief über dem schwammigen Gesichte saß. Sobald er sichtbar wurde, trat die Stille ein, von der es hieß: „Es fliegt ein Polizeidiener durch das Zimmer." Der Polizeidirector stellte sich vor die Anwesenden, zog sein bunt carrirtes Schnupftuch aus der Tasche, schwenkte es auseinander und schnaubte sich. Hierauf fragte er: „Quid novi?"

Erst erfolgte keine Antwort. Dann aber sprach der Oberbaurath: „Aurelius ist recht krank."

Diese Worte überraschten mich. Weder Alfred noch ich hatte den Genannten in der letzten Zeit gesehen.

„Das hörte ich", antwortete der Polizeidirector. „In unserem Klima wird er zu Grunde gehen. Wenn er leben will, muß er nach dem Süden."

Ich erschrak. Hat er einen Blutsturz gehabt? Die Frage hätte ich gern gethan; doch mochte ich sie nicht an die alten, mir fast fremden Herren richten.

„Was sagt vox populi zu der gestrigen Rede Napoleon's?" fragte der Kriegsrath.

„Wir stehen zu Oesterreich!" erwiderte der Polizeidirector. „Die größte Uebereinstimmung! Und insofern ist dieser Zwischenfall ein Glück. Er wird die Hannoveraner auf andere Gedanken bringen. Die Aufwiegelung wurde immer gefährlicher."

„Davon habe ich nichts bemerkt", sagte der ehrliche Kammerrath.

„Ich erfahre leider zu viel", entgegnete mit sorgenvollem Ausdruck der Polizeidirector. „Die Feinde der Regierung verderben das

Volk, wollen ihm Geschmack an der Revolte beibringen. Ich muß immer wachsamer werden."

Dies war eine von den Redensarten des Polizeidirectors Wermuth, von welchen nur Einzelne glaubten, sie entsprächen seiner Ueberzeugung. Die Meisten erblickten darin ein trügerisches System. Niedrige Menschen konnten den König an seiner schwächsten Stelle: dem Welfenhochmuth, fassen. Er glaubte ihnen, wenn sie versicherten, daß seine Dynastie, die älteste aller herrschenden, über jede andere erhabene, unantastbare, nur von den Aufwieglern und der rohen Masse des Volkes Gefahren, freilich großen, ausgesetzt sei.

Solche Gefahren existirten aber am wenigsten. Die loyalen, ruhigen Hannoveraner dachten nicht an Revolten.

Anderen Tages besuchte ich Frau Elisabeth, um mich nach Aurelius zu erkundigen. „Er hat eine Lungenentzündung, die gottlob gut verläuft", sagte sie.

Ich erzählte ihr, was der Polizeidirector gesagt hatte, und bemerkte, daß sie dies ungern hörte. In ihrer vorsichtigen Art, die Alles vermied, was bestehende Feindschaften vergrößern konnte, äußerte sie sich nicht weiter. Es war allgemein bekannt, daß Aurelius als einer der einflußreichsten Oppositionsmänner unserer Ständeversammlung vom Hofe gehaßt und gefürchtet wurde.

Die gefährliche Periode seiner Krankheit ging schnell vorüber, seine Genesung schritt fort.

Die Ansichten, welche in der oben erzählten Clubunterhaltung zu Tage traten, wurden im Laufe der folgenden Monate von den Ereignissen großentheils bestätigt. Der deutsche Bund beschloß die Kriegsbereitschaft der Contingente. Wir Officiere waren glücklich, Alfred wurde viel lebhafter. „Es ist schnell anders geworden", sagte er fröhlich. „Nun können wir vielleicht etwas leisten."

Der Baron schrieb an Wichard aus Berlin, dann aus Wien. In Berlin war er nur einige Wochen geblieben. Dort trat das Interesse an Schleswig-Holstein augenblicklich gegen den in Aussicht stehenden italienischen Krieg zurück. Aber auch in diesen wollte Preußen, so lange Oesterreich sich allein behaupten könnte, nicht eingreifen. Aus Wien schrieb der Baron: „Hier sieht man der nächsten Zukunft nicht mit dem festen Vertrauen entgegen, welches ich erwartet hatte. In Berlin war Alles klarer. Ich glaube, Preußen erneuert sich und Oesterreich bleibt immer das alte."

Indessen erhielten jetzt mehrere Officiere der hannoverschen Armee einen „blauen Brief“, das heißt den Abschied. Man wollte die Schäden, welche die vorjährigen Manöver hatten erkennen lassen und die hauptsächlich in der Organisation des Armeecorps lagen, durch Personenwechsel verbessern. So ist in diesen Jahren mancher tüchtige Officier beseitigt und schmerzlich gekränkt worden, ohne daß damit viel gewonnen wurde. Und dies verletzte um so mehr, als unbrauchbare Männer sich behaupteten, wenn sie hohe Gönner hatten.

Auch in Wichard's Regiment waren Beförderungen zu erwarten. Sein Compagnie-Chef mußte Major werden, die Stelle war im Regiment frei. Da kam Wichard eines Mittags in großer Aufregung zu uns. „Mein Capitän ist Major in der Provinz geworden! Das kann nur geschehen sein, um Frau von Leinau von hier zu entfernen“, rief er empört aus. Wir waren überrascht und mußten seine Erklärung dieser ungewöhnlichen Versetzung für richtig halten; denn ein sachlicher Grund war auf keine Weise zu erkennen, vielmehr hatte Jeder es für selbstverständlich gehalten, daß der sehr tüchtige, in der Garnison beliebte Hauptmann von Leinau beim Garde-Regiment bleiben werde. Indeß freuten wir uns, daß Wichard von Felicia getrennt wurde. Seit dem Neujahrsabend hatte er sich uns wieder eng angeschlossen, mit uns gern und offen über die Gefühle seines Herzens gesprochen, und daher wußten wir, daß er den rechten Weg nicht verlassen wolle. Auch die Ueberzeugung hatten wir mehr und mehr gewonnen, daß Felicia nicht unwahr gegen ihren Mann sein könne. Ihre Entfernung mußte aber Wichard den täglichen inneren Kampf leichter machen.

Wir ergingen uns in Vermuthungen.

„Man will, daß in der Garde nicht allein die Officiere, sondern auch die Damen von adeligem Blut sind“, schalt Wichard.

„Das wäre zu albern!“ meinte Alfred.

„Freilich. Aber was kann es sonst sein? Persönliche Feinde hat Frau von Leinau nicht.“

„Darin irrst Du vielleicht“, entgegnete Alfred, ohne dies begründen zu können; denn er, wie ich, war mit den Vorgängen in der Hofgesellschaft, die Wichard zu kennen glaubte, nicht vertraut. Freilich war kaum anzunehmen, daß Felicia persönliche Feinde habe; denn wo wir in den letzten Monaten bei den großen Hoffesten mit ihr zusammengetroffen waren, hatten wir den Eindruck, daß sie ihren Platz voll und

ganz erobert habe. Ihre Klugheit war ebenso groß, wie ihre Schönheit, sie zeigte an der rechten Stelle Selbstgefühl oder Bescheidenheit, sie verstand mit Zartheit und guter Laune übertriebene Huldigungen zurückzuweisen oder einen Mangel an der ihr schuldigen Achtung zu bestrafen, und so bewegte sie sich mit vollständiger Sicherheit und Befriedigung in dem Kreise, der sie anfangs nicht aufnehmen wollte und jetzt als einen Schmuck zu betrachten schien.

Ein Argwohn erwachte in mir: daß Tante Balbina Wichard ausschließlicher für sich oder Cordula haben wolle. Dieser Gedanke veranlaßte mich sogleich, nachdem Wichard uns verlassen hatte, zu ihr zu gehen. Ich fand sie allein.

„Du verfehlst Cordula. Sie ist in der Sitzung des Frauenvereins. Wie geht es Deinem Freunde?“

„Er ist betrübt, daß sein Compagnie-Chef als Major versetzt ist.“

„O! Er bleibt aber hier?“

„Nein, er geht in die Provinz.“

Ich sah, daß diese Nachricht Tante Balbina erfreute, aber auch daß sie von derselben überrascht wurde. Sie war unschuldig an der Sache.

Nun waren Alfred und ich bestrebt, Wichard die Tage bis zu Felicia's Abreise zu erleichtern, und nicht wenig trug diese selbst hierzu bei. Ihr Mann ließ als guter Soldat die Versetzung ohne Murren über sich ergehen, und sie sprach kein Wort der Klage aus. Wichard gab sie bis zuletzt Zeichen einer liebenswürdigen Freundschaft, aber keines einer größeren Neigung. Und wenn sie, wie ich glaube, die Wärme seiner Gesinnung ahnte, so vermied sie, daß diese sich äußerte. Ihr Mann schlug vor, daß sie noch in Hannover bleiben möge, weil die Kriegsaussichten darauf hinwiesen, daß er selbst seine neue Garnison bald wieder verlasse. Sie wünschte dies nicht und reiste mit ihm ab.

So hatte denn Wichard diese Probe seines Charakters glücklich bestanden. Alfred war darüber fast noch zufriedener als ich. Als Schleswig-Holsteiner fühlte er sich ebenso für das tadellose Benehmen des Landsmannes, wie für das des Freundes verantwortlich. Die erhöhte militärische Thätigkeit, welche die Zeitumstände von allen Officieren verlangten, half auch Wichard's Schwermuth zu zerstreuen.

Die ersten Kämpfe der Oesterreicher mit dem französisch-sardini-

schen Heere waren unglücklich verlaufen; das letztere, von dem französischen Kaiser geführt, drang in die Lombardei ein.

Die Mobilmachung unseres Bundes-Contingents war vollendet. Die hannover'schen Truppen standen gut ausgebildet und durchaus kriegsbrauchbar bereit, das Officiercorps von dem ritterlichsten Geiste beseelt, die Mannschaften von dem tüchtigsten Gehalt. Die einzelnen Kriegsinstrumente, welche Hannover hergab, waren vorzüglich. Es kam nur darauf an, daß sie richtig gebraucht wurden. Der König hatte, gemäß der hierüber getroffenen Vereinbarungen, das Commando über das zehnte Bundes-Armeecorps dem Herzog von Braunschweig übertragen, dieser Fürst zählte unter seinen Vorfahren ruhmgekrönte Namen. Er selbst hatte keine Gelegenheit gehabt, seine militärische Begabung darzuthun. Da ihm aber der im Armeecorps bekannte und geschätzte General Jacobi als Chef des Generalstabes zugetheilt wurde, so fehlte das Vertrauen zu der oberen Leitung nicht.

Der Aufmarsch der Bundes-Contingente an den Rhein sollte erfolgen; täglich erwarteten wir den Marschbefehl, Napoleon III. stand vor einem Kriege mit Deutschland. Da kam die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Solferino und gleich darauf die fast unglaubliche von dem Friedensschluß in Villafranca. Napoleon III. hatte in einer persönlichen Zusammenkunft den Kaiser Franz Joseph, der, noch unerfahren und in dem Vertrauen auf seine Heerführer getäuscht, die österreichische Niederlage für größer hielt, als sie war, zu dem übereilten Frieden beredet.

Von Deutschland war der Schrecken eines, diesmals kaum vermeidlich scheinenden, Kriegs gewichen. Wir Officiere waren um eine Hoffnung ärmer. Die jetzt eintretende Abspannung bewirkte bei Widard eine verstärkte Sehnsucht nach Felicia, bei Alfred eine große Verstimmung, die mir von Herzen leid that. Alfred hatte mir einmal gesagt: „Du bist zum Soldaten geboren.“ Er war es wohl mehr als ich. Er besaß bei großer Ruhe einen raschen Entschluß, viel praktischen Sinn, seltene körperliche Ausdauer und Gewandtheit, dazu eine unbedingte Autorität über seine Untergebenen, deren Vertrauen er schnell gewann. Die Unterofficiere bauten auf ihn; freilich sorgte auch kaum ein Anderer so wie er für sie. Schon mehreren, die ausgedient hatten, war durch seine klug benutzten Verbindungen und Beharrlichkeit eine gute Versorgung zu Theil geworden. Er war nicht ehrgeizig im ge-

ringen Sinne des Wortes; aber er wünschte ein weiteres Feld für seine Fähigkeiten.

„Nun bist Du des Soldatenstandes überdrüssig,“ sagte ich.

„Laß uns hiervon nicht sprechen. Ich will Dir nicht die Freude an Deinem Beruf nehmen.“

Der Trübsinn der Freunde quälte mich. Ich bestand darauf, daß wir uns eine Zerstreuung bereiteten. Ein vierzehntägiger Urlaub wurde uns zu einer Wanderung durch den Harz bewilligt. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit genossen wir die Freuden einer schönen Bergreise. Wir warfen unsere Sorgen von uns und kehrten ermuntert zu unserer Friedensarbeit zurück.

Der italienische Krieg hatte in Deutschland das Vertrauen zu Oesterreich erschüttert, während die Gewalt und die Absichten Napoleon's gefährlicher wurden. So fühlte man in verschärftem Maße die politische und militärische Schwäche des deutschen Bundes, die nicht gebessert werden konnte, so lange in Frankfurt zwei deutsche Großmächte einander eifersüchtig bekämpften. Die Ansicht, daß nur Preußen, der kräftige, protestantische Staat, Deutschland aus seiner Ohnmacht erwecken könne, gewann mehr Anhänger, auch in dem hannover'schen Lande, trotzdem man hier das specifisch preußische Wesen nicht liebte.

Daß der König Georg das Balancir-System des deutschen Bundes als eine Stütze seiner Souveränetät zu erhalten wünschte, verstand sich von selbst. Die Bestrebungen der österreichischen Diplomatie, ihrem Hofe die alte Stellung in Deutschland zu bewahren, konnten deshalb bei der hannoverschen Regierung auf Unterstützung rechnen und an dem Hofe Georg's V. war Alles willkommen, was die drohende Uebermacht Preußens zu beschränken vermochte.

„Die Katholiken setzen sich, wie es scheint, hier immer mehr fest,“ sagte eines Tages Wichard. „Heute traf ich bei Timon einen Herrn von etwa dreißig Jahren. Timon stellte ihn als den neuen Secretär seines Vaters vor. Er nennt sich Melet und kommt aus Oesterreich. Er hat das gespannte Gesicht der Katholiken und die Politur der Jesuiten.“

„Nimm Dich mit Timon in Acht,“ sprach Alfred.

„So warntest Du mich schon ein paar Mal,“ erwiderte Wichard ungeduldig. „Du thust ihm Unrecht, er ist ehrlich.“

„Das Gegentheil kann ich nicht behaupten,“ sagte ich jetzt; „aber

klar bin ich über Timon auch nicht, und da er dem Hofe so nahe steht, ist Behutsamkeit wohl am Platze."

„Die Königin schätzt ihn; also ist er ein rechtlicher Mensch," entgegnete Wichard.

„In Deiner Heftigkeit urtheilst Du falsch," sprach nun Alfred. „Menschenkenntniß besitzt die Königin nicht. Und weshalb bevorzugt er Dich so sehr?"

„Ich weiß es nicht und lohne es ihm nicht; denn ich gehe ihm keinen Schritt entgegen. Die kleinen Einladungen der Königin halten uns zusammen."

„Wir kennen diese Cirkel nicht und können nicht ein Mal vermuthen, welche Pläne man mit Dir haben mag," warf ich scherzend hin. „Du sollst Flügeladjutant oder Kammerherr werden, oder eine Hofdame heirathen."

Jetzt lachte er. „Ich danke für Deine gütigen Absichten. Nein, in den Hofdienst trete ich nicht. Und heirathen — Ihr wißt ja —"

„Ein Jeder verliebt sich ein Mal, und kaum Einer heirathet seine erste Liebe;" sagte Alfred.

„Ja, aber keiner von uns heirathet ohne Liebe," entgegnete Wichard.

Mehrere Wochen später wurde die Hochzeit Zettel's, der inzwischen Hauptmann geworden war, festgesetzt. Zu dieser Feier erhielt nicht allein Alfred, sondern auch ich eine Einladung, zu meiner Freude, denn ich schätzte den Bräutigam sehr. Alfred ließ sich herbei, einen lustigen Polterabendscherz zu dichten, der dann auch recht munter vorgeführt wurde, und am folgenden Tage fand die Trauung in der Marktkirche durch den Senior Bödeker statt.

Dieser, fast jedem Einwohner bekannte oberste Geistliche der größten Stadtgemeinde Hannovers war weniger ein Seelsorger, als ein Helfer in aller Noth. Der eigenthümliche Mann war den Orthodoxen ein Dorn im Auge und hatte, weil er ohne Ansehen der Person tadelte und mit Spott geißelte, viele Feinde; aber seine guten Werke hatten ihm die Volksgunst gewonnen und gaben ihm einen großen Halt. Er wich in seinem Benehmen nicht selten von der würdevollen Haltung des Geistlichen ab, und seine Reden, sogar von der Kanzel, streiften mitunter die Grenzen des Schicklichen. Indeß die Herzensgüte und Wahrheit klang aus ihnen, und seine Predigten hatten immer zahlreiche andächtige Zuhörer. Unter den Anekdoten, welche man sich von ihm erzählte, betrafen viele die Art, wie er das Geld sammelte, womit er

Bedrängten half und die segensreichen Einrichtungen schuf, welche die Stadt ihm verdankt.

Unter den Hochzeitsgästen befand sich zu unserer großen Freude auch Aurelius. Eine Sommercur hatte die letzten Spuren seiner Krankheit verwischt, er sah frisch und kräftig aus.

An der Hochzeitstafel erhob sich der Senior Bödecker, um die Gesundheit des jungen Ehepaars auszubringen. Er sprach etwa Folgendes:

„Ich muß Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, wobei ich etwas aus der Schule schwatzen werde. Als wir in diesem Frühjahr unsere tapfere Armee rüsteten, da hatte ich mir eines Tages in diesem Hause zwei Thaler zu einem Bette für einen armen Kranken geholt und wollte weiter gehen, als eine Thür sich aufthat und meine junge Freundin, die heute den Myrtenkranz trägt, mich leise in ihr Zimmer einlud. „Ach, Herr Senior," bat Sie dann, „können sie es nicht einrichten, daß ich mit meinem Verlobten unmittelbar vor dem Ausmarsch seines Regiments getraut werde? Dann könnte ich ihn doch pflegen, wenn er verwundet wird." — Ich sagte, ich wolle mir das überlegen, sie gab mir einen Thaler für eine arme Braut, und ich ging sofort zu dem Bräutigam, um dessen Meinung zu hören. — „Mein höchster Wunsch ist die Heirath; aber vor dem Kriege heirathe ich nicht, damit meine Braut nicht etwa gleich einen Krüppel zum Mann hat!" — Diesen Bescheid gab er mir; aber keinen Thaler. Um den mußte ich erst mahnen, dann gab er ihn her. Wohlthun nützt auf Erden und bereitet im Himmel eine gute Stätte. Ich träumte kürzlich, es gehe meiner Frau und mir, wie dem verehrten Ehepaar Aurelius. Ich war krank, und da kamen viele Herren und Damen zu meiner Frau, die sich unsere Freunde nannten und ihr riethen, einen anderen Arzt zu nehmen, der mich nach dem Süden schicke."

Hier lachte ein großer Theil der Gesellschaft, und mir fiel das Clubgespräch ein.

„Leider folgte meine Frau den Rathschlägen, und ich verließ meine Gemeinde. Da starb ich. Als ich nun an die Himmelspforte kam, stand Petrus da im Gespräch mit Wermuth, der ihm einen Paß zeigte und sich stolz in die Brust warf." —

Jetzt wurden mehrere Gesichter in der Gesellschaft sehr bedenklich.

„Petrus erblickte mich sofort, winkte und sprach: „Lieber Bödecker, Du kannst gleich ganz durchgehen hinten in den Freudensaal, da findest

Du die Deinigen. Aber erst sage mir, weshalb hast Du zuletzt noch den dummen Streich gemacht, Deine Gemeinde zu verlassen? Du hättest es wie Aurelius machen sollen, der bleibt noch lange auf der Erde." —

Abermals lachten viele.

„Ich trat in die Pforte ein und sah nun, daß der Himmel so eingerichtet ist, wie unsere neue Restauration am Theaterplatz, zuerst rechts und links Einzelcabinette und zuletzt der große Festsaal. Als ich vorwärts ging, hörte ich noch, daß Petrus zu Wermuth sagte: „In den Freudensaal? Auf keinen Fall! Sie müssen von unten anfangen. Ich muß nur noch überlegen, in welches Cabinet Sie gehören." — In einem dieser Cabinette sah ich ein paar von unseren Consistorialräthen, in einem anderen Windthorst und Melet. Ich weiß nicht, ob Sie Letzteren schon kennen."

Die Nennung dieses Namens fiel mir sehr auf.

„Da kam ich in den herrlichen Freudensaal. Ach, und da fand ich viele liebe alte Bekannte. Als sie mich sahen, dachten sie natürlich, ich komme, um Geld von ihnen zu erhalten. Sie vergaßen ganz, daß sie im Himmel waren, und griffen gleich nach ihren Geldbeuteln, die es dort oben bekanntlich nicht giebt. Darum, Ihr lieben jungen Eheleute, lebt schlicht und recht, damit Ihr, wenn es hier ein Mal vorbei ist, auch gleich in den Freudensaal kommt."

Und nun brachte er das Lebehoch aus, in welches mit Jubel eingestimmt wurde.

Gegen das Ende des Diners redete der Senior noch ein Mal, viel kürzer, sehr gemüthvoll und in passender Weise eindringlich. Es galt dem Bruder der jungen Frau Zettel, Otto Wellmeier, der nächstens das elterliche Haus verlassen sollte, um als Avantageur in ein preußisches Regiment einzutreten.

Nach aufgehobener Tafel trat ich an Aurelius heran, um ihn zu seiner Genesung zu beglückwünschen. Er war sehr freundlich gegen mich, so daß ich mir die Bitte erlaubte, er möge mir den Scherz in des Seniors Tischrede erklären, der sich auf ihn bezog.

„Gern," antwortete er. „Ich bin der Regierung unbequem, sie schaffte mich gern fort. Als ich die Lungenentzündung hatte, war mein Arzt ganz sicher, und die Krankheit verlief normal. Da stellten sich Leute bei meiner Frau ein, die früher uns eine solche Theilnahme nicht gezeigt hatten, machten sie sehr angst, sagten, ich hätte die Schwindsucht und

versicherten, meine einzige Rettung sei südliches Klima für längere Zeit. Damals hat meine Frau dies nur meinem Arzt mitgetheilt. Erst nach meiner Genesung erzählte sie es mir, und nun haben wir nach und nach herausgebracht, daß jene guten Freunde nicht aus eigenem Antriebe gekommen, sondern von Anderen geschickt sind, und die Spuren der letzteren führten alle zu dem Polizeidirector Wermuth."

Ich machte eine unwillige Bewegung. Er sah mich mit seinen klaren Augen an. „Aber wer ist der Melet?" fragte ich.

„Von dem weiß ich nichts Bestimmtes, der Senior scheint schon besser unterrichtet zu sein. Er gibt sich für den Secretär eines vornehmen Herrn aus, ist aber ohne Frage mehr."

Nicht gar lange nach diesem Fest, im September, las ich Aurelius' Namen unter den Männern, die auf Rudolph von Bennigsen's Aufforderung sich in Frankfurt a. M. versammelten und dort den Nationalverein gründeten, welcher ein kräftiges Deutschland ohne Oesterreich unter Preußens Führung erstreben wollte. Die hannoversche Regierung war über diese Anmaßung im höchsten Grade empört und suchte die Theilnahme an dem Nationalverein zu einem Hochverrath am Vaterlande zu stempeln. Indem sie gegen ihn die heftigsten Maßregeln ergriff, hatte sie nur den Erfolg, daß sie seine Bedeutung in den Augen vieler Hannoveraner hob, ihm mehr Mitglieder zuführte, Haß und gegenseitige Anklagen hervorrief. Wer als ein Anhänger des Königs gelten wollte, mußte sich von dem Nationalverein fern halten.

Eines Abends unterhielt ich mich mit dem Hofsattler, als sein Nachbar, der Buchbinder, an uns vorüber seinem Hause zuschritt. Er grüßte mich und ich ihn. Der Hofsattler und er nahmen von einander keine Notiz. Als er vorbei war, sagte jener: „Smitt seck en Aal up!"

„Was heißt das?" fragte ich.

„Nu, he smitt seck up. Wird alle Tage wichtiger. Eben kommt er aus der nationalvereinlichen Versammlung." —

Dann brummte er „Verräther" vor sich hin.

Wichard, Alfred und ich waren jetzt an der Reihe, die Militär-Akademie zu besuchen. Dies war eine Lehranstalt in der Stadt Hannover, welche in jedem Winter-Semester Seconde-Lieutenants der Armee in den Fächern ihrer Waffe theoretisch weiter bildete. Der Unterricht fand in einem der beiden kleinen Gebäude am Calenbergerthore statt, worin schon zur Zeit, als Scharnhorst hier Militärlehrer war, die „Ecole" sich befand, eine Bezeichnung, die gesprächsweise auch

jetzt noch vorkam. Die Vorträge wurden in einer Form gehalten, welche dem Eifer des Zuhörers viel überließ, und gerade hierdurch wurde im Allgemeinen Gutes erreicht. Wir drei Freunde fühlten uns in der Militär-Akademie unter den Kameraden, die aus dem ganzen Lande zusammen kamen, sehr wohl. Mich fesselten die militär-wissenschaftlichen Lehren in hohem Grade, und ich widmete ihnen meinen häuslichen Fleiß mit Eifer. Alfred hatte mit seinem schnellen Erfassen die Sache immer bald abgethan, ging auch wohl nicht so tief in sie ein. Er erfüllte vollständig seine Pflicht, aber, wie ich mehr und mehr erkannte, ohne die Passion für unseren Stand, die mich antrieb. Während ich hinter militärischen Büchern saß, beschäftigte er sich mit seinem Lieblingsstudium, der Geographie. Nicht selten fand ich ihn noch bei solchen Arbeiten, wenn ich spät Nachts heimkehrte. Er ging nicht oft in Gesellschaften, besuchte dagegen die Clubs, seine Freunde und gern das Theater. Für letzteres hatte er lebhaftes Interesse, weniger für die Personen der Schauspieler, als für die gesammte Darstellung. Er ließ sich sogar unter der Führung eines früher von ihm unterstützten Beamten alle baulichen und maschinellen Einrichtungen des Schauspielhauses zeigen und unterhielt mich Abends oft von der Scenerie, die er gesehen hatte und meistens schön fand, aber doch stets anders zu haben wünschte.

Auch Wichard war fleißig. Was ihm für die Militär-Akademie zu thun oblag, besprachen und bearbeiteten wir mit einander, so daß er noch mehr als früher mit uns lebte. Der Plan seiner Eltern, diesen Winter in einer Stadt zu verleben, ging nicht in Erfüllung. Die Baronin wollte in der Nähe von Friedrich bleiben, der ihr Sorge machte. Körperlich war er anscheinend gesund, aber seine Stimmung noch immer gedrückt. Für das folgende Jahr war ein Aufenthalt der Baronin mit Adele in Hannover in bestimmte Aussicht genommen, und eine Woche vor Weihnachten kam Wichard's Vater, um Erkundigungen einzuziehen. Er fand, daß unsere Residenz alle Mittel für die Vollendung von Adelens Erziehung in geeignetster Weise bot. Er selbst wollte nicht in Hannover leben, weil er unseren politischen Zuständen um so mehr fern zu bleiben wünschte, als der Minister des Auswärtigen ihm früher befreundet gewesen und jetzt sein politischer Widersacher war. Der Graf Platen, dessen Familienbesitz in Holstein lag, gehörte zu denen, welche in den Gegnern des Londoner Vertrags Aufwiegler sahen.

Deshalb wollte der Baron, während seine Gemahlin mit Adele

in Hannover wäre, mit Wichard Italien und Frankreich bereisen. Dieser, unseren Freund auf das höchste erfreuende Plan wurde näher besprochen und für Wichard's Beurlaubung eine vorläufige Zusage gewonnen.

Bei Beginn unserer Weihnachtsferien verließ der Baron mit uns Hannover. Wichard fuhr mit ihm nach Haus, Alfred und ich nach Stade. Dort fanden wir in den uns nächsten Beziehungen keine Veränderung, Alfred war in der fröhlichsten Stimmung, meine Schwester liebenswürdig und gut wie immer. Im Weihnachtsfeste feierten wir ihren fünfzehnten Geburtstag auf die heiterste Weise. Auch Wichard hatte zu Hause Alles erwünscht gefunden, nur mit seinem Bruder Friedrich war er nicht zufrieden. „Er hat denselben scharfen Verstand wie Adele," sagte er, „und hält auf dem Gymnasium mit dem älteren Bruder gleichen Schritt. In anderthalb Jahren werden wohl Beide das Maturitäts-Examen machen und Friedrich besteht es vielleicht gar besser. Aber er ist ein ungeselliger Mensch geworden, finster, trotz seiner Gutmüthigkeit."

Als ich Tante Balbina die mir übertragenen Grüße bringen wollte, sagte der Bediente: „Excellenz haben Sitzung."

„Was für eine Sitzung?"

„Ich weiß nicht!"

Sie schickte mir Cordula.

„Guten Tag, Ernst. Sei willkommen. Du weißt wohl noch nicht, daß die Königin Tante zu einer der Vorstandsdamen für das Henriettenstift gemacht hat?"

„Nein, ich weiß auch nichts vom Henriettenstift."

„Das wird ja jetzt von der Königin gegründet, ein Krankenhaus, worin lutherische Diaconissinnen ausgebildet werden."

„Wer ist denn bei Tante?"

„Die Melanie, der Oberhofmarschall von Malortie und ein Herr Müller."

„Es gibt viele Müller."

„Seinen Titel habe ich überhört. Er hat einen Schnurrbart und ist eben so dick, wie Excellenz Malortie dünn ist."

„Ich soll Dir Grüße aus Stade bringen."

„Danke! Tante will mich, glaube ich, auch zur Diaconissin machen. Dazu habe ich aber keine Lust, ich passe nicht dazu. Tante schilt jetzt schon, daß ich ihr nichts recht mache. Heute noch —"

„Was hattest Du verkehrt gemacht?"

„Ach, ich war in ihrem Kinderhospital. Es ist doch ein Mädchen=hospital, und deshalb schickte ich Leute weg, die mit einem Knaben kamen, den sie verbinden lassen wollten."

„Was fehlte dem Knaben?"

„Er hatte ein Loch im Kopf. — Eben flüsterte sie mir in's Ohr, Du möchtest heute Abend kommen und Deinen Freund mitbringen, natürlich."

„Wie so natürlich?"

„Das weißt Du ja. Wir Beiden kommen nicht so sehr in Betracht."

„Ich glaubte, Du möchtest Wichard gern."

„Früher mochte ich ihn gern, obgleich er zu jung für mich ist. Er kann noch nicht an Heirathen denken. Mich zu heirathen, fällt ihm auch nicht ein. Er ist zu verzogen."

„Von wem?"

„Ach, Ernst, thu' doch nicht so. Von Tante Balbina."

„Will die ihn heirathen?"

„Ha, ha, das ist zu komisch! Und von der Melanie."

„Die verzieht ihn auch?"

„Das erfährst Du nicht, weil Du nicht in die kleinen Cirkel kommst. Und wenn es nur nicht noch wer wäre!"

„Noch wer? Wer?"

„Das sage ich nicht. Dein Freund muß stolz sein."

„Cordula, was sprichst Du! Wichard ist der bescheidenste Mensch. Ihr Damen denkt Euch da Etwas zusammen, was gar nicht ist."

„Nein, Ernst. Die Königin hat ihn gern. Um Gotteswillen! Sage es nicht weiter, ich bitte Dich. Versprich es mir."

„Was Du mir gesagt hast, will ich Wichard nicht wieder erzählen."

„Ach Gott, ich habe mich so erschrocken! Wie kam ich nur dazu, dies auszusprechen! Und die Königin ist so gnädig gegen mich."

„Die Königin ist immer sehr gütig. So wird sie es auch gegen Wichard sein. Das Andere bildest Du Dir ein, Cordula. Sei künftig vorsichtiger."

„Ich will meinen Mund zuschließen. Gegen Dich plauderte ich nur so hin, weil ich Vertrauen zu Dir habe."

Am Abend fand ich mich mit Wichard ein. Tante Balbina war nicht bester Laune, die Melanie war auch da. Ich vermuthe, daß in ihrer Gegenwart Cordula nach der Sitzung berichtet hatte, wir würden

kommen. Ich betrachtete nun die Melanie genauer. Bei den großen Hoffesten hatte ich sie wohl gesehen, aber nicht weiter beachtet. Es schien kaum glaublich, daß sie den Fünfzigen sich näherte, so jugendlich war ihr ganzes Wesen. Sie hatte eine schöne Gestalt, fast genau wie die Königin, hielt sich auch so, wie Ihre Majestät. Vielleicht war dies Nachahmung. Ihr Gesicht war dagegen viel lebhafter. Man sah es gleich, sie war keine Deutsche. Ihre Augen glühten und hingen an dem schönen Wichard. Er war unbefangen wie sonst.

Als der Melanie Wagen gemeldet war und sie sich zum Weggehen anschickte, kam es mir vor, als warte sie, daß Wichard ihr seine Begleitung anbiete. Dies that er aber nicht, folgte vielmehr einem Winke Tante Balbina's und blieb noch mit mir.

Nun schlug Letztere vor, wir möchten wöchentlich mindestens einen Abend bei ihr zubringen und mit ihr und Cordula etwas lesen. Wir nahmen dies dankend an. Bald und oft erfolgte dann auch eine Einladung. Zum Lesen kamen wir aber nie. Bücher lagen zwar in Menge auf Tante Balbina's Tisch, sie hatte jedoch immer zu viel zu sprechen. Auch fuhr, wenn wir da waren, die Melanie vor und ließ sich anmelden.

Als dies ein paar Mal geschehen war, sagte Tante Balbina mit gezwungenem Lachen zu Wichard: „Sie geben sich wohl mit der Melanie bei mir Rendezvous?“ Wichard versicherte mit seiner heiteren Aufrichtigkeit, daß ihm dies Zusammentreffen auch aufgefallen, daß er daran aber vollkommen unschuldig sei. „Es ist ein lustiger Zufall,“ sagte er.

„Lustig!“ rief Tante Balbina aus und wollte lachen. „Lustiger Zufall!“

Aber derselbe Zufall wiederholte sich zu oft.

Deshalb war es Tante Balbina ein willkommener Umstand, daß der Dragonermajor, den wir vor anderthalb Jahren in dem Kloster kennen lernten, jetzt seinen Wohnsitz in Hannover genommen hatte. Bald nach jenen Manövern hatte er seinen Abschied erbeten und erhalten, und darauf größere Reisen gemacht. Tante Balbina lud ihn zu den sogenannten Leseabenden ein und behandelte ihn mit großer Liebenswürdigkeit. Vielleicht sah sie ihn nunmehr als eine gute Reserve an; vielleicht wollte sie Wichard eifersüchtig machen oder den Major als Blitzableiter gegen die Melanie benutzen. Sie fand ihn charmant, seine Erzählungen aus Frankreich und Algier hochinteressant und that,

wenn er später als die Anderen erschien, das Möglichste, ihn zu rühmen.

Aber über diese ihre eigenen Gedanken bemerkte sie nicht, daß Cordula sich ebenfalls über die Besuche des Dragonermajors freute, und daß dieser, als er Tante Balbina genauer kennen gelernt hatte, weniger ihret= als meiner Cousine wegen kam.

Alfred hätte ich gern bei Tante Balbina, wo unser Freund in einer Zwickmühle saß, eingeführt. Er wies mein Anerbieten, wie früher, auch jetzt ab, hörte jedoch aufmerksam an, was ich von den eifersüchtigen Damen zu berichten hatte.

7.

Die Saison näherte sich ihrem Ende. Die Hoffeste sollten mit einem großen Costümball im Schauspielhause geschlossen werden, zu welchem die Einladungen weit über die Grenzen des Hofcirkels hinaus in andere Gesellschaftskreise ergingen. Verschiedene Quadrillen wurden berathen und beschlossen. Wichard war zu der Quadrille der Königin befohlen. Die Dame wurde ihm zugetheilt, es war die Melanie. Tante Balbina war zu dieser Quadrille nicht aufgefordert. Dies war eine unerwartete und verstimmende Einleitung des Festes für sie. „Sie will sich krank melden,“ sagte Cordula mir, „und ich glaube, sie ist wirklich krank; denn ich habe sie noch niemals so heftig gesehen.“ Gegen mich äußerte Tante Balbina sich über diesen Zwischenfall nicht. Auch hatte sie sich später eines Anderen besonnen. Sie hoffte noch, daß die Eine oder Andere der glücklicheren Damen krank werde und dann an sie die Reihe komme, den fehlenden Platz in der Quadrille der Königin auszufüllen. Für den Fall, daß dies nicht geschehe, ließ sie sich ein reiches griechisches Costüm bereiten. Der Dragonermajor versprach, in dem Originalanzuge eines vornehmen Beduinen zu erscheinen, und wollte Cordula führen. Dies hintertrieb Tante Balbina. Cordula wurde einer Tyroler Quadrille zugewiesen und hierdurch auch ihr die Vorfreude an dem Feste verdorben.

Zu meiner Ueberraschung sagte Alfred mir, diesen Costümball wolle er besuchen, so Etwas habe er noch nicht gesehen. Er wolle aber unerkannt bleiben und fordere von mir, daß ich ihn auf keinen Fall verrathe. Er müsse seine Verkleidung in unserer Wohnung anlegen; sonst würde er auch mir nicht gesagt haben, daß und wie er zu dem Feste gehe. Nun trug er spät Abends Pakete, welche Theile seiner

Garderobe enthielten, selbst nach Hause und machte alle Vorbereitungen mit eben so viel Sorgfalt wie Vorsicht.

Als der Abend des Balles kam, begann er schon frühzeitig, nachdem er unsern Diener weggeschickt und die Thüren verschlossen hatte, seine Toilette. Er fing damit an, sein Gesicht zu malen, Nase und Augenbrauen durch aufgeklebte Stoffe zu formen und einen weißen Bart anzulegen. Er kleidete sich in schwarze seidene Strümpfe, kurze dunkele Beinkleider, Schuhe mit seidenen Schleifen und goldenen Schnallen, ein braunes, seidenes Unterkleid, über welches das reiche Gehenk des zierlichen Degens kam; setzte eine weiße Perrücke und einen breitkrämpigen, mit einer Diamantagraffe geschmückten Hut auf den Kopf, zog einen weiten pelzverbrämten Rock über und ergriff die Spitzenhandschuh und einen Rohrstock mit goldener Krücke. Dann nahm er eine gebückte Haltung an und so präsentirte er sich mir als ein gebeugter, magerer Alter mit faltigem, eingefallenem, doch nicht unschönem Gesicht, welches ich schon irgendwo gesehen zu haben glaubte. Er war das wohlgelungene Abbild eines von Rembrandt gemalten alten niederländischen Handelsherrn.

„Vortrefflich!“ rief ich aus. „Schade, daß Du nicht Schauspieler geworden bist.“

„Da magst Du Recht haben. Du verräthst mich auf keinen Fall!“

„Nein!“

Als auch meine Toilette beendigt war, ging ich die Treppe hinunter, um den Weg zu recognosciren. Niemand war da; der Meister, die Meisterin wie das Gesinde waren nach dem Platze vor dem Theater gegangen, um die Anfahrt der costümirten Herrschaften zu sehen. Alfred hüllte sich in einen langen Mantel, bedeckte den Kopf mit einem dunklen Tuch und setzte einen Civilhut auf. So stiegen wir in den bereit stehenden Wagen. Schon an der Ecke des Theaterplatzes ließ er halten; er wollte die letzte Wegstrecke allein zu Fuß zurücklegen.

Das Theater war herrlich umgewandelt, Zuschauerraum und Bühne zu einem weiten, reich verzierten Saal gemacht, worin jetzt ein Gedränge von Menschen in den verschiedensten Trachten sich durcheinander schob. Erst allmälig fand man Bekannte. Tante Balbina ging als Griechin am Arm des Beduinen. Ihrer vollen, noch frischen Gestalt stand die Tracht sehr gut und der Major mit gebräuntem Gesicht und dunkelem Haar sah in dem weißen Burnus vortrefflich aus. Die Beiden bildeten wirklich eines der schönsten Paare.

Eine Fanfare, der ein Marsch folgte, verkündigte die Ankunft des königlichen Zuges. Die Festordner voran machten Platz, der Zug bewegte sich durch den Saal, dann begann der Tanz der Quadrillen. Zuerst kam die der Königin, eine zwar nicht geistreiche, aber höchst prächtige Karten-Quadrille. Die Königin tanzte sie mit Timon, ihr gegenüber die Melanie mit Wichard. Auffallend war, wie sehr die Gestalten der Königin und Melanie sich glichen, so sehr, daß, wer die Verschiedenheit der Farben vergaß, die kleine Diamantenkrone und den anderen reichen Juwelenschmuck der Königin im großen Lichterglanze nicht beachtete und die Gesichter nicht sah, die eine von der anderen kaum unterschied.

Auch die anderen Quadrillen wurden sehr bewundert, die der Tyroler erwarb sich vielen Beifall. Ich hatte Cordula noch nie so hübsch gesehen, ich erkannte sie sogar nicht gleich. Ihrer vollen Figur stand das Mieder, ihrem runden Gesicht das Tyroler Hütchen allerliebst. Als ihre Quadrille vorgeführt war, kam Cordula zu mir, aufgeregt, ängstlich. Sie hatte immer Tante Balbina mit ihrem schönen Beduinen im Auge. Ich wollte das Gespräch auf diese lenken, als ich Hauptmann Zettel und Frau begrüßen mußte, die als Rococo-Paar sehr gut aussahen. Dann erschien in einiger Entfernung der gebückte, zuweilen leise hustende, niederländische Kaufherr, der nach und nach die Aufmerksamkeit auf sich zog und bald mit den verschiedensten Personen im Gespräch war. Nach einer folgenden Quadrille war er in meiner Nähe. Er sah mich im Vorbeigehen lange an und schien mich nicht zu kennen. Neben einem Kalenberger Schäfer, den ich nicht kannte, blieb er stehen. Des ersteren kleidsame Tracht: die Sammethose, die rothe geblümte Weste, der lange weiße Leinenrock mit großen Knöpfen und der dreispitzige schwarze Filzhut, paßte mit ihrer Bescheidenheit nicht zu dem hochmüthigen Gesicht mit dem schwarzen Haar, den stechenden Augen und den festgeschlossenen Lippen. Wie er so dastand, recht unschuldig an den langen Schäferstab gelehnt, war er ein Heuchler. Er mißfiel mir sehr. Mit ihm unterhielt der Greis sich lange.

Nach den Quadrillen begann der allgemeine Tanz. Die Paare in dem weiten Saale flogen dahin. Ich hatte mich noch nicht engagirt, ich wollte erst das bunte, lebendige Bild ungestört betrachten. Da legte sich eine Hand auf meinen Arm und ich hörte Cordula's Stimme. „Geh' mit mir," bat sie. Sie legte ihren Arm in meinen und zeigte

auf den Weg aus dem Saal in den Logengang. Sonst war sie in größerer Gesellschaft gegen den bürgerlichen Vetter noch nie so zuthunlich gewesen; jetzt war etwas von rücksichtsloser Hast in ihr. Wir kamen an die zum oberen Foyer führende Treppe. Dem hier stehenden Lakai gab sie ein Zeichen. Wir schritten hinauf. Der schöne, heute mit Blumen noch mehr geschmückte Foyer war halbdunkel und leer.

„Wohin willst Du?“ fragte ich.

Sie antwortete nicht, sie führte mich nach dem Concertsaal, in welchem später soupirt werden sollte. Die Saalthür war nicht verschlossen, wir traten ein. Auch dieser große Saal war, um ihn kühler zu erhalten, noch dunkel gelassen; nur einzelne Lichter zeigten die Reihen von Orangebäumen, um deren Stämme die mit feinen Tüchern belegten, mit edlem Geschirr besetzten Tische für das Souper bereitet waren.

Vor uns ging ein anderes Paar. Bald erkannte ich den Beduinen, an seiner Seite ging die Griechin Balbina. Cordula's Arm zitterte in dem meinigen. Und in noch größerer Entfernung war ein Paar, welches jetzt umzukehren schien. Gleich darauf erklang ein Ach! von Damenstimmen, und als ich mit Cordula heran kam, nochmals ein Ach! Das dritte Paar war die Melanie mit Wichard. Mein Erstaunen war groß. Die Melanie und Tante Balbina versuchten zu scherzen, es gelang ihnen schlecht. Sie behaupteten, es sei überall im Hause heiß, nur hier kühl. Nun wollten sie in die Gesellschaft zurückkehren. Wir traten aus dem Saal und kamen in den Foyer. Da saß auf einem Stuhl an der Wand der niederländische Greis. Als wir nahe bei ihm waren, erhob er sich müde an seinem Stock und lehnte sich seitwärts des Stuhls an die Wand.

„Ich bedarf der Erholung,“ redete er uns an, als wolle er seine Anwesenheit in diesen Räumen entschuldigen.

„Bald wird Dir, werther Alter, dort Erquickung gereicht,“ erwiderte ich.

„Mir ist's Erquickung, die Jugend zu sehen,“ sagte er hierauf, „Erquickung und Trübsal.“

„Trübsal, weshalb?“ fragte jetzt Tante Balbina. „Weil Dir die Jugend fehlt?“

„Du irrst wieder“, entgegnete er. „Nicht weil die Jugend mir fehlt. Nein, weil die Jugend fehlt.“

„Ich irrte wieder, sagst Du?“ fuhr die Griechin fort. „Irrte ich sonst?“

„Du irrtest, als Du den Moslem in jene Halle der Freude führtest.“

Sie schwieg bestürzt.

„Und Du, schöne Treffkönigin“, wandte er sich jetzt an die Melanie, „wie stolz schreitest Du neben dem ritterlichen Kartenkönig. Hältst Du das Spiel schon für gewonnen? Du irrst.“

Auch die Melanie erschrak und sah verlegen um sich. Der Greis erhob wie warnend seinen Stab, indem er sich mit der anderen Hand an der Wand stützte, und sprach feierlich:

„Die Schönheit irrt, die Jugend fehlt.
Ihr habt das Rechte nicht erwählt.“

Und als er diese Worte gesprochen hatte, öffnete und schloß sich hinter ihm die Wand, er war verschwunden.

„Wo ist er?“ rief die Melanie erschrocken.

„Wer ist er?“ fragte Tante Balbina.

„Ein toller Kerl“, sagte der Beduine.

Wichard schien am meisten bestürzt zu sein. „War das mein Vater?“ fragte er mich zuletzt.

„Wie kannst Du das glauben? Wie sollte der hierher kommen?“ sagte ich lachend.

„Lassen Sie uns gehen“, flüsterte die Melanie. Sie war unter der Schminke blaß geworden. Auch Tante Balbina sah geängstigt aus.

Wichard führte seine Dame voran, wir folgten und traten in die große Mittelloge, von der eine mit Palmen und blühenden Gewächsen eingefaßte Treppe in den von der fröhlichen Gesellschaft gefüllten Tanzsaal hinunter führte. Von dem eigenthümlich hübschen Anblick überrascht und gefesselt, blieben wir eine Weile stehen. Da kam ein Kammerherr und entbot die Melanie und Tante Balbina zu Ihrer Majestät. Ich sah, wie Cordula über diesen Befehl, welcher die Griechin von dem Beduinen trennte, sich freute. Gleich darauf eilte einer der Festordner die Stufen hinauf und fragte: „Haben Sie den niederländischen Greis gesehen? Die Königin will ihn sprechen.“

„Vor Kurzem“, antwortete ich. „Wo er jetzt ist, wissen wir nicht.“

„Ich glaube ihn dort zu sehen“, sagte Wichard und wies auf das Getümmel in dem Bühnenraum.

„Ja wohl, da ist er“, sagte der Festordner und eilte die Stufen wieder hinab.

Zu meiner Freude kam jetzt ein schmucker Tyroler, Cordula zum Tanz zu holen, und ich eilte nun dahin, wo die Königin war und wo bald auch der niederländische Greis an seinem Krückstock erschien. Er hatte den Hut von dem weißen Haupt genommen und näherte sich mit Zeichen der Ehrfurcht Ihrer Majestät, die, ihren Hofstaat hinter sich, in einem weiten Kreise allein stand. In der vorderen Reihe dieses Kreises befand sich der Kalenberger Schäfer; es fiel mir auf, daß er die Königin und den Greis scharf beobachtete. Letzterer beugte seinen alten Rücken tief und auf das Anmuthigste vor Ihrer Majestät und hatte nun eine längere Unterredung mit ihr, von der man kein Wort hörte. Aber ich beobachtete, daß die Königin erst lächelte, darauf gespannt aussah, dann ängstlich wurde, bis sie eine verlegene Bewegung als Entlassungszeichen machte und ziemlich schnell zurück trat. Ich wurde besorgt und wie es schien, nicht ohne Grund, denn nun glaubte ich unter den Herren und Damen der Königin eine etwas lebhaftere Bewegung wahrzunehmen. Unwillkürlich blickte ich mich nach dem Schäfer um und sah ihn noch eben, wie er sich durch die Umstehenden drängte, um weiter zu gehen. Jetzt war der Greis an meiner Seite. „Nimm Dich vor dem Schäfer in Acht“, sprach ich leise, zu ihm gewandt. Wenige Augenblicke später fragte einer der Festordner: „Wer ist der Greis? Wo ist er?“ Der Gesuchte war nicht mehr da, er mußte das Haus verlassen haben.

Indeß die Wenigen, welche diesen kleinen Vorfall beachteten, vergaßen ihn in dem persönlichen Interesse der schönen Stunden; das Fest ging weiter und erst früh Morgens kehrte ich in unsere Wohnung zurück.

Alfred lag im Bett und schlief den Schlaf der Gerechten. Als ich Licht anzündete, erwachte er und fragte: „Hast Du Dich gut amüsirt?“

„Vortrefflich.“

„Hast Du mich auch nicht verrathen?“

„Nein. Du kannst ganz unbesorgt sein. Niemand außer uns kennt den Greis.“

„Bei Euch konnte ich das Reimen nicht lassen, an dem dummen Vers hätte man mich erkennen können.“

„Höchstens konnte er Wichard auf die Spur bringen, aber er hielt Dich einen Augenblick für seinen Vater.“

Alfred lachte, richtete sich auf und wurde ganz munter. „Ich hatte mein Gesicht nach dem Porträt seines Ahnen gemacht, vielleicht auch unseren Dialekt nicht genug geändert.“

„Was hast Du der Königin gesagt?“ fragte ich. „Du scheinst sie aufgeregt zu haben. Gleich darauf wurdest Du gesucht.“

„Später“, war seine Antwort. „Lege Dich jetzt schlafen.“

„Sage mir wenigstens noch, ob Du den Kalenberger Schäfer kennst.“

„Das ist ein Hallunke Namens Melet. Schlafe wohl!“

Er legte sich nieder und war gleich wieder eingeschlafen. — O, du liebe, ehrliche Seele!

Am anderen Morgen trank Alfred schon seinen Kaffee, als ich aufstand. Ich mußte eilen, um nicht zu spät zum Dienst zu kommen. Deshalb sprachen wir nur, was uns zunächst lag. Alfred war lustiger als sonst und lachte hell auf, als ich fragte: „Hat der Schäfer Dich gestern Abend verfolgt?“

„Ja wohl. Und ich bin ihm ebenso entkommen, wie Euch. Er ging mir in den Foyer nach. Vor meiner Thür blieb ich stehen, die Hand am Drücker, und als er auf mich zu schritt, hob ich warnend den anderen Arm und sprach feierlich: Hüte Dich, Du bist erkannt! Er schrak zurück, und ich verschwand. Vermuthlich hält er, wie Deine Begleitung, es für angemessen, von diesem Ausgang nicht zu reden. Aber einerlei, forschte man nach, so würde man nichts finden, als die Schlüssel an dem vorgeschriebenen Platze.“ Und lachend nahm er Degen und Mütze, um nach der Caserne zu gehen.

In der Messe wurde viel von dem gestrigen Feste, nur nebenbei von dem niederländischen Alten gesprochen. Kastor meinte, dieser sei ein bekannter braunschweig'scher Officier, der schon bei mehreren Maskeraden und Costümbällen Greise mit großem Talent dargestellt hatte. Ein Anderer hielt es für wahrscheinlicher, daß hinter der Maske ein Schauspieler steckte, der mitunter zu den kleinen Cirkeln der Königin befohlen wurde. Mehrere behaupteten, der Greis sei wirklich ein Greis gewesen. Der politische Lieutenant hatte gehört, der Unbekannte habe der Königin wichtige Mittheilungen gemacht und sei wohl gar ein politischer Agent. Diese Aeußerung rief bei den Einen Gelächter, bei den Anderen Kopfschütteln hervor. War es doch bekannt, daß die

gute Königin, die ihr eigenes Urtheil bescheiden zurückhielt, keinen politischen Einfluß hatte und haben wollte. Es hieß sogar, Seine Majestät mißtraue in politischen Dingen ihr nicht weniger, wie seinen Ministern.

Nach Tisch führte ein glücklicher Zufall mich in dem Augenblick in das Museum, als der Polizeidirector Wermuth in die Conversationszimmer ging. Ich folgte ihm. Auch hier war die Rede von dem königlichen Feste. Jemand sagte: „Es ist doch merkwürdig, daß man nicht herausbringen kann, wer den Greis dargestellt hat.“

Der Polizeidirector bemühte sich, mit seinem immer wichtigen Ausdruck zu lachen. „Wir wissen bereits, wer es ist“, sprach er. Alle wurden neugierig; nur der gelehrte Major nicht, der wieder in etwas mißachtender Weise seinen Kopf auf das Rückenpolster des Divans zurückschlug.

„Wie haben Sie das herausgebracht?“ fragte der Oberbaurath.

„Sehr einfach“, erklärte mit einem Tone, der jedes eigene Verdienst ablehnen wollte, der Polizeidirector, „durch die beim Eingange abgenommenen und auf den Namen lautenden Einladungskarten. Alle Erschienenen bis auf Einen waren bekannt. Dieser mußte es also sein.“

„Wer ist es denn?“ fragte der Oberbaurath weiter.

Nun hob der Polizeidirector schweigend das Haupt und ging in das Lesezimmer.

Ich fürchtete für Alfred und erzählte ihm, als wir endlich am Abend allein waren, was ich gehört hatte. Da lachte er noch herzlicher als am Morgen. „Ich habe meine Einladungskarte gar nicht abgegeben. Hier ist sie noch.“

Aber der fröhliche Ausdruck wich von ihm, als er weiter sprach: „Die Verhältnisse hier im Lande werden immer trüber und treiben uns in Preußens Arme. Auch Aurelius, der eifrige Kämpfer für Deutschlands Einigung, fürchtet, daß Hannover seine Selbständigkeit einmal ganz verlieren wird, weil es nicht einen Theil davon zum Besten des Ganzen opfern will. Heute nannte er bei Wellmeiers die Art, wie unser König gegen seinen großen Nachbar verfährt, travailler pour le roi de Prusse. Gegen die letzten Vorschläge, wodurch Preußen der deutschen Kriegsverfassung einen besseren Halt geben wollte, hat Hannover protestirt. Ebenso gegen die preußischen Vorschläge zur Schaffung einer deutschen Kriegsmarine. Billige Wünsche der preußischen Regierung hinsichtlich der nothwendigen Verbindungen zwischen

ihren Landestheilen sind von uns schnöde abgewiesen worden, als wären wir mit einer uneinnehmbaren Mauer umgeben, als könne der große, uns umschließende Nachbarstaat sich diese kleinlichen Hemmnisse seiner Lebensbedingungen auf die Dauer gefallen lassen. Der Umstand, daß der Prinz-Regent die preußische Wehrkraft jetzt in großem Maße auszubilden trachtet, soll unseren König gegen diesen nahen Verwandten und natürlichen Bundesgenossen noch argwöhnischer gemacht haben. Und nun kommen von allen Seiten Menschen, welche ihn in seinem Wahn mehr und mehr verstricken, politische Agenten aus dem Auslande und Creaturen aus dem eigenen Lande, die sich in Gunst bringen, indem sie seinen Vorstellungen schmeicheln. Nicht selten erscheinen ohne Wissen der Minister königliche Verfügungen, die Alle überraschen, vielleicht mit Ausnahme derjenigen untergeordneten Personen, welche Zutritt bei Georg V. haben und denen es gelang, seine Gedanken zu leiten."

„Ist Melet ein österreichischer Agent?" fragte ich.

„Ohne Zweifel. Er soll die Königin in das österreichische Fahrwasser bannen. Zwar denkt sie nicht daran, sich in die Politik zu mischen. Sie amüsirt sich und glaubt, das gehe so fort. Es könnten aber doch Zeiten kommen, wo sie um ihrer Kinder willen eingreifen, mit der Angst der Mutter auf die Vorstellungen anders Denkender, namentlich ihrer Verwandten, hören möchte. Auch sie soll mit Abneigung gegen Preußen, mit Zuneigung zu dem katholischen Oesterreich erfüllt werden. Da sie zu religiöser Hingebung neigt, hofft man wohl gar, sie katholisch zu machen. Wenn das nun auch nicht gelingt, die Katholiken gewinnen immer festeren Boden im Lande. Denn hierbei hilft der kluge Windthorst, und beiden Majestäten wird die Vorstellung beigebracht, daß die Katholiken die besten Unterthanen seien."

„Wodurch hast Du Melet gestern in solche Aufregung versetzt?"

„Meine erste Unterredung mit ihm hatte ihn in Zweifel darüber gelassen, ob ich wie er ein Jesuit wäre, dem jedes Mittel recht ist, oder ob ich ihn hinterginge. Und da er über die Königin Macht gewinnen möchte, es koste was es wolle, so legte er meiner etwas geheimnißvollen Unterredung mit Ihrer Majestät Werth bei."

„Was sagtest Du der Königin?"

„Ich stellte mich als niederländischen Kaufherrn vor und erzählte, daß ich in jüngeren Jahren die Schätze Indiens, die schönen Frauen des Kaukasus kennen gelernt hätte. Hier, wo Ihre Majestät herrsche,

finde ich beides, Reichthum und Schönheit. Ich habe die persischen Großen beim Schach, französische Könige beim Kartenspiel, aber nie eine so merkwürdige Partie wie heute gesehen, wo um Ihre Majestät die niederen Karten sich unterwürfig gruppirten. Wäre hier auch die Weisheit Arabiens, so sei dieser Ort der vollkommenste. — „Haben wir nicht gut gespielt?“ fragte die Königin. — „Erhabene Herrin!“ antwortete ich, „wie im Schach die Königin durch die Schuld ihrer Unterthanen in Gefahr kommen kann, wie ein Spiel um so schwieriger, je mehr Karten Bedeutung haben, so ist es auch im Leben. Darum, wer einen hohen Einsatz zu verlieren hat, blicke um sich, ob nicht falsche Spieler da sind, und wer Viele zu hüten hat, sorge, daß er treue Schäfer habe.“ — „Um dies zu erfahren, brauchtet Ihr nicht weit zu reisen,“ sprach sie. Da fuhr ich fort: „Wer weit gereist und alt ist, wie ich, weiß besser diesen Rath zu würdigen. Auch mich haben betrogen, die ich für Freunde hielt, auch mich wollte ein falscher Schäfer auf blumige Gefilde führen, um mich zu verderben. O, Majestät! Es giebt viel falsche Schäfer.“ — Nach diesen Worten wurde ich, wie Du gesehen hast, entlassen.“

Nachdenklich schwiegen wir Beide. Da klopfte es, und gleichzeitig riefen wir: „Das ist Wichard!“ Unsere trüben Gedanken wichen, als der heitere Freund eintrat und seine fröhliche Stimme erklang.

„Gut bekommen?“ fragte er mich. „Schade, daß Du nicht da warst, Alfred. Du hättest Dich besser amüsirt, als bei Deinen Geographie-Büchern.“

„Dein Amüsement fing auf bedenkliche Weise an,“ sagte ich scherzend.

Etwas verlegen rief er aus: „Hast Du es Alfred erzählt?“

„Wie? Sollte ich es nicht?“

„Nun ja, ihm; aber keinem Anderen?“

„Nein.“

„Laß uns nicht davon sprechen. Es war doch etwas sonderbar von den Damen. Nicht?“

„Du hast angefangen.“

„Freilich. Oder richtiger die Melanie. Sie verlangte meine Begleitung in den Concertsaal, sie wollte die Anordnung in demselben ungestört besehen. Ich habe ihr aber kein unpassendes Wort gesagt.“

„Das glauben wir Dir gern,“ sprach Alfred lachend.

„Hast Du Deinen verkleideten Vater gefunden?“ fragte ich.

„Wahrhaftig, ich glaubte, er wäre es. Es soll ein etwas excentrisches und oppositionelles Mitglied der bremischen Ritterschaft sein. Er ist eigentlich nie hier, sondern immer, wenn nicht auf seinem Gute, auf Reisen. Er soll noch allerlei Späße, auch mit der Königin gemacht haben. Aber war es nicht ein famoses Fest?"

So scherzten wir weiter. Als Wichard gegangen war, sagte Alfred: „Diesen guten Menschen brauchen wir nicht zu warnen. Sein sonnenklares Gemüth hält ihn auf dem richtigen Wege."

Tante Balbina und Cordula hatte ich einigemale vergeblich aufgesucht. Der Leseabend hatte mit Schluß der Saison von selbst aufgehört. Von dem alten Kammerdiener erfuhr ich, daß die Damen sehr beschäftigt wären. Erst in der Osterwoche traf ich sie. Beide waren sehr verstimmt, Cordula schien geweint zu haben. Bald nach meiner Ankunft wurde der Wagen gemeldet, Tante Balbina fuhr aus und überließ Cordula mir. Als wir Beiden allein waren, brach das arme Mädchen in Thränen aus. „Ich halte es nicht mehr aus. Seit Tante bei der Königin in Ungnade ist —"

„In Ungnade?"

„Weißt Du das nicht? Mit der Quadrille, zu der sie nicht befohlen wurde, hat es angefangen und seitdem ist es schlimmer geworden. Nur das Henriettenstift hält Tante noch einigermaßen aufrecht."

„Was geht aber diese Ungnade, wenn sie wirklich vorhanden ist, Dich an?"

„Auf mich schüttet Tante ihre übele Laune aus. Und nicht allein deshalb."

„Weshalb denn sonst noch?"

„Das kann ich nicht sagen. — Tante beklagt sich mit Recht, daß die Melanie Alles an sich reißt. Und sie ist doch als Fremde zu uns gekommen. Seit Dein Freund die Quadrille mit ihr getanzt hat, ist die Feindschaft ausgebrochen. Nun ist Tante zuweilen verwirrt. Neulich stieß sie die Worte aus: — Jetzt weiß ich es, die Melanie hat Leinau's versetzt. Ha, ha — und sie lachte wie eine Unsinnige — wäre die nur wieder hier! — Verstehst Du das? Und nun —"

Cordula fing wieder an zu weinen.

„Fasse Dich doch, Cordula. Es ist ja kein Unglück geschehen."

„Du solltest nur ein paar Tage bei uns wohnen und sehen, wie sie

ist. Sie lauert förmlich auf, ob der Dragonermajor kommt. Ich glaube, er kommt gar nicht ihretwegen."

„Er kommt wohl Deinetwegen?"

„Ach, Ernst — Dann ist sie jedesmal zu Hause, dann hat sie immer Zeit, dann verläßt sie das Zimmer keinen Augenblick und ist gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst. — Aber in ihrer üblen Laune kann sie noch Unglück anrichten."

„Wie so?"

„Sie kann auch gegen Fremde unpassend grob werden."

„Gegen wen ist sie das geworden?"

„Gestern noch gegen den neuen Oesterreicher, den Herrn Melet. Er mußte wissen, daß sie zu Hause war; denn er kam unmittelbar nachdem sie im Wagen zurückgekehrt war. Dennoch ließ sie sagen, sie sei nicht zu Hause. Und sie weiß doch, daß die Königin ihn schätzt. Als ich sie hierauf aufmerksam machte, rief sie im vollen Zorne: — Den kann die katholische Melanie behalten! Ich bin Lutheranerin und das will ich bleiben. — Ist das nicht ganz verwirrt? Und er ist ein angenehmer Mann."

„Hast Du ihn kennen gelernt?"

„Tante wollte, daß ich ihn annehme. Da hat er lange bei mir gesessen. — Nach dem Feste verreist Tante, sie will fremde Diaconissinnen-Anstalten besehen. Das ist vernünftig; dadurch kommt sie bei Ihrer Majestät vielleicht wieder in Gnade. Daß sie mich mitnehmen will, halte ich dagegen für überflüssig."

„Also Du reisest mit?"

„Ich wollte während der Zeit gern nach Hause. Tante will es nicht, ich könne auf der Reise viel lernen; aber das ist es nicht. Sie will nur nicht —"

Cordula stockte und hätte fast wieder geweint.

„Wir haben noch gar nicht von dem letzten Hoffeste gesprochen," sagte ich ablenkend.

„Tante will nicht, daß ich davon spreche."

„Aber ich darf davon sprechen. Der Dragonermajor sah in seinem Costüm wirklich sehr gut aus."

„Nicht wahr?"

„Du warst nicht minder hübsch, Cordula."

„So, fandest Du das? Er hat mir darüber auch ein Compliment gemacht."

Die Militär-Akademie war geschlossen und unser Examen gut verlaufen. In Folge dessen wurden wir an Königs Geburtstage zu Premier-Lieutenants befördert. Alfred und ich waren sogar, wie unsere Vorgesetzten im Regiment sagten, belobt worden und letztere riethen, wir möchten uns für den Herbst zum Generalstabe melden. Ich hatte große Neigung hierzu. Die Schüler des Generalstabes genossen im Winter theoretischen Unterricht in der Generalsstabs-Akademie und wurden im Sommer zu der topographischen Landesvermessung und im Herbst, wenn Manöver waren, zur Dienstleistung bei den Befehlshabern der übenden Truppen commandirt.

Es war jedoch nicht wahrscheinlich, daß von demselben Regiment gleichzeitig zwei Officieren diese Begünstigung zu Theil wurde und deshalb quälte mich der Gedanke, daß ich Alfred im Wege sein könnte, ebenso sehr wie der, daß ich hinter ihm zurückstehen müsse. Indeß schwieg ich hiervon. Da sagte er eines Tages: „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde mich nicht zum Generalstabe melden. Glaube nicht, daß dies Edelmuth gegen Dich ist. Melde Du Dich!"

„Du auch!"

„Nein. Einerlei, ob Du es thust oder nicht, ich werde es nicht thun. Ich will die Zeit zu meinen Lieblingsstudien benutzen. Für den Frontdienst weiß ich genug."

Bei Wichard lag die Frage nicht vor, weil er im folgenden Winter mit seinem Vater reisen sollte. Unerwartet kam er schon jetzt dazu, einen langen Urlaub anzutreten. Eines Tages nämlich waren seine Eltern, ihn überraschend, in Hannover angekommen. Alfred und ich machten ihnen bald unsere Aufwartung und erfuhren, daß die Baronin ihre Einrichtung für den Winter selbst vorbereitete und Wichard schon jetzt um Urlaub für ein Jahr bitten sollte, um sich in der Schweiz die französische Sprache vollständiger anzueignen und Studien für die Reise nach Frankreich und Italien zu machen. Dies war gewiß ein sehr verständiger Plan. Nachdem jedoch die Baronin mich vor anderthalb Jahren über Felicia in's Verhör genommen und dabei gezeigt batte, daß sie in Hannover Correspondenten besaß, welche ihr Nachrichten über Wichard zukommen ließen, konnte ich annehmen, daß ähnliche Ursachen die neuen Entschlüsse bewirkten. Nach acht Tagen verließen Wichards Eltern, von allen Eindrücken befriedigt, Hannover, und eine Woche später folgte er ihnen, um vor Antritt seiner Reise noch einige Zeit in der Heimath zu sein. So leid Alfred

und mir die Trennung von ihm that, sahen wir doch gern, daß er den Beziehungen zu der Hofgesellschaft, die ihn mehr ergriffen, als er sie suchte, entrückt war.

Tante Balbina und Cordula waren fort. Die Zugvögel der Gesellschaft, welche den Winter in, den Sommer außerhalb der Stadt verleben, begaben sich auf neue Wanderungen. Die Sommerstille begann in die Residenz einzukehren.

8.

Die Spaltung im Lande zwischen Anhängern und Gegnern der Regierung wurde größer. Der Minister von Borries hatte die unbedachte Aeußerung gethan, daß die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zur Abwehr ihrer, vom Nationalverein geforderten Mediatisirung nöthigenfalls bei auswärtigen Mächten Hilfe suchen würden. Dies erinnerte an den Napoleonischen Rheinbund und rief bei Allen, welchen die Würde Deutschlands etwas galt, Entrüstung hervor. Die Ansicht, daß eine zuverlässigere Macht, als der Frankfurter Bundestag, die deutschen Einzelstaaten beherrschen müsse, breitete sich weiter aus und die Achtung vor jener Centralbehörde nahm besonders in Hannover ab, wo ihre bedauernswerthen Entscheidungen in der frischesten Erinnerung standen. Weil nun über den Minister von Borries in der Allgemeinen Ständeversammlung und im Volke heftiger noch als früher geklagt wurde, glaubte der König ihm eine Genugthuung geben zu müssen. Aus eigenem Entschluß erhob er gerade jetzt den formlosen Herrn von Borries in den Grafenstand. Dies machte einen höchst peinlichen Eindruck, wurde von dem Adel sehr übel vermerkt und im Publicum bespöttelt. Unser Nachbar, der Buchbinder, nannte den Polizeidirector Wermuth Graf Bitter, welcher Witz dauernde Anwendung fand.

Die Reise des Königs im Juni 1860 nach Baden-Baden zur Begrüßung des Kaisers der Franzosen wurde im Lande mit Argwohn betrachtet. Zwar hatte Louis Napoleon nur den Prinz-Regenten von Preußen zu einer Zusammenkunft aufgefordert und letzterer die regierenden Fürsten der deutschen Mittelstaaten veranlaßt, an der Zusammenkunft theilzunehmen. Die Gemeinschaft mit dem Prinz-Regenten schloß undeutsche Zugeständnisse aus; und daß unser König in Baden-Baden nicht nur glänzend aufgetreten war, sondern auch durch seine stolze Erscheinung dem Kaiser Napoleon imponirt hatte, hörten die

Hannoveraner gern. Der Hoffattler erzählte es mir sehr vergnügt mit den Worten: „dat is en König, hat hei seggt." — Aber dies Alles vermochte das Mißtrauen nicht zu beseitigen, daß Napoleon hinter dem Rücken des Prinz-Regenten mit den kleinen Souveränen verhandelt und neue Zwietracht in Deutschland gesäet habe.

Die Verstimmung in Hannover bemerkte man bei den Gelegenheiten, wo Georg V. sich öffentlich zeigte, nicht. Der schöne, blinde Fürst besaß noch immer viel Anhänglichkeit im Volke. Es war Herkommen, daß der Hof, der während des Sommers in dem lieblichen Herrenhausen so lange blieb, bis der König in das Seebad Norderney reiste, bei einigen der größeren Sommerbelustigungen, welche die Hannoveraner sich alljährlich bereiteten, erschien. Der Glanzpunkt des Jahres für die hannoverschen Bürger war das städtische Freischießen. Dies Fest wollte Keiner missen. Da war ein Leben des Morgens in den Straßen, wenn die Bürger auszogen, geschmückt mit dem hannoverschen Kleeblatt, in wohl geordneten Abtheilungen mit ihren Musikcorps und Fahnen. Nachmittags dagegen war die Stadt leer; denn Alt und Jung, Groß und Klein war hinaus gewandert vor das Neue Thor, wo alle die Tanz- und Spiel- und Erfrischungs-Zelte standen. Auf dem großen Platze vor dem Schützenhause waren die Kletterstangen und andere Einrichtungen für die Wettspiele; doch blieb noch Raum genug auf der grünen Fläche, daß auch hier, unter freiem Himmel, getanzt werden konnte. Und es tanzte der Edelmann und der Handwerker, die Uniform und der bürgerliche Rock, und Jeder warb bei den schönen Mädchen um einen Tanz, ob er sie kannte oder nicht.

An einem dieser, für den hannoverschen Bürger unvergleichlichen, Tage pflegte der Königliche Hof das Fest durch seinen Besuch zu verherrlichen. Da war dann des lauten Jubels kein Ende. Und wenn der König und die Königin mit dem jungen Kronprinzen und den kleinen Prinzessinnen nach dem feierlichen Empfange seitens der Häupter der Stadt den Rundgang machten und Viele huldvoll anredeten, waren sie von Tausenden anhänglicher Unterthanen umgeben, die in diesem Augenblicke alles Andere vergaßen über das Glück, ihrem Landesherrn so nahe zu sein.

Eine Gelegenheit, sich in weiteren Kreisen zu zeigen, boten der Königlichen Familie auch die großen Militär-Concerte, welche von allen Musikcorps der Garnison unter der Leitung des Armee-Musik-

directors Gerold in dem Odeon, einem öffentlichen Garten vor dem Steinthor, ausgeführt wurden. Hannover war immer eine musikliebende und musikverständige Stadt gewesen, und die Militärkapellen besaßen eine hohe musikalische Ausbildung. Viele Musiker derselben waren zugleich Mitglieder des königlichen Orchesters, welches unter Marschner's und nach ihm unter Joachim's Direction das Vollendetste leistete, und die Musikliebe des Königs Georg trug dazu bei, daß die Militärkapellen nicht vernachlässigt wurden.

Die Hofgesellschaft, die Familien der Staatsbeamten und Officiere und junge Herren aus diesen Kreisen bildeten den größten Theil des Publicums bei den großen Militär-Concerten, die jedoch auch von anderen Personen besucht wurden, welche die Musik zu hören oder die königliche Familie zu sehen wünschten. Man setzte sich zu den Bekannten oder promenirte in dem Garten. Auf dem Hauptwege um die Musiktribüne war ein Menschenstrom in beständiger Bewegung. Sobald der König den Garten betrat, spielte die Musik das „Heil! Unser'm König Heil!", unter dessen Klängen der Hof sich nach dem Pavillon begab, der zu seiner Aufnahme geschmückt und vor dem ein, mit Teppichen belegter, Raum frei erhalten war, damit Ihre Majestät hier Diesen oder Jenen zu einer Unterredung empfangen könne, während Seine Majestät den Pavillon bald zu verlassen pflegte, um durch den Garten zu wandern und Diejenigen anzureden, deren Anwesenheit der führende Flügeladjutant leise aussprach und denen der König seine Ansprache zuwenden wollte.

Es gibt überall viel Menschen, die auf einige aus hohem Munde ihnen geschenkte Worte großen Werth legen, wenn auch der Sprechende die Personen, welche durch sie beglückt wurden, unmittelbar darauf vergessen hat. Da man bei dem blinden Könige nicht allein dessen Wohlgewogenheit, sondern auch die Gunst des Adjutanten, an dessen Arm er ging, besitzen mußte, um dieser Auszeichnung theilhaftig zu werden, so waren die Flügeladjutanten, welche Gutes und Böses an das Ohr des Königs bringen konnten, höchst wichtige Herren, denen oft in komischer, recht oft auch in widerlicher Weise der Hof gemacht wurde.

An einem solchen Nachmittage hatte ich mich an den Tisch einiger bekannten Familien gesetzt und nach einer heiteren Unterhaltung dem Solo gelauscht, welches der Ober-Stabstrompeter Sachsse von der Garde du corps auf seiner silbernen Trompete blies, als während

des hierauf folgenden Applauses eine Hand sich auf meine Schulter legte. Es war Timon, der, die Gesellschaft dieses Tisches höflich grüßend, mich fragte, ob ich Nachrichten von Wichard habe. Ich bejahte es, indem ich aufstand. „Erzählen Sie!" bat er, legte seinen Arm in den meinigen und führte mich davon. Ich theilte ihm mit, daß Wichard in Genf angekommen sei, von da entzückt über die Schweiz geschrieben habe und eine Pension suchte, in welcher er längere Zeit nützlich und angenehm leben könne.

Wir waren auf einen Seitenweg gekommen. Nicht weit vor uns ging Seine Majestät. Wir sahen, daß fünf um einen Tisch sitzende Männer aufsprangen, unter denen ich meinen Hofsattler erkannte, welcher seinen Hut hinten ergriff und hastig vom Kopfe riß. Der König blieb nicht weit davon stehen, der Flügeladjutant winkte dem Hofsattler und dieser kam, sich wunderlich verbeugend, mehr springend als gehend heran. Sein Gesicht strahlte und der ganze Mann dienerte unausgesetzt, während der König mit ihm sprach. Diese Unterhaltung schien mir sogar unverhältnißmäßig lange zu dauern.

Timon wandte sich um, wir kamen in den großen Strom und Arm in Arm durch das Gedränge nur langsam vorwärts. Dies Zusammengehen mit Timon war mir fast unangenehm, denn ich bemerkte, daß mehrere Bekannte über mein cordiales Verhältniß zu ihm erstaunten. So befanden wir uns, ohne daß ich darauf geachtet hatte, an dem Platze vor dem Pavillon und ich sah die Königin nur wenige Schritte vor mir. Sie unterhielt sich mit der jungen Gemahlin eines österreichischen Gesandtschafts-Attachés. Die Melanie war in der Nähe. Ich wollte umkehren, aber Timon stand fest und ließ mich nicht los Nach einiger Zeit trat die Königin zurück, nahm ihre Lorgnette vor die Augen und blickte sich um. Als sie Timon sah, winkte sie ihm. Nun mußte er meinen Arm loslassen, ich verbeugte mich mit ihm und wollte mich dann fortschleichen, als er schon wiederkam, um mir zu sagen, daß die Königin mich sprechen wolle. Ueberrascht nahte ich mich der hohen Frau.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," redete sie mich an. Ich antwortete mit abermaliger Verbeugung.

„Werden wir bald wieder so große Manöver wie vor zwei Jahren haben?" fragte sie lächelnd.

„Hoffentlich, Euere Majestät. Doch bin ich darüber nicht unterrichtet. In diesem Herbst finden an verschiedenen Orten kleinere Manöver statt."

Nun fragte die Königin nach Cordula, die, wie sie gehört habe, meine Cousine sei, was ich bestätigte, indem ich die Art der Verwandtschaft angab. Dann schwieg sie, als besänne sie sich, was sie sagen sollte. Darauf fragte sie, ob Cordula auch mit Wichard verwandt sei? Dies mußte ich verneinen.

„Haben Sie Nachricht von ihr?"

„Durch meine Mutter weiß ich, daß sie sich wohl befindet."

„Das freut mich," erwiderte Ihre Majestät. Dann neigte sie mit einem gütigen Ausdruck in ihrem Gesicht, welches, wie mir schien, voller, aber auch ernster geworden war, ihr Haupt, und ich war entlassen.

Ihre Fragen nach Cordula und Wichard kamen mir etwas ungewöhnlich vor. Daß letzterer mein Freund war, wußte sie wahrscheinlich von Timon. Vielleicht hatte die Königin in dem Augenblick nichts Anderes zu sagen gewußt, vielleicht sollte ihr Interesse an meiner Verwandten und die Erwähnung meines Freundes nur eine Freundlichkeit gegen mich sein.

Nun erfuhr ich, daß wer die Gunst der Mächtigen besitzt, auch von Anderen mehr beachtet wird; denn als ich mich zurückziehen wollte, nickten mir nicht nur mehrere Damen und Herren des Hofstaates zu, sondern die Melanie kam sogar zu mir, um auch ihrerseits einige Worte mit mir zu reden.

„Seit unseren Leseabenden haben wir uns nicht wiedergesehen", begann sie. Dies war nicht richtig. Unsere spätere Begegnung im Concertsaal und die Scene im Theater-Foyer sollten wohl vergessen sein.

„Ist Ihr Freund hier?" fuhr sie fort. Auch diese Frage enthielt eine Unwahrheit; denn sie wußte recht gut, daß Wichard abgereist war. Ich theilte ihr über letzteren dasselbe mit, was ich Timon erzählt hatte.

„Correspondiren Sie mit ihm? dann grüßen Sie ihn." Hierbei sah sie mich, ich glaube forschend, an, lächelte mir gütig zu und näherte sich wieder der Königin.

Als ich Abends nach Hause kam, stand der Hofsattler und der Buchbinder ein jeder vor seiner Thür. Der Hofsattler schien größer geworden zu sein, so hoch aufgerichtet stand er da. Aber auch ich mußte ihm bedeutender erscheinen, denn er grüßte mich mit ganz be-

sonderer Höflichkeit. „Das war ein ausgezeichnetes Concert“, sagte er, indem er seine Hauskappe vor mir abnahm.

„Sehr schön“, stimmte ich ein.

„So 'was hat man anderswo nicht“, fuhr er fort. „Ich möchte keine preußischen Musikchöre hören. Die österreichischen sollen auch gut sein. Aber diese Grazie bei uns! Und wie hat der Sachse geblasen! Er hat ein gewaltiges Schmettern und bläst süß, wie bei einer Nachtigall. Und der lange Ton, der gar nicht aufhört, als hätte er keinen Athem! Das macht ihm kein Preuße nach.“

„Ich sah Sie, als der König mit Ihnen sprach.“

„Haben Sie das gesehen?“ rief er aus. Während er einen Augenblick schwieg, nahm sein beglücktes Gesicht einen etwas geheimnißvollen Ausdruck an. Dann sprach er feierlich: „Ja. Seine Majestät hatten die Gnade, mich kommen zu lassen und sich allerunterthänigst mit mir zu unterreden.“ Er schwieg wieder, kniff die Lippen aufeinander und warf einen zornigen Blick seitwärts nach dem Buchbinder. Darauf redete er weiter: „Sie haben ein ähnliches Glück genossen, Herr Lieutenant.“

„Wie so?“

„Mit Ihnen haben Ihre Majestät sich unterredet.“

„Haben Sie das gesehen?“

„Als Seine Majestät die Gnade gehabt hatten, sich von mir zu entfernen, ging ich mit meinen Freunden, Ihre Majestät zu besehen. Wir standen Ihnen vis-à-vis. Ihre Majestät sah sehr schön aus. Das fein ledergelbe Sommerkleid kleidet sie gut, und ihre Augen haben eine königliche Lieblichkeit.“

Nachdem er wieder seitwärts geblickt hatte, wobei sich seine Stirn verfinsterte, sagte er: „Ihr Freund sollte nicht so leichtsinnig sein.“

Ich folgte seinen Augen und sah, daß Alfred, welcher von der anderen Seite in die Straße gekommen war, mit dem Buchbinder ein lustiges Gespräch führte.

„Leichtsinnig?“ fragte ich.

„Mit einem Nationalvereinler so unter freiem Himmel schön zu thun und seine schlechten Witze anzuhören, ist gefährlich. Es kann doch auch in diese Straße wer kommen, der es sieht.“

Er mochte wohl mein Erstaunen über diese Worte bemerken, denn er setzte beruhigend hinzu: „Bei mir hat das nichts zu sagen. Ich

stelle mich dumm. Das kann ich sehr gut." Dabei rückte er zum Gruß an seiner Kappe und ging in seine Wohnung.

Ob mit diesem Tage die Veränderung, welche in der Lebensweise des Hoffattlers und in ihm selbst vorging, zusammenhängt, weiß ich nicht. Er war nicht mehr so häuslich und gesprächig, wurde grämlich und sah auch nicht so gesund aus, wie früher.

In den nächsten Tagen kündigten Briefe von Haus uns an, daß unsere Väter bald durch Hannover fahren würden, um sich nach Bädern zu begeben, Alfreds Vater nach Eilsen, der meinige nach Marienbad. Meine Mutter sollte Clotildens wegen in ein Seebad und wollte nach Norderney, wo sie Bekannte und die meisten Bequemlichkeiten fände. Diese Nachrichten beunruhigten Alfred. Mit Bezug auf seinen Vater sagte er: „Das Alter kommt!" Und als ich ihm meiner Mutter Absichten mitgetheilt hatte, rief er aus: „Ein Seebad für Clotilde?"

„Warum nicht?" fragte ich erstaunt.

„Ja, ich verstehe es nicht", antwortete er zögernd. „Ich hörte einmal, daß unser alter Medicinalrath Tiedemann meinem Vater sagte —"

„Nun, was?"

„Schon damals sollte mein Vater nach Eilsen", fuhr er fort und brach, indem er sich an seinen Schreibtisch setzte, das Gespräch ab.

Als unsere Väter in demselben Eisenbahnzuge in Hannover ankamen, schien mir der Rath recht angegriffen zu sein. Er fuhr in Alfreds Begleitung gleich nach Bückeburg weiter. Mein Vater blieb nur einen Tag in Hannover; nicht länger, wie ich glaube, um der Besuche bei den Ministern überhoben zu sein. Aber er war begierig, die Verschönerungen der Residenz zu sehen. Ich führte ihn umher. Die zahlreichen Bauten, das neue Museum für Kunst und Wissenschaft, die hübschen Villen in dem vom Baurath Hase geschaffenen hannoversch-gothischen Stil, das Alles machte seinem patriotischen Herzen Freude. Er warf einmal die Worte hin: „Ich denke, daß wir hier zusammen leben, in dieser schönen Stadt, wenn ich abgegangen bin."

Tante Balbina und Cordula waren noch immer nicht zurückgekehrt. Ich hatte geglaubt, daß erstere vor der Abreise der Königin wieder in Hannover sein würde, um Ihrer Majestät Vortrag über die fremden Diaconissenhäuser zu halten. Aber die Königin hatte sich auf Sommerreisen, der König nach seinem geliebten Norderney begeben.

Da ließ Cordula mir eines Tages sagen, daß sie wieder da wären. Anderen Mittags ging ich zu ihnen. Die Damen empfingen mich beim Frühstück. Gleich nach meiner Ankunft wurde der Consistorialrath gemeldet, welcher Tante Balbina oft besuchte, und letztere ging fort. Nun sprach Cordula von ihrer Reise, mit der sie im Ganzen zufrieden war. „Die Besuche in den Anstalten dauerten nirgends lange", erzählte sie. „Dann besahen wir die Sehenswürdigkeiten und in den Städten waren wir Abends immer im Theater. Tante hat viel correspondirt; ich weiß nicht, mit wem. Nun will sie nach Norderney und ich soll so lange nach Haus. Mutter holt mich ab. Doch erst will Tante ihren Bericht fertig haben. Wie der lang wird! Ich glaube, die Königin liest ihn nicht ganz. Mir liest Tante immer vor, was sie geschrieben hat. Aber Alles, was darin steht, haben wir gar nicht gesehen."

Im Anfang des Septembers erhielt ich die Nachricht, daß ich bei Beginn des Winter-Semesters zum Generalstabe commandirt werde. Ich war also für den Winter in Hannover gebunden, konnte aber vorher Urlaub bekommen. Nun war von Preußen in der deutschen Politik so viel die Rede, daß seine Hauptstadt mich anzog. Ich sprach deshalb gegen Alfred den Gedanken aus, erst nach Berlin und von da für kurze Zeit nach Stade zu reisen. Trotz seiner Abneigung gegen Preußen sagte er nach kurzem Ueberlegen: „Ich begleite Dich. Berlin muß man gesehen haben. Ich bitte aber um längeren Urlaub und bleibe dann bei meinem Vater." In der zweiten Hälfte Septembers, gleich nach Beendigung unserer Manöver, reisten wir ab.

Der Eindruck, welchen Berlin auf uns machte, überraschte uns selbst. Außer Hamburg hatten wir keine Großstadt gesehen und wie viel lebhafter und mannigfaltiger war hier das Getriebe. Bei der Ankunft auf dem Bahnhof, wie ordentlich entwickelte sich das Gedränge; und in den von Menschen und Fuhrwerken gefüllten Straßen, wie ungehindert kamen Alle trotz ihrer Eile vorwärts. Alfred meinte: „Hier organisirt man gut." Am anderen Morgen, als wir an den langen, breiten Straßen und weiten Plätzen die große Zahl öffentlicher und hervorragender Gebäude und die Denkmäler großer Männer sahen, da fand meine Aeußerung: „Man sieht, hier wird ein stolzer, mächtiger Staat regiert", seine Zustimmung.

Im Museum hielt er mich unverhältnißmäßig lange in der ethnologischen Sammlung fest. Er betrachtete die an sich unschönen Gegen-

stände, besonders die Geräthe afrikanischer Stämme, mit gespannter Aufmerksamkeit. „Du überträgst auf sie Dein geographisches Interesse“, sagte ich. „Das ist es“, erwiderte er.

Nachmittags an der table d'hôte kam ein Officier von der Garde, von hohem Wuchs und vornehmer Haltung an unsern Tisch, grüßte uns und die Gegenübersitzenden durch eine kurze Verbeugung und setzte sich schweigend neben mich. Die aufwartenden Kellner nannten ihn Herr Graf. Nach einiger Zeit wandte er sich an mich: „Ich höre an Ihrer Sprache, daß Sie Hannoveraner sind. Ich habe Verwandte in Hannover. Mein Name ist Eberhard.“ Alfred und ich nannten unsere Namen.

„Ich glaube, daß wir Kameraden sind“, sagte er darauf und fuhr, als wir erklärt hatten, daß wir hannoversche Officiere wären, fort: „Man erkennt Officiere gleich im Civil. — Die Herren sind zu ungünstiger Zeit gekommen. Die Truppen sind zu den Herbstübungen ausgerückt, der Prinz-Regent, alle Königlichen Prinzen sind abwesend, es ist noch leer hier.“

„Wir kannten Berlin nicht und wollen uns nur ein paar Tage flüchtig umsehen“, entgegnete ich.

„Ich würde Ihnen gern meine Begleitung anbieten, muß aber morgen früh meinen General in das Manöverterrain begleiten.“

Als ich mich hierauf mit den Worten: „Sie sind sehr freundlich,“ dankend nach ihm umwandte und dabei einen Blick auf seine Epauletten warf, sah ich, daß er schon Hauptmann war. „Sie sind Adjutant, Herr Hauptmann?“ fragte ich.

„Bei einer Division des Garde-Corps. Sind Ihre Uebungen schon beendigt?“

„Seit einigen Tagen.“

„Vor zwei Jahren habe ich die Manöver des zehnten Bundes-Armeecorps bei Nordstemmen gesehen. Ich war nicht dahin commandirt, sondern nur beurlaubt und wohnte bei meinen Verwandten. Nachdem ich mich aber gemeldet hatte, machte man gütiger Weise keinen Unterschied zwischen den commandirten fremdherrlichen Officieren und mir, so daß ich Alles mitmachen konnte.“

Nun hätte ich gern sein Urtheil über unser Armeecorps gehört. An der table d'hôte und bei der Kürze unserer Bekanntschaft mochte ich aber nicht danach fragen. Da Alfred ebenfalls schwieg, ließ auch

er diesen Gegenstand fallen und fragte: „Was haben Sie schon von Berlin gesehen?“

Wir erzählten, wie wir den Vormittag benutzt hatten und daß wir zuletzt im Museum gewesen waren.

„Solche Genüsse sind uns fast versagt,“ bemerkte er hierauf.

„Wie so?“

„In der Woche haben wir Dienst, und Sonntags ist es dort zu voll.“

„Alle Tagesstunden Dienst?“ fragte Alfred.

„Den Officieren in der Front geht ungefähr der ganze Tag im Dienst dahin. Keine Stunde darf für die Ausbildung verloren gehen, um das Vorgeschriebene zu erreichen. Ich bin in meiner jetzigen Stellung weniger gebunden und oft früher fertig; aber dann reite ich lieber oder mache Besuche. — Da Sie nur kurze Zeit hier bleiben wollen, so beabsichtigen Sie vielleicht nicht, sich zu melden?“

„Nein, darauf haben wir uns gar nicht eingerichtet,“ rief Alfred aus.

„Wünschen Sie dennoch eine unserer Casernen zu besehen? So geräumig wie in Ihren Casernen wohnen unsere Soldaten nicht, wir haben zu viele unterzubringen. Die vom zweiten Garde-Regiment ist nicht weit von hier.“ Er nahm eine Visitenkarte aus seiner Tasche und schrieb eine Adresse darauf. „Es ist zwar nicht der ganz richtige Weg, aber es wird genügen.“

Ich nahm die Karte und bedankte mich.

„Was haben die Herren für heute Abend beschlossen? Wollen Sie in ein Theater?“

„Bis jetzt haben wir nichts beschlossen.“

„Wie wäre es, wenn wir uns um neun Uhr bei Kroll träfen?“

„Sehr gern, Herr Graf.“

Bald nach ihm verließen auch wir den Speisesaal und gingen nach dem Thiergarten. Eine Weile schritten wir neben einander, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing ich an: „Wir Hannoveraner haben ein Vorurtheil gegen preußische Officiere. An dem Grafen Eberhard wüßte ich nichts auszusetzen. Er erwies uns die größte Zuvorkommenheit und besitzt die beste Tournüre von der Welt.“

„Er ist auch kein eigentlicher Preuße,“ sagte Alfred etwas mürrisch.

„Kein eigentlicher Preuße? Er ist es doch von Geburt und Erziehung.“

„Er ist ein altmärkischer Adeliger aus einer nach Hannover und

Mecklenburg verbreiteten Familie. In ihm ist kein Tropfen Polenblut."

„Dann wären auch die Westphalen und Rheinländer keine Preußen."

„Das sind in jenem Sinne Diejenigen von ihnen auch nicht, die in einer guten Familie aufwuchsen und nicht nach der Schablone erzogen wurden. Du hast doch gehört, wie Graf Eberhard in dem Dienstleben aufgeht. Ihn führt aber seine Erziehung und gesellschaftliche Stellung immer wieder zu seiner Individualität zurück. Dies ist bei den Meisten nicht der Fall; sie schieben, ein Jeder auf seiner Bahn, den täglichen Karren in vorgeschriebener Richtung und laufen sich hierbei den Rang ab. Daher kommt das uniforme, stramme, strebende Wesen. Was die Organisation leistet, rechnen die Personen sich an; sie werden selbstzufrieden und einseitig."

Alfreds Doctrin ärgerte mich und ich sprach deshalb lebhafter als sonst: „Preußen muß alle Kräfte für seinen Beruf ausnutzen. Aesthetische Rücksichten kann es dabei nicht nehmen. Es thut dies auch für uns. Es wäre Unrecht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen."

„Ich mache ihm keinen Vorwurf," entgegnete Alfred mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Es ist mir nur nicht sympathisch."

Am Abend bei Kroll kam Graf Eberhard in sehr gemüthlicher Stimmung zu uns. Der fröhliche Ausdruck nahm seinem schönen Gesicht das Steife, was mir vorher daran aufgefallen war. „Nach einem vollen Tageswerke sind die Abendstunden in angenehmer Gesellschaft ein wahrer Genuß," sagte er. „Es ist behaglich hier, auch Welt genug zur Augenweide. Das sind fast nur Fremde. Am Sonntage wird wohl der Berliner der nächsten Stadttheile hier herrschen. Ich komme selten in solche Locale."

„Sie gehen wohl gewöhnlich in einen Club?" warf ich hin.

„Wir haben ein Gesellschaftscasino; aber auch dahin gehe ich selten, seitdem so viel politisirt wird. Im Sommer fahre ich Abends oft zu befreundeten Familien in der Nachbarschaft, und im Winter gibt es mehr Gesellschaften, als man braucht. Da amüsire ich mich."

„Wird jetzt mehr politisirt, als sonst?" fragte Alfred.

„Ich meinte das ewige Reden über unsere Armee-Reform. Nöthig war sie und fertig ist sie, wenigstens der Hauptsache nach. Der Prinz-Regent hat die neue Armee-Organisation gemacht, und er versteht es. Was soll da noch das viele Reden? Der Landtag will das Geld nicht bewilligen; aber es ist ja unumgänglich nothwendig!"

„Zu welchem Endzweck?“ fragte mein unnachgibiger Freund weiter.

„Damit Preußen sich erhält,“ antwortete Graf Eberhard mit fester Betonung. „Die schwankende Politik unseres edlen, unglücklichen Königs,“ fuhr er leiser fort, „ist vielleicht unsere Retterin geworden. Die Mobilmachungen seit 1848 haben unsere Schäden klargelegt, die wir nun heilen wollen. — Auswärts sähe man es lieber, wenn wir so schwach blieben, wie bisher. Ich weiß wohl, in den deutschen Mittelstaaten fürchtet man uns. Das sollte man nicht, wenn man uns auch nicht danken will für das, was wir für sie mit thun. Andere vertrauen uns die Ausbildung ihrer kleinen Truppenmacht an und stehen sich gut dabei.“

Ich stimmte ihm im Herzen bei, mochte dies aber nicht aussprechen, sondern sagte: „Die preußischen Einrichtungen in den kleineren Contingenten erschweren Hannover zu einer Uebereinstimmung in unserem Armeecorps zu gelangen.“

„Hannover braucht ja unsere Einrichtungen nur selbst anzunehmen,“ meinte er, indem er mich freundlich lächelnd ansah. „Sie Hannoveraner haben eine große Vorliebe für Ihre Traditionen. Das ist zwar berechtigt; aber ohne ideelle und auch materielle Opfer geht es nicht. Das vorige Jahr hat gezeigt, wie wenig Verlaß auf Oesterreich ist. Uns kann das recht sein, denn Oesterreich ist katholisch und wir sind der Hort des Protestantismus. Aber eben deshalb muß Preußen mächtig sein.“

„Wissen Sie, was mir bei Nordstemmen am meisten auffiel?“ begann er nach einer Unterbrechung das Gespräch wieder. „Die Verschiedenheit, wie Ihr und unser Publicum die Manöver auffaßt. Ihre Zuschauer waren neugierig und freuten sich des hübschen Schauspiels. Unsere nehmen sachlich Theil, sie tadeln und loben und glauben im Vergleich zu der Zeit, als sie selbst dienten, Rück- oder Fortschritte wahrzunehmen. Daran konnte man sehen, daß Sie keine allgemeine Wehrpflicht haben. Gerade die gebildeten Stände, die bei Ihnen sich einen Stellvertreter kaufen und mit dem Militärwesen unbekannt bleiben, interessiren sich bei uns am meisten für die Sache.“

„Jeder dient doch nicht bei Ihnen,“ warf Alfred ein, „selbst von den Brauchbaren nur ein Theil.“

„Aber der größte. Uebrigens haben Sie leider Recht. Und aus den Gebildeten, welche nicht gedient haben, gehen zum Schaden der

Armee zumeist die Abgeordneten hervor. In unserem Landtage ist noch immer keine genügende Kenntniß von der Armee."

Er kam nun wieder auf die Armee-Reform und erläuterte die große Vermehrung der Wehrkraft, welche durch sie erreicht werde. Er schilderte, wie ungenügend die bisherige Landwehr-Formation war, kam auf das abermals laut werdende Verlangen nach kürzerer Dienstzeit und setzte auseinander, daß dasselbe nicht erfüllt werden könne. „Es wäre thöricht," sagte er, „theuere Präcisionswaffen anzuschaffen, um sie unkundigen Leuten in die Hand zu geben, wie wir andererseits der gesteigerten Feuerwirkung, die wir vom Feinde zu erwarten haben, unsere Truppen nur aussetzen dürfen, wenn sie die innere Festigkeit besitzen, welche bei kürzerer Dienstzeit unerreichbar ist."

Er ließ eine Begeisterung für Preußens Heer und seinen Dienst erkennen, welche auf der ruhmvollen Geschichte und großen Aufgabe dieser Armee beruhte. Wir kamen natürlich auch auf das Avancement zu sprechen und drückten unser Erstaunen aus, daß er schon Hauptmann sei. „Kürzlich bin ich es geworden," sagte er. „Bis jetzt bin ich schnell vorwärts gekommen, trotzdem ich erst mit neunzehn Jahren Officier wurde. Vorher hatte ich ein Jahr studirt. Ich bin zweimal mit Vortheil versetzt worden. Nun," fügte er offenherzig hinzu, „persönliche Bekanntschaften halfen wohl auch ein bischen. Ohne Beförderungen außer der Tour kann eine Armee nicht bestehen. Wer im Frontdienst grau wird, ist für höhere Stellungen gewöhnlich nicht mehr geeignet. Der Dienst in den unteren Chargen consumirt zu viele Kräfte."

Der Vergleich preußischer Beförderungen mit unseren geringen Aussichten machte mich mißmuthig. Bei Alfred schien dies nicht der Fall zu sein, denn er sprach lachend: „Bonaparte hat gesagt: Wer nicht mit dreißig Jahren General ist, hat seine Carrière verfehlt."

„In der Revolutionszeit hatten die Franzosen so junge Generale," entgegnete der Graf. „Für unsere Cultur würde das nicht passen,"

Es war spät geworden, als wir uns trennten. Graf Eberhard versprach uns in Hannover zu besuchen.

Als wir in unserem Hotel allein waren, sagte Alfred: „Wer weiß, was die Zeit bringt! Wenn die preußische Armee-Reform Bestand erhält, wenn das Land die ungeheuere Vergrößerung der Militärlast bewilligt, so bekommt Preußen eine Macht, mit der es ein großes Ziel verfolgen muß. Ein Conflict mit Oesterreich kann dann nicht ausbleiben."

Er durchschritt schweigend die Stube, blieb stehen und sprach weiter: „Dem wäre so, wenn es so wäre. Aber was nützt das beste Messer in der Hand eines unsicheren Chirurgen? Seit wir Geschichte erleben, hat Preußen immer den bekannten tapferen Schritt rückwärts gethan. Ist die Armee auch noch so gut, wo ist der kühne Minister, wo ist der siegreiche Feldherr?"

9.

Mit der Empfindung des Gegensatzes zwischen den in der preußischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücken und dem Leben in der kleinen Vaterstadt, wo Alles unverändert seinen stillen Gang ging, schrieb ich das in Berlin Erlebte in meinem elterlichen Hause ausführlich nieder. Ich ahnte, daß wir vor einer großen Geschichtsperiode ständen. Indem ich nun auch die Notizen meiner früheren Erlebnisse vervollständigte, überfiel mich ein Bedauern, daß ich nicht in den preußischen Militärdienst getreten war. Ich dachte an unseren alten Freund, den einbeinigen Capitän, der dazu gerathen hatte. Dann mußte ich mir auch wieder sagen, daß ich die preußische Armee gar nicht kenne, und ich nahm mir vor, sie zu studiren und womöglich durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Da ich nun viel schrieb, was ich bei meinen früheren Besuchen zu Hause nicht gethan hatte, nachdenklich war und für die Stader Begebenheiten weniger Theilnahme zeigte, so glaubte meine Mutter, ich sei verliebt, und stellte hierüber ein Inquisitorium mit mir an, wodurch sie dann freilich ihren Irrthum erkannte.

Meinem Vater lagen die militärischen Dinge zu fern und der Zustand im eigenen Lande betrübte ihn so tief, daß ich gegen ihn meine Gedanken nur vorsichtig äußerte, um sein hannoversches Herz nicht noch mehr zu kränken.

Durch sein ruhiges, klares und festes Auftreten, womit er die Fehler der Regierung innerhalb seines amtlichen Wirkungskreises möglichst gut zu machen suchte, hatte er die Achtung seiner Mitbürger in mmer steigendem Maße gewonnen. Uebrigens hielt er nach seiner alten Gewohnheit die kleinen Zerrereien, welche die Tagesgeschichte mit sich brachte, von seinem Geiste dadurch fern, daß er seine Mußestunden den alten Classikern widmete. Auf dem kleinen Tische neben seinem Lehnstuhl lagen nicht Zeitungen, sondern griechische und römische Schriftsteller.

Alfred, der seinen Vater von der Eilser Cur sehr befriedigt gefunden hatte, schien an Berlin kaum noch zu denken. Er war fast ausgelassen fröhlich. Wie vor Jahren zeichnete er Bilder und machte Verse für Clotilde, die zu einer blühenden Jungfrau heranwuchs. Sie behandelte ihn mit der unbefangensten Freundlichkeit, nannte ihn wie früher „Du" und machte keinen Unterschied zwischen ihm und mir. Sie hatte im Clavierspiel große Fortschritte gemacht und spielte Beethoven'sche Sonaten und Mendelssohn's Lieder ohne Worte mit einem Ausdruck, der erkennen ließ, daß in ihrer Seele ein tieferes Verständniß erwacht war. Alfred, welchem die musikalische Ader fehlte, schien ihr doch gern zuzuhören. Während sie spielte, pflegte er zu zeichnen, legte dann aber den Bleistift oft nieder und blickte nach dem Clavier hinüber.

Wenn ich mit meiner Mutter allein war, erzählte sie von ihrem Aufenthalt in Norderney, und da ich hierbei ein aufmerksamer Zuhörer war, so erfuhr ich sehr vollständig, was alles sich dort zugetragen hatte. Meine Mutter hatte zwar nicht in der großen Gesellschaft gelebt, aber dennoch Manches gehört und gesehen, was mich interessirte. Tante Balbina war gekommen und hatte sich zur Führerin des Kreises gemacht, welcher Se. Majestät umgab. Sie hatte auch das Wohlwollen des Königs gewonnen, den sie zu amüsiren verstand. Der Dragonermajor war schon vor ihr in Norderney gewesen, ebenso Major von Leinau und Frau. Diese war von Tante Balbina förmlich verzogen worden, man sah sie immer zusammen; meine Mutter hatte jedoch den Eindruck gehabt, daß Felicia die schmeichelhafte Freundschaft mehr dulde als suche. Gleich nachdem Se. Majestät die Insel verlassen hatte, war Tante Balbina von dort abgereist. Sie hatte den Umweg nach Stade gemacht, um Cordula abzuholen, mit der sie vor Kurzem nach Hannover zurückgekehrt war.

Nun ging ich eines Vormittags auf der Agathenburger Chaussee spazieren, als mich aus einer daher kommenden Extrapost der Dragonermajor anrief. Er ließ halten. „Sind Sie hier?" rief er. „Das freut mich. Bitte, fahren Sie mit mir zurück."

Ueberrascht stieg ich zu ihm in den Wagen. Als wir weiter fuhren, schien es ihm schwer zu werden, mit der Sprache heraus zu kommen. „Ich fahre ins Kehdingsche. — Nach dem Gute Ihres Onkels. — Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mitführen."

Diesen Wunsch konnte ich leicht erfüllen; ich mußte die Verwandten

ja doch einmal besuchen und sprach deshalb meine Bereitwilligkeit mit dem Hinzufügen aus: „Heute bleiben Sie aber in Stade, Herr Major?“

„Das kann ich nicht, ich muß gleich weiter.“

„Dann darf ich Sie wenigstens bitten, meine Eltern zu besuchen, während ich meine kleinen Reisevorbereitungen treffe.“

Daß letztere nothwendig seien, sah er ein. Wir hielten also vor unserem Hause. Vater war nicht da, aber Mutter nahm den Besuch an und blieb mit ihm beim Frühstück allein. Als ich reisefertig wieder zu ihnen kam, sah ich auf meiner Mutter Gesicht ein Lächeln, und als sie dem Major die Hand zum Abschied reichte, wünschte sie ihm glücklichen Erfolg. Dann fuhren wir weiter.

Der Major sprach anfangs kein Wort, und so lange schwieg ich auch still. Endlich begann er: „Ihre Majestät will Cordula zur Hofdame machen.“

„Was?“ rief ich. „Cordula Hofdame?“ Mir ging auf einmal eine Menge von Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf. Cordula, die wenig gescheute, wenig graziöse, in die nächste Umgebung der Königin! Sollte Melet die Schwätzerin für diesen Platz empfohlen haben? —

„Verlassen Sie sich darauf,“ sagte der Major.

„Besuchen Sie Cordula's Eltern deshalb?“ fragte ich, da mir jetzt ein Licht aufging.

Er nickte erst, fuhr dann aber entschlossen fort: „Ich will die Eltern um Cordula's Hand bitten.“ Bei dieser Mittheilung streckte er mir seine Hand entgegen, die ich lebhaft ergriff. „Das freut mich,“ antwortete ich mit Herzlichkeit. „Weiß Cordula davon?“

Er nickte wieder und sah dabei sehr vergnügt aus. „Wenn sie erst Hofdame wäre, könnte sie doch nicht gleich wieder fort,“ antwortete er ausweichend. „Was glauben Sie?“ fragte er nun und sah wieder zaghaft aus. „Werden Cordula's Eltern mit meinem Antrage zufrieden sein?“

„Wissen sie schon, daß Cordula Hofdame werden soll?“ fragte ich hiergegen.

„Sie können soeben den Brief erhalten haben, welcher sie auf Allerhöchsten Befehl von der gnädigen Absicht der Königin in Kenntniß setzen soll. Deshalb bin ich so eilig.“ Er sah mich fragend an.

„Onkel und Tante können Ihnen ja der Tochter Hand nicht ver-

weigern," erwiderte ich, obgleich ich meiner Sache nicht ganz sicher war. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, setzte ich hinzu: „Was sagt aber Tante Balbina?"

„Um Gotteswillen!" rief er und schrak förmlich zusammen. „Die hat es ja selbst auf mich abgesehen. Sie darf meine Verlobung erst erfahren, wenn diese ein fait accompli ist."

Ganz unerwartet schien der Dragonermajor auf dem Gute nicht zu kommen; wenigstens zeigte Onkel Georg, der uns, als wir angemeldet waren, entgegen kam und freundlich begrüßte, keine Ueberraschung. Tante Anna war nicht sichtbar. Onkel führte den Major in seine Zimmer und ich drang unaufgefordert in Tante's Gemächer. Sie war sehr übel gelaunt. Onkel und Tante hatten wahrscheinlich von Cordula selbst genug gehört, um über deren Neigung im Klaren zu sein und den Antrag des Majors zu erwarten. Dieser Freier war freilich ein wenig alt, doch nicht gar zu alt, ein angesehener, wohl situirter Mann von bester Familie; und Alles in Allem war für Cordula ein besseres Sort kaum zu erwarten. Deshalb hätten ihre Eltern seinen Antrag wahrscheinlich mit Freude gebilligt, wenn nicht die gnädige Absicht der Königin dazwischen getreten wäre. Diese Ehre war so groß und eröffnete in Tante Anna's Augen so viel glänzendere Aussichten für ihre Tochter, daß sie deren Verlobung mit dem Major wohl kaum noch wünschte und nun durch die Nachricht, daß Letzterer angekommen sei, in eine unbehagliche Stimmung versetzt worden war.

Ihre übele Laune, welche sie gegen mich nicht verbarg, würde mich früher verlegen gemacht haben. Ich war aber älter und dreister geworden und dazu augenblicklich in der besten Laune von der Welt. Je verdrießlicher Tante Anna, um so zärtlicher war ich. „Ich konnte es mir nicht versagen, in so angenehmer Gesellschaft hierher zu kommen," sagte ich nach den ersten Complimenten. „Der Major ist ein vortrefflicher Herr, brav und charakterfest. Was er will, setzt er durch."

„So?" äußerte Tante mit einem moquanten Gesicht.

„Ja, gewiß! Er ist bei Hofe gut angeschrieben. Wenn er eine Frau von Geburt hätte —"

„Er hat gar keine Frau," unterbrach sie mich.

„Ich meine, wenn er eine Frau hätte, so könnte seine Frau, wenn sie von passender Geburt wäre, einmal Staatsdame bei Ihrer Majestät werden, wenn sie sich dazu paßte."

Tante's Ausdruck heiterte sich auf. Ich war auf dem besten Wege. Da wurden wir leider gestört, weil meine Vettern und Cousine, ziemlich polternd, herein kamen. Die Vettern, denen schon der Flaumbart wuchs, waren noch immer nicht von Haus gewesen und die Cousine war jetzt, ihrer Figur nach, ein vollständig erwachsenes Mädchen. Nachdem wir uns begrüßt hatten, rief Jobst: „Weißt Du schon? Cordula soll Hofdame werden."

„Es ist noch nicht abgemacht," berichtigte seine Mutter.

„Ich will auch in Hofdienst," sprach Jobst.

„Ich auch!" ließ Günther eilig vernehmen.

„Das hängt nicht von Euch ab," belehrte Tante Anna sie.

„Wenn ich confirmirt bin, komme ich zu Tante Balbina. Nicht wahr, Mama?" sprach Marie.

„Will Cordula Hofdame werden?" fragte ich.

„Natürlich will sie," antwortete Günther.

„Das thut mir leid!" rief ich nun aus.

„Weshalb?" fragten Alle.

„Weil eine Hofdame erschrecklich viel zu thun hat, vom Morgen bis in die Nacht."

Dies Argument schien meinen arbeitsscheuen Vettern gewichtig zu sein. „Wir sollen jetzt auch von Haus," klagte Jobst.

„Ihr Vater will es nicht länger verschieben," setzte Tante hinzu, indem sie mich mit einem Blicke ansah, der mein Mitleiden erwecken sollte. In diesem wichtigen Punkte schien ihr verständigerer Mann also endlich durchgedrungen zu sein. Deshalb konnte ich hoffen, daß er auch hinsichtlich Cordula's Verlobung seinen mir günstig erscheinenden Willen durchsetzen werde. Er und der Major ließen sich bei Tante anmelden. Ich zog mich mit den Vettern und der Cousine zurück.

Als wir zum Essen wieder zusammen kamen, sah ich dem glücklichen Gesichte des Majors an, daß Alles gut gehe. Er machte bei Tisch die angenehmste Conversation, indem er von Gegenständen sprach, welche die Gutsbewohner auf das Höchste interessirten. Er erzählte von Norderney und ließ bescheiden einfließen, wie gnädig Seine Majestät gegen ihn gewesen war. Dann sprach er von der letzten Saison, erzählte von dem Costümball, wie hübsch Cordula gewesen sei und welches Costüm er selbst getragen habe. Dies brachte ihn auf seine Reise nach Algier und er lud meine Vettern ein, ihn auf seinem Gute zu besuchen,

wo er ihnen allerlei Merkwürdigkeiten, die er aus Afrika mitgebracht, zeigen wolle.

Nach Tisch, als Tante Anna sich mit dem Major in ein anderes Zimmer begeben hatte, zog Onkel Georg mich in seine Stube. „Lieber Neffe,“ begann er, „ich habe Dir die erfreuliche Anzeige zu machen, daß der Major und meine Cordula Verlobte sind.“

„Ich gratulire von ganzem Herzen,“ sagte ich mit dem fröhlichsten Ausdruck.

Wir wollen es noch nicht publiciren. Ich muß erst nach Hannover, um mich bei Ihrer Majestät für ihre gnädige Absicht persönlich zu bedanken, Allerhöchsten Orts Cordula's Verlobung anzuzeigen und mein Bedauern auszusprechen, daß meine Tochter nunmehr verhindert ist, in den Dienst der Königin zu treten. Hätte der Major sich nur früher ausgesprochen!“ setzte er hinzu.

Ich wollte jetzt zu Tante Anna gehen, um ihr und dem Major meinen Glückwunsch auszusprechen. „Nein, bleibe noch,“ fuhr Onkel fort. „Hätte er sich nur früher ausgesprochen!“

„Nach meinen Wahrnehmungen,“ äußerte ich hierauf, „ist sowohl er, wie Cordula schon länger von dem Wunsche dieser Verbindung erfüllt gewesen. Dennoch finde ich es verständig, daß er sich bei einem so wichtigen Schritt nicht übereilt hat. Weshalb sollte er sich früher aussprechen?“

„Weil wir Cordula erst eben wieder zu Tante Balbina gegeben haben. Was wird die sagen?“

Fürchtest auch Du Dich vor ihr? dachte ich und suchte ihn mit der Bemerkung zu beruhigen, daß Tante Balbina Cordula ebenfalls hätte hergeben müssen, wenn diese Hofdame geworden wäre.

„Das ist richtig,“ antwortete er; „aber offenherzig gestanden, ich scheue mich einigermaßen vor einem Auftritte. — Wann kommst Du wieder nach Hannover?“

„In fünf Tagen ist mein Urlaub zu Ende.“

„Das ist zu lange. Ich muß übermorgen fort.“

„Geh' doch mit dem Herrn Major zusammen nach Tante Balbina,“ rieth ich.

„Das ist ein guter Gedanke!“

Als ich nach Hannover kam, war das Gewitter vorbei. Onkel Georg, den ich zuerst aufsuchte, erzählte mir, es sei schrecklich, aber nur kurz gewesen. Tante Balbina habe zuerst, statt einen Glückwunsch

zu sagen, stumm da gesessen und dann gar nicht von der Verlobung, sondern von der Wahl Cordula's zur Hofdame gesprochen und dabei — er wolle es lieber nicht wieder sagen — auf andere Damen gar arg gescholten. Doch hatte sie sich wohl vor sich selbst erschrocken, denn nun hatte sie gemeint, sie habe das meiste dazu gethan, daß die Augen der Königin auf Cordula gerichtet worden, und endlich hatte sie zu der Verlobung gratulirt und dem Major versichert, daß sie diese Verbindung von Anfang an gewünscht habe.

Als ich zu Tante Valbina kam, sagte sie mir Aehnliches. Cordula strahlte von Glückseligkeit; das Glück verschönt, sie sah viel besser aus. Tante Valbina lud mich zu einem Verlobungs- und Abschieds-Diner für Cordula ein, die nun mit ihrem Vater nach Hause zurückkehren sollte. Auch bei diesem Diner, welches sehr glänzend angeordnet war und zu dem viele Gäste, Herr Müller, der Consistorialrath mit noch einem lutherischen Geistlichen, sogar die Melanie erschienen, betonte Tante Valbina, welche gegen die letztere zu meiner Ueberraschung äußerst zärtlich war, bei mehreren Gelegenheiten, daß sie die Verbindung Cordula's mit dem Major von Anfang an gewünscht habe.

Gegen die Leidenschaften Tante Valbina's stach die hohe und milde Denkungsweise der Frau Elisabeth wohlthuend ab. Sie fand ich in tiefer Betrübniß. Eine Hofdame, Gräfin Bernstorff, welche ihr nahe gestanden hatte, war gestorben.

„Ein schwerer Verlust!“ sagte sie. „Der Bernstorff reine Frömmigkeit gab ihr Kraft und Festigkeit weit über ihre jungen Jahre hinaus. Durch ihre edele, ernste Richtung hatte sie den glücklichsten Einfluß auf die Königin.“

„Den man schon seit ihrer Krankheit vermißte,“ ergänzte Aurelius, welcher hinzu gekommen war. „Der Gedanke der Henriettenstiftung ist von ihr ausgegangen und manches Sonderbare würde nicht vorgekommen sein, wäre sie nicht krank geworden.“

Frau Elisabeth, welche auch zum Vorstand jener Stiftung gehörte, schwieg hierzu.

Inzwischen war für mich auf's Neue die Lebensweise eines eifrigen Schülers eingetreten. Der Unterricht an der Generalstabs-Akademie hatte begonnen. Die Vorträge waren anregend, weniger erschöpfend, als das eigene Studium leitend; das Verhältniß der Zuhörer zu einander und zu den Lehrern so angenehm wie möglich. Ich fühlte mich in den hannoverschen Verhältnissen wieder befriedigt.

Bei dieser neuen Beschäftigung hatte ich einige Wochen häuslich und, weil Alfred noch in Stade war, einsam gelebt, als Wichards Eltern mit Adele nach Hannover kamen. Letztere begrüßte mich in ihrer Art mehr feierlich, als freundlich. Sie war kaum noch ein Kind zu nennen und sehr schön, trotzdem sie nicht jugendlich heiter aussah. Der nachdenkende Ausdruck ihres Gesichtes, die stolze Haltung und die niemals schnellen, immer anmuthigen Bewegungen ihres schlanken Körpers gaben ihr nur einen höheren Reiz. Sie zog mich ungemein an.

Demoiselle Charlotte und einige Dienerschaft war mitgekommen. Jene fragte gleich nach Alfred. Für ihn, wie für mich hatte sie Grüße von dem Capitän, von Pastors und für mich auch von Zephirius zu überbringen.

Der Baron reiste bald wieder ab. Der Baronin konnte ich bei ihrer Einrichtung mit einigen kleinen Besorgungen behilflich sein und war fast täglich in ihrem Hause.

Die auf brieflichem Wege bereits ermittelten Lehrer für Literatur, für Kunstgeschichte, für Italienisch, für Zeichnen und Aquarelliren stellten sich ein. Adele hatte allen Unterricht allein, die Baronin und Demoiselle Charlotte waren aber stets zugegen und regten durch ihre Theilnahme die Lernbegierde der begabten Schülerin noch mehr an.

Die Baronin regelte die Eintheilung des Tages auf das Genauste. Der Erziehung der Tochter ordnete sie alles Andere unter. Die Lehrstunden füllten den Morgen aus, Spaziergänge und Besuche hatten ebenfalls ihre bestimmte Zeit. Für einigen Umgang mit Mädchen in Adelens Alter war gesorgt. Am Abend waren Freunde willkommen.

Es fehlte nur noch der Clavierlehrer. Hierzu war Herr Lange empfohlen. Er hatte seinen Besuch zugesagt, ließ aber, trotzdem er mehrfach erinnert wurde, vergeblich auf sich warten. Inzwischen mußte sich Adele auf dem schönen, für den Winter gemietheten Flügel üben, um Herrn Lange Einiges vorspielen zu können, falls er es wünsche. Beim vierhändigen Spiel wirkte Demoiselle Charlotte mit.

Otto Heinrich Lange, der beliebte Lieder-Componist und verdienstvolle Schöpfer und Leiter des herrlichen Kirchenchors in der Schloßkirche zu Hannover, galt für einen unvergleichlichen Lehrer. Zwar war er der unordentlichste Mensch von der Welt und versäumte die Lehrstunden mehr, als er sie innehielt. Dennoch verlangte Jeder nach ihm. Man schalt, wenn er ausblieb; konnte ihm aber nicht zürnen,

sondern freute sich, wenn er kam, über seine geniale Persönlichkeit ebenso sehr, wie über seine rasch fördernde Lehrart.

Eines Abends war der Thee bereits getrunken, als Herr Lange bei der Baronin angemeldet wurde. „Man hat Ihnen vielleicht gesagt, daß auf mich kein Verlaß ist. Das ist leider richtig." So führte er sich ein. Die Baronin wiederholte ihren Wunsch, daß er ihrer Tochter Clavierspiel vervollkommne.

„Wollen Sie mir etwas vorspielen?" wandte er sich jetzt an Adele. Demoiselle Charlotte machte den Flügel auf und fragte: „Vierhändig?"

„Wie es Ihnen beliebt."

Sie spielten den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, Adele ohne Blödigkeit und Ziererei, jedoch auch ohne rechte Freude.

„Vielleicht spielt das Fräulein noch etwas allein," bat er, worauf Adele einen Chopin'schen Walzer geläufig ohne Anstoß vortrug. Ihr Spiel klang ganz anders, als das liebliche, anschmiegende meiner Schwester, an die ich denken mußte. Adelens Töne folgten sich tadellos im vorgeschriebenen Rhythmus, waren aber scharf, als habe nur der Verstand sie geschaffen. Und trotzdem, oder vielleicht eben deshalb regten sie mich mehr auf, als Clotildens Spiel jemals gethan.

Als sie geendet hatte, nahm Otto Heinrich Lange den Platz am Flügel ein. Er spielte denselben Chopin'schen Walzer auf eine wunderbar packende Art, ließ am Ende die Motive des Hochzeitsmarsches dazwischen hören und arbeitete dann beide Compositionen barock durcheinander. Nun erklang daneben Elfengeflüster, der Lärm verhallte, die Ouvertüre zum Sommernachtstraum kam ganz zum Gehör; doch drang die Walpurgisnacht fast gewaltsam in sie hinein. So spielte er ohne Aufhören weiter.

Es war spät geworden; die Baronin winkte, Demoiselle Charlotte zog sich mit Adele leise zurück. Otto Heinrich Lange spielte weiter. Er schien uns ganz vergessen zu haben. Endlich stand er auf, sah sich verwundert um und griff nach seinem Hut.

„Wann soll meiner Tochter Unterricht beginnen?" fragte die Baronin.

„Gnädigste Frau!" antwortete er. „Es kann nichts nützen, daß ich der jungen Dame Unterricht gebe. Ich kann sie nicht weiter bringen, als sie ist. Besuchen Sie gute Concerte mit ihr. Wenn ich ihr Stunden gäbe, so würde nur ich spielen, ihr immer vorspielen. Das

ist aber kein Unterricht." Ohne der überraschten Baronin Zeit zu weiteren Verhandlungen zu lassen, machte er einen Diener und ging davon.

„Wir wollen Adele nicht entmuthigen", sagte sie, als er fort war. „Ich werde einen anderen Lehrer engagiren; aber es thut mir leid, ich hörte den Herrn Lange gern öfter."

Daß Adele von ihrem anderen Unterrichte Vortheil zog, ließ sich, obgleich sie im Ganzen wenig mittheilend war, bei unseren Abendunterhaltungen erkennen. Zwei Fächer schienen sie vorzugsweise zu interessiren: die Literatur und die damit verbundene Verslehre, und das Zeichnen. Sie sagte zuweilen künstlich gebaute Verse, die am Morgen beim Unterricht vorgekommen waren und welche ihre Mutter und Demoiselle Charlotte nicht wiederzugeben vermochten, ohne Fehler aus dem Gedächtniß, und wenn sie nach dem Thee ihre Handarbeit zur Seite legte und, während ich vorlas, das Zeichnenbuch zur Hand nahm, so entstanden die niedlichsten Figuren- und Landschaftsbilder.

Hieraus wurde sogar ein Wettstreit, als Alfred wiedergekommen war. Er ließ mehrere Tage vergehen, ehe er die Baronin besuchte; er ging mehr aus Dankbarkeit, als aus Neigung zu ihr. Da sie ihn aber einlud, des Abends mit mir zu kommen, so durfte er dies nicht ganz versäumen. Wenn er nicht kam, war Adele fast stumm; dagegen gesprächig, wenn er anwesend war. Dann belustigten uns die Beiden mitunter, indem sie gegen einander Stegreifverse machten, wobei Alfred ihr meistens den Sieg ließ, sie aber je nach Laune auch in die Enge brachte, so daß sie schwieg und unzufrieden vor sich nieder sah. Ebenso war es beim Zeichnen. Sie hatte für Alfred ein besonderes Heft bereit gelegt. Er berichtigte ihre Zeichnungen, sie vervollständigte gern die seinigen und war froh, wenn er damit zufrieden war, und verdrießlich, wenn er ihre Zeichnung, wie sie glaubte launenhaft, verändert hatte.

Mit Tante Balbina war inzwischen eine Veränderung vorgegangen. Ich dachte zuerst, der Consistorialrath habe sie friedlicher gestimmt; ihre größere Gemüthsruhe wird aber andere Ursachen gehabt haben. Sie war bei dem König sehr in Gnade, was sie vielleicht über manchen Kummer hinweg gebracht hat. Selbst ihr Ausscheiden aus dem Comité des Henriettenstiftes faßte sie gleichmüthig auf. Man sagte, die Hofdame Gräfin Bernstorff habe in hinterlassenen Briefen an die Königin mehrere Aenderungen empfohlen.

Herr Müller hielt seine Verbindung mit Tante Balbina fest, und dieselbe behandelte ihn immer liebenswürdiger. Ich mochte den flachen Lebemann, der sich an den Adel hing, nicht leiden. Er war ein wohlhabender Junggeselle, wollte als Menschen- und Kunstfreund gelten und war Mitglied mehrerer gemeinnütziger Gesellschaften, ohne etwas zu nützen. Am meisten sprach er von seinen vornehmen Freunden und feinen Diners und war am wohlsten, wenn er bei Tische saß und, die Serviette unter dem Kinn befestigt, einen guten Braten kunstgerecht tranchirte.

Wahrscheinlich würde ich meine Besuche bei Tante Balbina immer mehr eingeschränkt haben, wenn nicht ein neuer Umstand mich öfter zu ihr geführt hätte. Der Major von Leinau wurde wieder nach Hannover in sein früheres Regiment versetzt. Die Kameraden freuten sich darüber. Was zu dieser unerwarteten Veränderung geführt hatte, wußte man nicht bestimmt. Meine Vermuthung, daß Tante Balbina dabei mitgewirkt habe, sprach ich nicht aus. Sie zog Frau von Leinau sehr an sich und um diese gute und schöne Frau im Auge zu behalten, machte ich Tante Balbina häufiger einen Besuch und erreichte auch den Zweck, Felicia in ihrem Hause zu begegnen.

Letztere hätte sich der Freundschaft Tante Balbina's lieber entzogen und ließ dieselbe nur aus Rücksicht auf ihren Mann, dem sie in der einflußreichen Frau keine Feindin erwecken wollte, über sich ergehen. Auffallend wurde es bald, daß an den Abenden, wo sie kam, die Melanie sich ungebeten einfand. Daß diese Felicia aufsuchte, war zweifellos; denn sie und Tante Balbina haßten sich, so viele Liebenswürdigkeiten sie sich auch sagten. Ich nahm zuerst an, daß die Melanie, die immer spät kam, durch Timon erführe, wann Frau von Leinau zu Tante Balbina ging. Nachdem ich aber gehört hatte, daß Leinau's mit Timon nicht auf einem nahen Fuße standen und dieser fast nie in ihr Haus kam, muß ich glauben, daß die Melanie jene Nachricht auf polizeilichem Wege erhielt. Dem sei, wie ihm wolle, sie war äußerst zuvorkommend gegen Felicia. „Ich hoffe, Sie bei mir zu sehen“, sagte sie ihr das erste Mal beim Weggehen. „Ich hoffte immer, Sie bei mir zu sehen“, das zweite Mal, so daß Felicia nicht umhin konnte, ihren Mann zu einem Besuche bei der Melanie zu bewegen. Diese wollte vermuthlich den Schlag, welchen ihrer Meinung nach die Rückkehr Felicia's in Wichard's Nähe ihr zufügte und den sie gewiß Tante Balbina zuschrieb, dadurch ablenken, daß sie sich der schönen Frau

bemächtigte. Das würde, so dachte sie wahrscheinlich, Wichard öfter und ohne daß es einen bösen Schein auf sie selbst würfe, zu ihr führen.

Während diese Intrigue mich empörte, freute ich mich über die sichere und stolze Art, wie Felicia ihren Weg ging. Ich gewann eine große Hochachtung für diese Frau, deren Liebreiz wohl dem Herzen, aber niemals der Rechtschaffenheit meines Freundes gefährlich werden konnte. Und da ich ein ganz unbetheiligter Zuschauer war, so belustigte mich das Spiel der beiden vornehmen Damen, die nicht allein hinsichtlich Wichard's, sondern auch in Bezug auf die Gnade der Majestäten Nebenbuhlerinnen waren. Die Melanie gehörte der Partei der Königin, Tante Balbina jetzt der des Königs an. Wo sie konnten, sagten sie sich mit den schönsten Worten Bosheiten, von denen ich nur ein Beispiel erzählen will.

Seit einiger Zeit war in Hannover ein aus preußischem Dienst gekommener Assessor Meding angestellt, um ein Preßbüreau zu organisiren. Im Publicum behauptete man, daß von den Personen untergeordneten Ranges, welche unmittelbaren Zutritt bei Seiner Majestät hatten, Meding und ein Hofouvrier den meisten Einfluß besäßen; während letzterer aber nur kleine Dienste leiste, das heißt gegen Geld und gute Worte Individuen wie Gesellschaften Concessionen verschaffe, die auf öffentlichem Wege nicht zu erreichen, von der Regierung wohl gar schon abgelehnt waren, leite Meding hinter dem Rücken der Minister die große Politik.

Nun redete eines Abends die Melanie Tante Balbina mit den Worten an: „Heute früh sahen Sie mich nicht, als ich Sie grüßte."

„Wo wäre das gewesen?"

„Als Sie von Herrenhausen kamen und ich hinfuhr. Sie hatten Ihren Wagen halten lassen und sprachen mit einem Herrn. Wer war der Herr? Ich erkannte ihn nicht."

Tante Balbina, der dies Gespräch ersichtlich unangenehm war, die aber wußte, daß die Melanie den Herrn recht wohl kannte, glaubte die Wahrheit nicht verschweigen zu können und antwortete: „Herr von Meding."

Von der hannoverschen Familie von Meding wohnten mehrere Mitglieder in Hannover.

„Herr von Meding?" entgegnete jene. „Nein. Der Kammerherr und der Hauptmann sind groß. Es war ein kleiner Herr."

„Der bei Seiner Majestät."

„Aber Liebe! Sie adeln ja Jeden, den Müller, den Meding. Sie kränken die Familien von Müller, von Meding.“

Im Frühjahr erzählte Aurelius, daß man dem Nationalverein mit einem Verein entgegentreten wolle, der sich der großdeutsche nennen werde, zur Bezeichnung seiner Absicht, in treuer Anhänglichkeit an Oesterreich gegen eine preußische Hegemonie zu wirken.

„Es ist ein thörichtes Unternehmen“, sagte er. „Es kommt mir vor, als wenn man einen jungen, gesunden Wald dadurch ausrotten will, daß man einen Schirm davor stellt, der das Sonnenlicht für sich nehmen soll. Was der deutsche Bund nicht vermag, wird der großdeutsche Verein auch nicht fertig bringen. Es kommt immer zweifelloser auf eine Machtfrage zwischen Preußen und Oesterreich hinaus.“

Daß der Nationalverein kräftig aufwuchs, zeigte eine zahlreiche Versammlung seiner Mitglieder, welche im Mai in Hannover stattfand. In derselben wurde eine Petition um Entlassung des Ministeriums Borries beschlossen und eine Resolution gegen Wermuth's Polizei-Regiment beantragt. Die Versammlung wurde polizeilich aufgelöst.

Das Examen, womit der Winter-Cursus der Generalstabs-Akademie schloß, verhinderte mich, der Einladung zu folgen, welche ich zu Cordula's Hochzeit erhielt. Ich blieb auch lieber in Hannover, um Adele vor ihrer Abreise noch möglichst oft zu sehen. Wichard wurde aus Paris erwartet. Sein Vater wollte von dort ohne Aufenthalt nach Kiel fahren, um seine Söhne Christian und Friedrich, welche ihre Abiturientenprüfung gut bestanden hatten, abzuholen. Die Baronin wollte noch einige Tage mit Wichard in Hannover sein und dann nach dem Gute zurückkehren. Diese sorgsame und verständige Mutter hatte ihren Zweck im Laufe des Winters auf das Beste erreicht. Adelens Anschauungen war eine schöne Richtung gegeben, ihre großen Anlagen konnten sich nun selbständig weiter entfalten.

Sie beschäftigte meine Gedanken auf das Lebhafteste. In meinem Herzen entstand ein Gefühl für sie, welches mich beunruhigte; denn bei den Ansprüchen, welche sie und ihre Eltern machen konnten, durfte ich nicht erwarten, jemals ihre Hand zu gewinnen. Auch ihr Wesen lag noch nicht klar vor mir. Alfred und ich sahen sie nie anders als in Gegenwart ihrer Mutter, ihr Benehmen gegen uns war immer gemessen freundlich und wenn auch Alfred mehr als ich sie zu interessiren schien, so zeigte sie doch auch mir eine unbefangene Zuneigung.

Unserer Gespräche auf dem Gute erinnerte sie sich genau. Als es Frühling geworden war und die Baronin die Spazierfahrten weiter ausdehnte, bat Adele, daß ich sie begleite, um sie zur Königseiche zu führen, welche sie dann zeichnete. Ob in ihrem Herzen schon wärmere Empfindungen erwachten, wußte ich nicht. Die Baronin behandelte uns Freunde fast wie ihre Söhne. Unsere Besuche, die ja auch etwas Bildendes für Adele hatten, waren ihr immer willkommen.

Wichard kam zurück. Seine hohe Gestalt war kräftiger, der Bart über dem feinen Munde voller geworden. Sein Herz war dasselbe geblieben, sein Geist entwickelter. Er war noch schöner, noch anziehender, Jeder mußte sich über ihn freuen.

Als nun die Baronin abreisen wollte, empfand ich die bevorstehende Trennung von Adele sehr schmerzlich. Auch sie schien Hannover nicht gern zu verlassen, und der Baronin wurde es schwer, sich von Wichard zu trennen. Diese Stimmung waltete vor, als wir uns zum Abschied auf dem Bahnhofe einfanden. Nur Demoiselle Charlotte, der das Leben in der Stadt von Anfang an nicht gefallen hatte, war vergnügt. „Ich soll doch wohl den Capitän grüßen?" fragte sie Alfred und mich.

„Vielmals!" sagte Alfred, „auch Pastors."

„Und den Kantor", fügte ich hinzu.

Die Baronin ging auf dem Perron mit Wichard auf und ab, sie schienen noch etwas Ernstes zu besprechen. Adele wandelte zwischen Alfred und mir. „Wie schön wäre es, wenn Sie in unserem neuen Hause am See wohnten!" sagte sie. „Es wird mir doch sehr still vorkommen auf dem Lande."

Als der Zug davon fuhr, ließ das Leid, die Leere, welche ich fühlte, mich nur zu deutlich erkennen, wie sehr ich an Adele hing. Ich mußte mich zusammennehmen, um den Freunden nicht aufzufallen; wenigstens Wichard nicht, denn ein Blick von Alfred sagte mir, daß ihm mein Zustand nicht verborgen geblieben war.

Wichard trat zwischen uns und legte, indem wir fortgingen, seine Arme in die unsrigen. „Melanie, Balbina, Felicia!" sagte er fröhlich. „Mutter ängstigt sich um mich unnöthiger Weise."

10.

Nach ärztlicher Anordnung mußten meine Eltern und Alfreds Vater in diesem Sommer dieselben Badereisen, wie im vorigen Jahre

machen. In Norderney wollte auch der Baron sich von den Anstrengungen der langen Reise erholen. Da erzählte Wichard uns eines Tags, daß sein Verwandter, der Flügeladjutant, ihm den auffallenden Rath ertheilt habe, während der Anwesenheit des Königs in Norderney auch dorthin zu kommen.

„Die Gelegenheit, daß der König Dich kennen lernt, ist dort günstiger. Du sollst Flügeladjutant werden,“ meinte Alfred.

„Obgleich ich dazu keine Neigung habe, beabsichtige ich doch, für vierzehn Tage hinzugehen,“ entgegnete Wichard.

Alfred stand unruhig auf. Fürchtest Du um Clotilde? dachte ich. Er wandte sich an Wichard: „Wird Frau von Leinau dort sein?“

„Sie will nicht wieder nach Norderney. Ich fahre nur meines guten Vaters wegen hin. Er hat sich von Christian und Friedrich, die im Herbst eine Universität besuchen sollen, schon wieder getrennt und sie in meine Schweizer Pension geschickt. — Laßt uns zusammen reisen.“

Alfred verzögerte im Kampfe mit sich die Antwort. Dann sprach er: „Ich muß in der Nähe meines Vaters bleiben.“

„Ich fahre mit. Vierzehn Tage Urlaub kann ich bekommen,“ antwortete ich.

In Norderney wohnte Wichard bei seinem Vater am Strande. Meine Mutter und Clotilde hatten ihre vorjährige, etwas abgelegene Wohnung wieder bezogen, über welcher sich eine Stube für mich fand. Wichard besuchte uns gleich und erneuerte die Bekanntschaft, die er mit Clotilde, als diese noch ein Kind war, gemacht hatte. Beide sahen sich verwundert in die Augen, überrascht von ihrer Schönheit, die sie zum ersten Male begriffen, und doch so vertraut, als hätten sie in den sechs Jahren immer mit einander fort gespielt. Als ich nach Wichards erstem Besuche mit ihm aus dem Hause ging, legte er, wie er zu thun pflegte, wenn er sich recht vertraulich mittheilen wollte, seinen Arm in den meinigen und sagte: „Ernst, wie ist Deine Schwester schön und lieblich geworden!“

Am Tage nach unserer Ankunft sahen wir den König, der, wie es hieß, in Norderney, seinem Lieblingsaufenthalte, immer in der heitersten Stimmung war, auf der Promenade. Die Civilkleidung, welche seine Blindheit leichter vergessen ließ, während sie die königliche Gestalt fast noch mehr hervorhob, stand ihm viel besser, als die Militäruniform, die er sonst immer trug. Er sprach mit mehreren

Curgästen und längere Zeit sehr freundlich mit Wichard's Vater. Darauf wanderte er mit Tante Balbina auf und ab, deren Begleiter, Herr Müller, in einiger Entfernung wartete, ob auch ihm das Glück der allerhöchsten Anrede beschieden werde. Während des Gesprächs mit Tante Balbina lachte der König mit seinem klangvollen Organ mehrere Male hell auf. Die Art, wie er mit ihr umging, ließ erkennen, daß er sich ihre Huldigungen gefallen ließ und an ihrer Unterhaltung sich belustigte, ohne daß sein Gefühl dabei irgendwie anders berührt war. Daß er ihr kleine Aufmerksamkeiten erwies, konnte nicht auffallen; denn um die Getreuen an sich zu fesseln, erfüllte er ihre Wünsche gern, vorausgesetzt, daß größere übrig blieben, deren Gewährung durch fortgesetzte treue Ergebenheit verdient werden sollte.

Als der König sich von Tante Balbina getrennt hatte, winkte der Flügeladjutant uns heran. Mit Wichard sprach Seine Majestät längere Zeit. Nach dem Ausspruch der Befriedigung, daß dessen Vater nach Norderney gekommen war, fragte er ihn nach seiner Reise durch Italien und Frankreich, hörte den Antworten aufmerksam zu und deutete einige Male durch sein Schweigen an, daß Wichard noch weiter sprechen möge. Dabei befühlte ihn der König, indem seine Finger, die so fein sich bewegten, als könnten sie sehen, von dem Haupthaar hinab über das Gesicht meines Freundes glitten. Auf diese Art suchte er sich in einzelnen Fällen von den ihm fremden Personen eine deutlichere Vorstellung zu verschaffen. Man konnte dies wohl für ein Zeichen besonderen Interesses halten. Bei mir glitt die Hand des Königs, als ich ihm jetzt genannt wurde und gegenüber stand, an meiner Schulter und Brust flüchtig hinab; auch bestand das Gespräch mit mir nur in der Bemerkung, daß meine Mutter, wie er hörte, schon im vorigen Jahre in Norderney gewesen und jetzt wieder hier sei.

An demselben Tage noch wurde der Baron mit Wichard zu der königlichen Tafel gezogen. Mir wurde diese Ehre am folgenden Tage zu Theil. Es mochten sechzehn oder achtzehn Couverts sein. Mein Platz wurde mir an einem unteren Ende der Tafel angewiesen, wo ich mit meinen Nachbaren nur wenige leise Worte wechselte. Der eine war der militärische Begleiter des Kronprinzen, der Premier-Lieutenant Graf von Bernstorff, ein Bruder der verstorbenen Hofdame; der andere der Herr Meding, von dem jetzt immer mehr gesprochen wurde. Nachdem er unter dem Vorwande, die Presse nach den Intentionen Seiner Majestät zu leiten, in die nächste Umgebung des Königs gekommen war,

sollte er das allerhöchste Vertrauen ganz gewonnen haben. Er war von kleiner Gestalt, geschmeidig in seinen Bewegungen, aus seinem röthlichen Kopfe sahen die scharfen Augen etwas scheu hervor, sein Gespräch klang treuherzig, war aber doch sehr vorsichtig, und Alles zusammen machte ihn zu einem Gesellschafter, gegen den man, ich möchte sagen instinctmäßig, zurückhaltend war.

Der König redete die vornehmsten Personen, deren Plätze ihm vorher bezeichnet oder auch ohne dies bekannt sein mochten, mit ganz richtiger Wendung seines Kopfes an. Da man wußte, daß ihm eine bescheidene Einmischung in das Gespräch nicht unlieb war, so hörte er alsbald andere Stimmen, und es dauerte nicht lange, bis er über den Platz aller Anwesenden orientirt war. Er war in bester Laune. Trotzdem lag in den schönen Linien seines etwas bleichen Gesichts, welches ich genau betrachten konnte, neben dem Ausdruck des höchsten Selbstgefühls und des unbeugsamen Willens der schmerzliche Zug des unheilbar Erblindeten. Und dies betrübte mich um so mehr, als ich jetzt Gelegenheit hatte, die geistige Begabung, das ihn nie im Stich lassende Gedächtniß und die vielseitigen Kenntnisse, welche er besaß, zu bewundern und seine genaue, wohlklingende Redeweise zu hören.

Der Kronprinz Ernst August, welchen der König mit nach Norderney genommen hatte und mit dem ich nach der Tafel in eine längere Unterredung kam, hatte weder die schöne Gestalt, noch die einnehmenden Gesichtszüge seiner Eltern. Er war kleiner und breiter, als seine sechzehn Jahre erwarten ließen, und die Nase, die bei seinem Großvater, dem König Ernst August, charakteristisch hervortrat, bei seinem Vater fein, aber voll ausgebildet war, bei ihm auffallend eingedrückt. Er zeigte einen geraden, Schmeicheleien erkennenden und abweisenden Verstand, ein offenes, wahrhaftes Gemüth, leider nur nicht die Fröhlichkeit, welche seinem Alter wohl gestanden hätte.

Meine Mutter vermied die große Gesellschaft von Norderney. Einige nähere Bekannte bildeten ihren Kreis, in welchem nun Wichard erschien und der in diesem Jahre fast zahlreicher und lebhafter wurde, als meiner Mutter lieb war. Am wenigsten angenehm waren ihr die Fahrten auf dem Meere, die von Wichard auf das Bequemste eingerichtet wurden. Clotilde liebte sie am meisten, würde sie aber aus Rücksicht gegen die Mutter gern aufgegeben haben; doch diese wiederum wollte dem Kinde das Vergnügen nicht entziehen.

Eines Morgens war Wichard bei mir. Unter uns spielte Clotilde

auf dem Clavier, welches für sie gemiethet worden war. Wir setzten uns an das offene Fenster, und auch der nicht musikalische Wichard lauschte den Tönen, die von unten herauf klangen. Da hörte ich auf der Straße einen freudigen Ausruf. Die Stimme kam mir bekannt vor, ich stand auf, sah aus dem Fenster und trat gleich zurück. „Der König!" flüsterte ich. Nun blickten wir vorsichtig hin. Der König schritt am Arm des Flügeladjutanten langsam vor dem Hause auf und ab, um das Spiel meiner Schwester zu genießen. Clotilde, welche keine Ahnung von diesen Lauschern hatte, spielte immer weiter. Erst als sie geendet, ging der König fort. Anderen Tags redete er auf der Promenade meine Mutter an und sagte Clotilde schmeichelhafte Worte über ihr ausdrucksvolles Spiel. Beide freuten sich über diese Auszeichnung und dankten auf passende Art; sie legten aber dem angenehmen Vorfall keine übertriebene Bedeutung bei. Meine Mutter sagte vielmehr, damit Clotilde nicht eitel werde: „Kind, der König ist zu nachsichtig. Er hört ja ganz andere Clavierspieler."

Um so wichtiger erschien Tante Balbina die Begebenheit. Ihr ganzes Bestreben in Norderney ging dahin, sich dem Könige unentbehrlich zu machen und wie es schien, auch für Herrn Müller die Gunst Seiner Majestät zu erlangen. Einige behaupteten, sie wolle ihn heirathen und, weil sie unmöglich Frau Müller heißen könne, ihm den Adel verschaffen. Daß Letzteres ihr gelinge, bezweifelten die Meisten, weil der König aus Rücksicht auf den Adel des Landes in diesem Punkte vorsichtig sei. Andere meinten, der Zeitpunkt sei günstig; denn Herr Müller gehöre dem großen Comité für die Errichtung des Ernst-August-Denkmals an, und da letzteres in der nächsten Zeit feierlich enthüllt werden sollte, so würde unter anderen, an dem Tage zu erwartenden Gnadenbeweisen vielleicht das „von" für Herrn Müller sich befinden. So dachte, glaube ich, Tante Balbina auch; wenigstens fesselte sie meinen Freund nicht mit der früheren Beflissenheit an sich. Erst nachdem der König sich über Clotildens Clavierspiel freundlich geäußert hatte, kam sie öfter zu uns. Nun versuchte sie, meine Schwester in ihre Nähe zu ziehen, was meine Mutter jedoch immer in höflicher Weise verhinderte.

Wichards Vater verlor plötzlich die Huld des Königs. Eines Tages hatte man Seine Majestät an dem Arm des Barons längere Zeit umhergehen sehen, ein Beweis, daß der Gegenstand des Gesprächs vertraulicher Natur war. In solchen Fällen mußte der Flügeladju-

tant zurücktreten, immer bereit, auf den ersten Wink des Königs dessen Arm wieder zu nehmen. Seitdem hatte Georg V. mit dem Baron, so viel man wußte, nicht wieder gesprochen und letzterer auch keine Einladung zur königlichen Tafel erhalten. Als ich Wichard hiernach fragte, erzählte er mir Folgendes: Der König hatte das Gespräch auf die schleswig-holsteinische Sache gebracht und der Baron die Gelegenheit benutzt, um seine Ansichten darzulegen. Der König hatte schweigend zugehört, war dann plötzlich stehen geblieben und, nachdem er den Arm des Flügeladjutanten erfaßt hatte, mit kaltem Gruß davon gegangen. Er mußte die Aeußerungen, welche die dänische Regierung tadelten, als gegen die dänische Majestät gerichtet, als revolutionär angesehen haben. Daß thatsächlich das Regiment in Kopenhagen ganz demokratisch war, ließ er vollständig unberücksichtigt.

„Deine Aussichten auf den Flügeladjutanten sind geringer geworden," sagte ich scherzend.

„Ich will gar nicht Flügeladjutant werden," antwortete Wichard mit Entschiedenheit. „Meinetwegen ist dieser Vorfall mir ganz gleichgültig. Er betrübt mich um des Königs willen und weil er meinen Vater gekränkt hat."

Der Baron selbst that, als wäre Nichts vorgefallen.

Einige Tage später war der Kronprinz beim Baden von einer Welle stärker als gewöhnlich erfaßt worden. Dienstbeflissene Badewärter waren herbei geeilt und hatten ihn aus dem Wasser geleitet. Er selbst glaubte nicht, daß er in Gefahr gewesen sei. Der König aber, dessen Umgebung die Sache anders aufgefaßt oder dargestellt hatte, pries die Errettung des Sohnes als eine himmlische Gnade, als das wunderbare Walten der schützenden Vorsehung. Der einzige Erbe des von Gott auserlesenen Hauses der Welfen war dem sicheren Tode wunderbar entrissen worden. Diese Nachricht verbreitete sich von der Insel rasch über das hannoversche Land und hatte eine Menge von Gott dankenden und dem Könige huldigenden Deputationen, Adressen und anderen Kundgebungen zur Folge, die an vielen Orten von den Behörden angeregt waren. Die unbefangenen Personen dagegen, welche das Ereigniß auf Norderney erlebt hatten, wollten von einer Gefahr des Prinzen nichts wissen. Dem Grafen Bernstorff, einem geraden, einsichtigen und pflichttreuen Mann, der bald nach jenem Bade an des Kronprinzen Unterricht, welcher in dieser Stunde stattfinden sollte, erinnert hatte, war das Allerhöchste Erstaunen über

die Zumuthung kund gegeben, unmittelbar nach einer so großen Begebenheit und göttlichen Fügung die gewöhnliche Tageseintheilung innehalten zu wollen. Er wurde seines Postens ungnädig enthoben.

Auch Wichards Vater hatte unbefangen geäußert, die Sache sei ja nicht so schlimm gewesen. Da dies zu den Ohren des Königs gekommen war, so hatte dessen freundlich begonnenes Verhältniß zu dem Baron nun ein für allemal ein Ende.

Der nächste Brief, den ich von Alfred bekam, enthielt Folgendes:

„Unseren Hofsattler hat das Ereigniß aus seiner Melancholie etwas aufgerüttelt. Du wolltest an meine Erklärung seiner auffallenden Verstimmung nicht glauben; mir wurde dieselbe neulich unerwartet bestätigt. Seine Thür war offen, er stand im Laden allein und hörte nicht, daß ich eintrat. Er sprach laut vor sich hin: „In den Verein — (offenbar den neuen, sogenannten großdeutschen) — bin ich eingetreten. Das war rechtschaffen; aber dat Annere dau ick nich." Mit dem letzten Ausruf konnte er nur meinen, was ich behauptete, daß er unter seinen Genossen politisch spioniren soll. Er ist eine ehrliche Seele. Die Lebensrettung des Kronprinzen hat sein loyales Herz ergriffen und ist zu einer Erheiterung für ihn geworden, weil sie ihm Gelegenheit gab, seine treue Anhänglichkeit an das Königshaus durch eine, wie er glaubt, bestens gelungene Illumination öffentlich zu zeigen. Er kam Morgens früh in unsere Stube. „Herr Lieutenant, ich wollte für einen Tag den König und die Königin haben." (Nämlich die Bilder über dem Sopha.)

„Wozu?" fragte ich.

„Ich will illuminiren. Den König stelle ich oben hin, die Königin nehme ich aus dem Rahmen und in den setze ich ein Transparent."

„Was für ein Transparent?"

„Am liebsten einen schönen Vers auf den Kronprinzen." Er hob die Bilder von der Wand, drehte das der Königin um, nahm einen Bleistift aus der Tasche und schrieb auf den Deckel: der Kronprinz. Dann zeigte er es mir. „So groß können die Buchstaben werden." Ich ergänzte die beiden Worte in gleich großer Schrift:

„Weil der Kronprinz nicht ertrank,
Jubeln uns're Herzen.
Gott zur Ehre und zum Dank
Brennen meine Kerzen."

„Ach Herr Je!“ rief er, „da ist schon der Vers. Ja, das geht hinein. Schön! Aber der Kronprinz kriegt zu wenig.“

„Wie so?“

„Er müßte mehr geehrt werden.“

„Dann nehmen Sie Gott etwas weg und legen es dem Kronprinzen zu. Zum Beispiel: Ihm zur Ehre, Gott zum Dank.“

„So ist's Recht! So will ich es machen.“

„Nun baute er seine besten Sättel und Peitschen im Ladenfenster auf, stellte des Königs Bild oben und der Königin Rahmen mit dem Verse darunter in die Mitte, die Lichter dahinter und daneben und freute sich, als am Abend viele Menschen vorbei gingen und seine Illumination betrachteten.“

Was Alfred hier erzählte, fand einige Wochen später eine komische Fortsetzung, der ein trauriger Schluß folgte.

An dem Geburtstage des Kronprinzen, den 21. September, wurde das Ernst-August-Denkmal vor dem Bahnhofe mit großem Pomp und feierlichen Ansprachen, die in der üblich gewordenen Weise übertriebene, an das Lächerliche streifende Huldigungen für das Welfenhaus enthielten, eingeweiht. Unter den Gnadenbezeugungen, welche der König an diesem Tage verkündigen ließ, befand sich für Herrn Müller der Guelphenorden unterster Classe, aber nicht das erwartete „von“, was Tante Balbina sehr verstimmte.

Für den Abend des Einweihungstages war eine allgemeine Illumination der Residenzstadt in Aussicht genommen. Am Morgen hatte der Hoffattler aus unserem Zimmer abermals die Bilder des Königs und der Königin geholt, um sie heute auf dieselbe Weise wie bei jener Illumination zu benutzen.

„Haben Sie schon einen Vers?“ fragte Alfred. Er nickte schmunzelnd und ging davon.

Am Abend zeigte sein Ladenfenster dieselbe Ausschmückung, welche Alfred in seinem Briefe beschrieben hatte; nur der Vers, welchen der Hoffattler nach dem Muster des damaligen selbst gemacht zu haben schien, lautete anders, nämlich:

Ernst August von Erz und Stein
Freuest uns're Herzen.
Heller soll die Treue sein,
Als das Licht der Kerzen.

Das wäre nun recht schön gewesen, wenngleich der erzene König Ernst August nicht von Stein war, sondern auf Stein stand. Aber der Buchbinder hatte sein Ladenfenster ganz ähnlich geschmückt. Statt der Sättel und Peitschen hatte er Einbände aus der Zeit, als er noch für die königlichen Behörden arbeitete, statt des Bildes vom König Georg eins vom König Ernst August genommen und sein Vers lautete:

Ernst August von Erz und Stein,
Wie wirst Du's hier finden?
Sieh auch gnädig hier herein,
Schaff' mir mehr zu binden.

Unsere sonst so stille Straße wogte an diesem Abend von Menschen, die nur von dieser Illumination angezogen, über die sonderbare Harmonie der feindlichen Nachbarn und noch mehr über die Anspielungen des Buchbinders jubelten. Der Lärm wurde groß. Der Hofsattler stand in seiner Hausthür und schrie in höchster Aufregung: „De Baukbinner hat mi mienen Anfang ut de Werkstatt stehlen laaten.“ Der Tumult wuchs. Es dauerte lange, bis Polizeidiener, welche man hier für unnöthig gehalten haben mochte, von den großen Straßen und Plätzen herbei kamen. Dann mußte der Buchbinder seinen Vers wegnehmen.

Unser Hofsattler aber erkrankte und nach drei Wochen wurde er im Sarge aus dem Hause getragen. Die Stadt Hannover hatte einen Rest ihres alten Kleinbürgerthums weniger.

Als wir einige Zeit hierauf bei dem Senator Wellmeier mit Aurelius zusammentrafen, führte das Gespräch von dem Denkmalfeste weiter. Aurelius beklagte den einreißenden Byzantinismus. Er fürchtete, daß diese Schmeicheleien bei jeder Gelegenheit, die so erfinderisch gewordene Liebedienerei, die Heranzwingung der Behörden, damit jedes Dorf die gewünschten Kundgebungen auf das Vollständigste in Scene setze, das Volk verderben und den blinden Welfenstolz des Monarchen zur Manie steigern würden.

„Und nun gar das Welfenmuseum!“ rief der Senator aus. „Haben Sie den Anfang desselben, die Kronprinzen-Errettungs-Adressen, schon gesehen?“

„Ich war da,“ antwortete Aurelius. „Der alte Diener, der sie mir zeigte, schüttelte den Kopf und sagte ehrlich: Darüber muß erst Zeit vergehen.“

„Daß man für das Museum ein altes Beinkleid als eine historisch merkwürdige Welfenhose entdeckt hat, bleibt immer lächerlich," sagte der Senator und setzte nach einer Weile hinzu: „Auch bei den neuesten allerhöchsten Gnadenbeweisen sind wieder arge Mißgriffe vorgekommen."

Hierauf sprach Aurelius: „Montesquieu sagt: das monarchische Princip vernichtet sich, wenn es seine Ehrenzeichen der wahren Ehre zuwider verleiht und Unwürdigkeiten mit Würden bekleidet. Der König sieht die Menschen nicht, und die Königin kennt sie nicht; sonst würden sie einem Menschen wie dem von Hedem nimmer ihr Vertrauen schenken."

Er meinte einen vornehmen Herrn aus dem Hofstaat des Königs, welcher verschiedene Cassen zu verwalten hatte. Auf dem Gesichte dieses Mannes stand allerdings neben einem grenzenlosen Hochmuth etwas vom Verbrecher geschrieben.

„Er spielt ja wohl hoch?" fragte der Senator.

„Hoch, unglücklich und doch immer mit baarem Gelde. Keiner weiß, woher er es nimmt. Man vermuthet, aus den Cassen seiner Verwaltung."

„Mein Gott!" rief ich aus. „Wie ist so etwas unter dem Oberhofmarschall von Malortie möglich? Der ist doch ein rechtlicher Mann."

„Ein rechtschaffener und kluger Mann," entgegnete Aurelius, „der aber Mühe hat, die Dinge, für welche er die persönliche Verantwortung trägt, in Ordnung zu halten. Er muß sich wohl hüten, die Zahl seiner Feinde höchsten Orts, da er für einen Preußenfreund gilt, zu vermehren. Der König würde es kaum für möglich halten, daß ein Herr seines Hofes, von dem er nur die allertreusten Worte hört, ein Spitzbube sein kann. Und vielleicht fehlen noch die Beweise."

Diese scharfen Aeußerungen des sonst so ruhigen Aurelius erschienen mir, obgleich sie im vertrauten Kreise blieben, zu weitgehend. Wir schwiegen, bis der Senator das Wort nahm: „Ich glaube auch, ein sehender Monarch würde sich mit der Häßlichkeit des Grafen Borries abfinden, das Saloppe seines Exterieurs sich verbitten und übrigens den Mann nach Gefallen gebrauchen, ein Gesicht wie des von Hedem aber nicht um sich dulden. — Mich betrübt am meisten," fuhr er nach einer Pause fort, „daß der Kronprinz in solcher Luft aufwächst,

in der seine Seele nicht gedeihen kann. Nicht einmal der Unterricht des jungen Prinzen wird ernst genommen."

„Gewiß ist es zu beklagen," ergänzte Aurelius, „daß die guten Anlagen des Kronprinzen nicht richtig geleitet werden und seine Kenntnisse so äußerst lückenhaft bleiben. Dies kann dem König bei seinem eigenen Verstande nicht unbekannt sein und dennoch." —

Im November — Alfred saß an seinem Schreibtische, ich an dem meinigen — erhielt ich ein Telegramm, welches mich erschreckte und betrübte. Es war von meinem Vater und lautete: „Alfreds Vater vor einer Stunde am Herzschlag schmerzlos gestorben."

Ich faßte mich einen Augenblick. Dann trat ich an den Ahnungslosen hinan, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Armer Freund!"

„Was ist?"

„Dein Vater —"

Er entriß mir das Telegramm und legte, als er es gelesen, den Kopf in seine Hände.

„Ein schöner Tod," flüsterte ich. Er neigte das Haupt. Einige Minuten war es ganz still um uns. „Ich reise sogleich," sagte er aufstehend.

„Ich begleite Dich."

Dankend drückte er mir die Hand. Wir erbaten Urlaub. Wichard, den ich benachrichtigen ließ, kam in herzlicher Theilnahme und blieb bei uns, bis wir abreisten. Alfred sprach kaum ein Wort, seine Züge redeten von der Heftigkeit seiner Gefühle. Ich dachte über ihn nach. Was wird er nun beginnen? Ich ahnte schon länger, daß der Plan, einen anderen Beruf zu ergreifen, ihn beschäftige. Er sprach hiervon wie von Allem, was ihn allein anging, nie; in seiner Selbstlosigkeit wollte er auch die nächsten Freunde nicht belasten. Um so mehr hatte mich die Ueberzeugung, daß er sich nicht befriedigt fühlte, beunruhigt. Er erfüllte seine Dienst- und Standespflichten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, er genoß die größte Achtung der Kameraden und Freunde; aber sein reger Geist verlangte nach Thaten. Vielleicht hatte ihn nur die Liebe zum Vater, dem er keine Sorge bereiten wollte, bis jetzt bei uns gehalten. Die Erbschaft, welche ihm zufiel, setzte ihn in den Stand, einige Jahre unabhängig zu leben. Würde er dies benutzen, um den Rock des Königs auszuziehen, seiner Sehnsucht in die Ferne nachzugeben und ein anderes Ziel zu verfolgen? Oder hielt

ihn die Neigung zu meiner Schwester? Würde er in der Ehe mit ihr befriedigt sein und bleiben? Meine Eltern konnten die Tochter keinem treueren Mann anvertrauen. Aber würde Clotilde ihm ihre Liebe schenken? In der nächsten Osterzeit sollte sie confirmirt werden. Noch wenige Jahre und beide konnten ein glückliches Paar sein. —

In Stade erwarteten die Eltern mit Clotilde uns. Diese und Mutter waren schwarz gekleidet. Clotilde reichte mit Thränen in den Augen Alfred die Hand und sagte dabei nichts anderes, als: „Lieber Alfred.“

Wir begleiteten den Verstorbenen zu der ihm vorangegangenen Gattin nach dem Kirchhof an der Höhe, wo beide unter Bäumen ruhen. Dann mußte ich nach Hannover zurück. Alfred hatte bis Neujahr Urlaub und ich fuhr zum Weihnachtsfeste wieder nach Stade.

Alfred war in der Zwischenzeit mit der Regelung des Nachlasses seiner Eltern vollauf beschäftigt gewesen. Er hatte sich dieser traurigen Pflicht mit seiner ganzen Tüchtigkeit, aber auch mit seiner ganzen weichen Empfindung hingegeben. Von den Gegenständen, welche die Eltern längere Zeit benutzt hatten, wollte er nichts in fremden Besitz kommen lassen. Gegen den Rath meiner Mutter behielt er fast einen Haushalt beisammen. Alles wurde wohl verpackt und einer sorgsamen Aufbewahrung übergeben. In die Nächte hinein las er die Schriftstücke, die er vorgefunden hatte. Manches verbrannte er, das Meiste ordnete er zur Aufbewahrung. Sein Vater hatte viel über die schleswig-holsteinische Frage und die Kriegsjahre 1848 bis 1850 geschrieben, wovon auch die Briefe aus diesen Jahren hauptsächlich handelten. Außerdem fand sich eine Menge von Druckschriften über denselben Gegenstand in dem Nachlasse.

Alfred äußerte sich hierüber gegen mich: „Das Lesen hat mich traurig gemacht; aber es ist mir, als müsse ich meine mißhandelte Heimath um so mehr lieben. Vater, welcher der Augustenburg'schen Herzogsfamilie niemals persönlich nahe gestanden hat, vertheidigt ihre Rechtsansprüche mit großer Wärme und Entschiedenheit. Es scheint, daß der Herzog Christian auf seinen ehemaligen Besitzungen nicht beliebt gewesen ist und mit aus diesem Grunde der dänische Einfluß in jener Gegend so rasch sich ausbreiten konnte. Mit Unrecht dagegen werfen Viele dem Herzog vor, daß er die Entschädigung von Dänemark angenommen hat. Hierzu war er durch die Noth gezwungen, denn er besaß nichts und seine mit ihm vertriebenen Beamten wandten

sich an ihn um Brot für ihre Familien. Auch hat er das Geld nur für seine Privatgüter bekommen; mit seinen politischen Ansprüchen hat dies nichts zu thun. — Doch, was wichtiger ist, das Deutschthum ist in Schleswig schändlich verletzt."

Zum Weihnachtsfeste schenkte Alfred uns Andenken, die er mit zartem Sinn aus dem Nachlaß seiner Eltern ausgesucht hatte; meiner Schwester gab er ein goldenes Kreuz, welches seine Mutter viel getragen hatte. Als er uns die Geschenke reichte, schien er besorgt zu sein, wie meine Eltern, wie besonders Clotilde sie aufnehmen würden. Die Freude, welche uns diese Andenken machten, die Rührung und der warme Dank Clotildens erleichterten sein Herz. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Alfred und meiner Schwester nicht mehr so unbefangen wie früher. Zwar hatte das vertrauliche „Du" zwischen ihnen noch nicht aufgehört, und Clotilde sprach es so natürlich wie sonst aus, während es aus seinem Munde etwas verlegen klang. Aber das Benehmen Beider war zurückhaltender, der Austausch ihrer Gedanken nicht mehr so kindlich. Clotilde war fast ein erwachsenes Mädchen, und in Alfreds Herz begann der Kampf der Liebe mit der Furcht vor getäuschter Hoffnung.

Wir kehrten zusammen nach der Residenz zurück, wo wir nun ein sehr häusliches Leben führten. Ich arbeitete fleißig für die Generalstabs-Akademie und Alfred vertiefte sich in seine geographischen Studien, nahm auch Unterricht in der italienischen und spanischen Sprache, die er, wie er sagte, in den fernen Ländern zu gebrauchen hoffte. Er machte Pläne für eine lange Reise.

Wichard gab sich nicht so leichten Sinnes wie ehedem den Vergnügungen der vornehmen Welt hin. Er beschäftigte sich regelmäßiger mit guten Büchern und nahm an den Gesellschaften, denen er sich nicht entziehen konnte, mit mehr Gelassenheit Theil. Dann und wann waren wir bei Tante Balbina, welche sich die Gunst des Königs zu erhalten wußte, Herrn Müller noch immer festhielt und mit ihrem Consistorialrath in regem Verkehr zu stehen schien. Trafen wir Felicia und die Melanie, so machte Tante Balbina, wohl um diese Beiden zu reizen, Wichard förmlich den Hof, während sie sonst nicht mehr die frühere Beflissenheit ihm zuwandte; sie hatte ihn für sich aufgegeben. Das Verhältniß zwischen Wichard und Felicia war ganz freundschaftlich geworden. Eine Herzensneigung für meinen schönen Freund quälte wohl nur noch die Melanie.

Im April fuhr ich nach Stade zu Clotildens Confirmation, Wichard nach seinem väterlichen Gute, da auch seine Schwester confirmirt wurde. Und in Hannover fand am Geburtstage der Königin, am 14. April, die Confirmation des Kronprinzen statt. Der König wollte der Feier eine besondere Weihe geben und verhieß an diesem Tage die Einführung eines neuen Landeskatechismus, welcher die Veranlassung der merkwürdigen Vorfälle wurde, von denen ich später Einiges werde sagen müssen.

Mit Clotildens körperlichem Befinden waren die Eltern nicht zufrieden. Sie sah blühend aus, aber eine Erkältung hatte seit dem Winter nicht von ihr gelassen. Unser Hausarzt rieth für sie jetzt ein ruhiges Leben auf dem Lande an. Da nun der Baron und die Baronin schon mehrere Male den Wunsch geäußert hatten, zu Adelens Gesellschaft meine Schwester bei sich aufzunehmen, so brachten meine Eltern Clotilde nach dem holsteinischen Gute.

11.

Der Frühling war in voller Pracht. Ich rüstete mich zur Abreise, um mich zum ersten Male als Topograph zu versuchen. Alfred und ich saßen in unserem Zimmer bei offenen Fenstern. Die erste Mondsichel stritt mit der Venus um den helleren Glanz; die Luft war warm wie in einer Sommernacht. Wir beabsichtigten noch auszugehen, um den schönen Abend im Freien zu genießen. Da stürzte Wichard herein. Er war sehr aufgeregt. „Gut, daß ich Euch treffe! Bitte, macht die Fenster zu.“

In spannender Erwartung, was wir hören würden, schloß ich die Fenster.

„Ich mag kaum sagen, was ich erlebt habe, aber ich muß,“ fing er an.

„Ein Unglück ist Dir nicht begegnet, das sehe ich Dir an; also setze Dich ruhig hin und erzähle ordentlich,“ sprach Alfred.

Wichard warf sich in die Sophaecke und schwieg.

„Hast Du einen schlimmen Streit gehabt?“ fragte ich.

„Noch nicht,“ antwortete er.

„So erzähle doch!“

„Ich muß von Anfang anfangen. Ich erzähle, was ich erlebt habe, weil es Jemand wissen muß. Künftig verlasse ich mich auf Niemand außer Euch!“

„Die Einleitung ist lang," warf ich hin.

„Vor acht Tagen — dieses habe ich Euch nicht erzählt, weil es nicht nöthig war — hatte die Melanie mich durch ein Billet eingeladen, gegen Abend zu ihr zu kommen, um eine Aufführung zu besprechen, mit welcher des Königs Geburtstag gefeiert werden sollte. Ich fand sie allein.

„Ha, ha," unterbrach Alfred.

„Ja, Du hast Recht. Im Halbdunkel. Da empfing sie mich zärtlich flüsternd — das Weitere könnt Ihr Euch denken. Ich bin sogleich weggegangen und habe das Weib nicht wieder angesehen. Heute nun bat Timon mich, mit ihm nach Herrenhausen zu gehen, um mit mehreren Herren vom Hofe über eine Parade churhannoverscher Soldaten zu sprechen, welche die Herren zu Königs Geburtstag vorbereiten möchten. Wir blieben in unserer Messe zusammen, bis es Zeit war; dann gingen wir nach Herrenhausen. Timon führte mich in den großen Garten. Wir sollten, wie er sagte, im Heckentheater, welches für die Vorstellung in Aussicht genommen sei, die anderen Herren treffen. Ihr kennt die hohen, dichten Hecken, welche die Quarrés umschließen, in die man durch eine kleine Pforte gelangen kann. Man ist in ihnen sicher, nicht gesehen zu werden und in vergangenen Tagen mögen sie manchem Stelldichein gedient haben. Ich bin heute zum ersten Male in ein solches Blumenparadies gekommen.

„Hier begegnete uns der fatale Herr von Hedem. Er kam auf Timon zu. „Bitte," sagte er, „gehen Sie erst mit mir, ich habe Ihnen Etwas zu sagen." Dann wandte er sich an mich: „Treten Sie so lange hier hinein, da können Sie es sich bequem machen." Er schloß die in der Hecke versteckte Pforte auf, ließ mich ein und ging mit Timon davon.

„Erst glaubte ich, allein zu sein; die Abenddämmerung machte den Raum innerhalb der hohen Laubwände fast dunkel. Blumenduft umgab mich. Ich ging vorwärts. Da bewegte sich in der Ecke, der Pforte gegenüber, Etwas. Eine Frauengestalt erhob sich und machte ein paar Schritte mir entgegen, dann blieb sie stehen. Ich näherte mich ihr. Die Königin! — Es war ihre Gestalt, ihre Tracht, das Gesicht verschleiert. Ich eilte hinzu, die Hand zu küssen, welche sie mir entgegen reichte, aber — denkt Euch dieselbe Scene, wie bei der Melanie, nur daß die Dame kein Wort sprach. Ihr den Schleier abzureißen, hinderte mich die Scheu. Ich entwand mich, stürzte nach

der Pforte; ich weiß kaum, wie ich hinausgekommen bin. Ich eilte weiter, kein Mensch begegnete mir. Da stand ich vor dem rothen Seil, welches den für die königliche Familie reservirten Garten absperrt. Ich muß mir in diesem Augenblick eingebildet haben, daß ich mich innerhalb des verbotenen Raumes befinde und so schnell wie möglich hinaus müsse. Ich sprang über das Seil und eilte vorwärts. Da — wie erschrak ich und wie erleichtert fühlte ich mich zugleich! — trat hinter einem Gebüsch die Königin, unsere wirkliche Königin, unverschleiert und ganz allein, hervor. Sie erstaunte, als Sie mich sah. Ich blieb wie gebannt stehen. Sie erröthete. Meine Augen haben gewiß aus Freude geglänzt. Sie blickte mich einige Augenblicke gnädig an, sie war sehr hübsch in ihrem Erstaunen und Erröthen. Endlich neigte ich mich tief vor ihr und brachte die Worte heraus: „Verzeihung, Euere Majestät!" — „Was führt Sie hierher?" fragte sie freundlich. „Ich habe mich verirrt," antwortete ich nun mit mehr Fassung. „Man hat mich zu einer Besprechung des Festes für Seiner Majestät Geburtstag bestellt, im großen Garten hat Herr von Hedem meinen Begleiter Timon weggeführt; so bin ich hierher gekommen." — „Dann gehen Sie dort, da kommen Sie durch das Schloß auf den Schloßhof."

Indem sie dies sagte, reichte sie mir die Hand auf eine Weise, welche andeutete, daß ich nicht länger verweilen solle. Da bin ich durch das Schloß an den, mich verwundert anblickenden, Lakaien vorbeigegangen und hierher geeilt. Nach dem Heckentheater wollte ich nicht mehr; denn ich habe das Gefühl, daß man ein schändliches Spiel mit mir trieb. Ich werde Timon und Hedem zur Rede stellen."

„Worüber?" fragte Alfred schnell. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Laßt uns in's Freie gehen, da überlegen wir angenehmer."

Diesen Vorschlag nahmen wir gern an. Auf der Straße konnten wir über Wichards Abenteuer nicht reden. Dadurch wurden wir ruhiger. Alfred führte uns vor das Thor, dorthin, wo auf dem Wege nach Herrenhausen das Haus der Melanie stand. Nicht weit davon, auf einem Platze, wo man jeden Wagen, der von Herrenhausen kommt, rollen hört, setzten wir uns auf eine Bank. Hier lauschte Niemand.

„Ich glaube auch," fing jetzt Alfred an, „daß man mit Dir ein schändliches Spiel treiben wollte. Die schlauen Menschen sind oft dumm; in diesem Falle, weil sie Dich und die Königin so falsch beurtheilten."

„Die Königin?“ fragte Wichard.

„Worüber wolltest Du diese Intriganten zur Rede stellen? Sie würden wiederholen, was sie Dir vor ein paar Stunden sagten, und wolltest Du weiter in den Gegenstand eingehen, so würdest Du die verschleierte Melanie — wir drei sind überzeugt, daß sie Dich auch in dem Blumenparadies umarmt hat —“

„Ja!“ unterbrach ihn Wichard. „Und sie verdient, compromittirt zu werden.“

„Sie wird sich nicht compromittiren lassen. Sie würde einfach leugnen und es würde Dir ergehen, wie es Joseph durch Potiphar's Weib erging.“

„Ein solches Weib in der Gesellschaft der Königin!“ warf ich ein.

„Wir müssen diese Blutsauger und Verführer mächtigeren Richtern überlassen,“ sprach Alfred weiter. „Vorläufig sind sie noch mächtig und dem Mächtigen wird Niemand gern Feind. Deshalb würdest Du, würde Wichard genügenden Beistand in dem Kampfe gegen dies Weib nicht finden.“

Ich mußte dies als richtig anerkennen und sagte nur: „die arme, schutzlose Königin!“

„Ihre Tugend schützt sie,“ entgegnete Alfred.

Schon waren mehrere von Herrenhausen kommende Wagen vorbeigefahren. Jetzt nahte sich einer dem Hause der Melanie. „Wartet hier, bis ich wieder komme,“ sagte Alfred und ging davon.

Wir saßen schweigend nebeneinander, bis Wichard begann: „Ihr habt Timon nie getraut. Ich möchte ihn niederschießen; aber Alfred hat Recht.“

„Warte ruhig ab, was Timon Dir sagt, und bleibe kalt bis an's Herz hinan.“

„Versuchen will ich es. Die Gesellschaft, in die ich gerathen bin, widert mich jetzt an. Wie komme ich da hinaus?“

Alfred kehrte zurück. „Aus dem Wagen stiegen die Melanie, Timon und Melet,“ erzählte er. „Das ist mir Beweis genug. Sie lachten, als sie sich trennten: es klang aber nicht vergnügt. Der fehlgeschlagene Angriff auf die Königin ist ihnen unbequem.“

„Was meinst Du eigentlich?“ fragte Wichard. „Du sprachst schon ein Mal undeutlich von der Königin.“

„O, Du mein einfältiger Freund!“ antwortete er. „Hast Du es

noch nicht begriffen? Wärst Du dem Bilde der Königin erlegen, so hätten sie gegen diese selbst mehr gewagt."

„Mein Gott!" rief Wichard; „aber zu welchem Zwecke?"

„Zu mehreren Zwecken. Die Verschworenen hofften, die Königin in die Hand zu bekommen. Timon hätte dies für sich, Melet für die Jesuiten ausgenutzt. Hedem dachte vielleicht, daß die Königin für seine Verschwiegenheit das Deficit in seinen Cassen auf sich nehmen solle."

„Alfred!" fiel ich ihm vorwurfsvoll in's Wort, weil mir diese Annahme zu dreist erschien.

„Derartiges läßt sich gewöhnlich nicht beweisen; aber ich glaube, daß es sich so verhält."

Am folgenden Abend kam Wichard wieder zu uns. „Nun, was hat Timon gesagt?"

„Er drückte sein Erstaunen aus, daß ich nicht nach dem verabredeten Platze gekommen sei. Er habe mich vergeblich gesucht. Am Abend habe die Königin erzählt, wie ich plötzlich vor ihr erschienen sei."

„Was sagtest Du?"

„Ihre Majestät hat mir mein Versehen verziehen." — „Das hat sie gewiß," erwiderte er mit einem ganz widerwärtigen Lächeln und ging weg. Ich mag in der Gesellschaft nicht mehr sein. Ich will in eine andere Garnison. Ich bitte um die Versetzung zur Cavallerie unter dem Vorwand, daß ich auch diese Waffe kennen zu lernen wünsche."

„Nicht gleich," rieth Alfred. „Gib den Leuten keine Gelegenheit zu schwatzen. Und die Sache selbst bedarf einer ruhigen Ueberlegung. Aendere vorläufig in Deinem Leben Nichts."

In der folgenden Woche bekam Wichard einen Brief von seinem Vater, worin dieser ihn aufforderte, nach Berlin zu fahren. Der Baron wollte sich in einer Angelegenheit seiner Söhne Christian und Friedrich, die in Berlin studirten, dorthin begeben. Unser Freund versprach, den Grafen Eberhard aufzusuchen und reiste ab zu unserer Freude, weil er hierdurch für die nächste Zeit von dem hannoverschen Hofe entfernt wurde.

Die Vermuthungen über Diebstähle an Königlichen Privatcassen erwiesen sich bald nachher als begründet. Den Namen Hedem brauche ich in meiner Geschichte nicht weiter zu nennen. Der Mann ist im Zuchthause gestorben.

Mein Bedienter hieß Heinrich Lang, er war Soldat in meinem

Regiment, ein hübscher Mensch und fromm erzogen. Sein Vater lebte als Stellmacher in Diepholz schlicht und recht und hatte den einzigen Sohn das Handwerk gelehrt. Heinrich Lang's Schulbildung war in unserer Compagnieschule noch etwas gefördert worden; seit er bei mir war, gab ich ihm nützliche Bücher und allerlei zu schreiben und, als meine Verwendung bei der Landesvermessung in Aussicht stand, auch die einfachsten Vorschriften für das Planzeichnen. So hatte er gelernt, Wälder, Hecken, Wiesen und dergleichen verständlich darzustellen, was mir nachher zu statten kam, indem er leichte Croquis anfertigte, die für meine Orientirung brauchbar waren.

In seiner Begleitung, mit Meßtisch und Kippregel ausgerüstet, reiste ich nun ab. In dem Terrain, welches ich aufnehmen sollte, lag weder eine Stadt, noch ein größeres Gut oder Amtssitz, aber ein Kirchdorf in der Mitte, welches ich zum Wohnort wählte. Der Krug war kein passender Aufenthalt, ich zog zu einem wohlhabenden Bauern, Namens Kort. Er vermiethete mir zwei große, saubere und mit guten Möbeln ausgestattete Stuben, seine Frau kochte für mich kräftige Suppen und wohlschmeckende Gemüse und seine hübsche, achtzehnjährige Tochter Minna trug auf blankem Geschirr die Speisen auf meinen Tisch.

Der Bauer Kort, seine Frau und drei Kinder waren von hoher Gestalt. Heinrich Lang, der auch nicht klein und immerhin größer war als Minna Kort und ebenso groß wie der jüngste, sechzehnjährige Haussohn Friedrich Kort, erschien klein neben dem Bauern und seinem ältesten Sohn Wilhelm. Als ich mit dem Vater näher bekannt war, sagte ich ihm ein Mal scherzend, er müßte eigentlich Lang und mein Bedienter Kort heißen. Er verstand den Scherz, nahm ihn aber etwas übel und sagte stolz: „Mien Name steit mi beter an."

Wilhelm Kort war Garde-Cürassier und, wie es die Organisation der hannoverschen Cavallerie mit sich brachte, mit seinem königlichen Dienstpferde auf großem Urlaub. Diese Leute, die fortwährend Gehalt bezogen und jeder Zeit zum Dienst einberufen werden konnten, auch von Officieren des nächsten Cavallerie-Regiments inspicirt wurden, mußten ihr Dienstpferd auf Kosten des Hofes in guter Verpflegung halten, und da dies nur bei wohlhabenden Bauern geschehen konnte, so dienten meistens deren Söhne in der Cavallerie. Auf solchen Bauerhöfen befand sich denn auch eine eigene Stube, die „Rüterkamer", für den Cavalleristen, sowie ein besonderer Stall für sein Pferd. Mein

Pferd erhielt ebenfalls einen Stall für sich, und Wilhelm Kort machte sich ein Vergnügen daraus, für dasselbe bestens zu sorgen.

Außer diesen Menschen waren noch Knechte und Mägde auf dem Hofe, die ihre Wohnungen und ihren Tisch abgesondert hatten.

Dem Pastor, er hieß Friedemann, machte ich meinen Besuch. Er war wegen seiner Frömmigkeit, die nicht unduldsam war, und seiner werkthätigen Liebe im Dorfe sehr geachtet, ein gebildeter Mann und guter Clavierspieler. Seine Predigten hörte ich allsonntäglich, hielt auch Heinrich Lang zum regelmäßigen Kirchenbesuch an; und da ich den Pastor zuweilen um die Abendstunde, wenn er mit seiner langen Pfeife in dem kleinen Obstgarten oder in seiner Studirstube auszuruhen pflegte, Gesellschaft leistete, so befreundete er sich mit mir und erfreute mich gern durch sein Clavierspiel. Er gehörte der alten Schule an, welche unsere Classiker der neuen Musik vorzieht. Am liebsten spielte er und hörte ich Beethoven.

Eines Abends fragte er mich nach dem Welfenmuseum, wovon er in der Zeitung gelesen hatte, und zeigte mir ein altes Familienpapier, — seine Väter waren durch viele Generationen Pastoren gewesen — welches, wie er meinte, für die Familiensammlung unseres Königshauses mehr Werth als für ihn habe. Es war ein Schutzbrief, welchen der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs einem Philipp Christoph Friedemann, dessen Gastfreundschaft er genossen zu haben scheint, ausgestellt hatte. Der Pastor war geneigt, das Blatt dem Welfenmuseum zu schenken, und wollte sich nach dem Wege, der hierbei einzuschlagen sein möchte, erkundigen.

Von den Freunden schrieb Wichard mir zuerst. Die Veranlassung, welche seinen Vater diesmal nach Berlin geführt hatte, war nicht erfreulich. Es war die zunehmende Unzufriedenheit seines Sohnes Friedrich, der zu dem lebensfrohen Christian nicht paßte, Berlin nicht leiden mochte, den Verkehr des älteren Bruders mit Commilitonen guter preußischer Familien mied und träumerisch seine eigenen Wege ging. Der Baron hatte nun gestattet, daß Friedrich im Herbst nach München gehe, während Christian in Berlin weiter studiren würde. Die preußische Hauptstadt hatte Wichard gefallen. Er hatte die große Frühjahrsparade gesehen, wobei die Masse der Truppen und ihre Ausbildung ihn in Erstaunen setzte, und den Grafen Eberhard kennen gelernt, der Alfred und mir Grüße schickte. Dem Wunsche Wichard's,

zur Cavallerie überzutreten, hatte der Baron nachgegeben. Die Schritte, ihn zu verwirklichen, waren geschehen. Der meinem Freunde verwandte Flügeladjutant hatte seine Hilfe zugesagt, die Versetzung war in nächster Zeit zu erwarten.

Schon der zweite Brief Wichard's enthielt die Nachricht, daß sie erfolgt sei. Er war zu den Garde-Cürassiren, deren Stabs-Quartier Northeim war, versetzt worden und schrieb sehr zufrieden. Das Officiercorps wäre charmant, die Umgegend angenehm. Nur die Trennung von seinem alten Regiment, von Alfred und mir beklagte er. Der Schluß dieses Briefes enthielt die mich überraschende Notiz: „Hier sind die Menschen sehr erregt durch die Abschaffung des alten Landes-Katechismus und die Einführung des eben erschienenen neuen."

Letzteres wußte im Dorfe noch Niemand, selbst der Pastor nicht, zu dem ich am Abend ging. „Daß ein neuer Katechismus kommen sollte, erwarteten wir ja", sagte der würdige Herr. „Ich hoffte, daß man davon Abstand nehmen würde und habe meiner Gemeinde noch nichts darüber gesagt. Die Bevölkerung, besonders auf dem Lande, hängt am Hergebrachten und sieht den Katechismus, welchen sie immer gehabt hat, als ein Stück ihres Leibes an. Die Sache wird uns Sorge und Noth bereiten."

Der neue Katechismus war das Werk der Orthodoxen in der Residenz. Zu seinen Urhebern wurde vor Allen der Consistorialrath gezählt, der bei Tante Balbina aus- und einging. Anhänger dieser Richtung beiderlei Geschlechts hatten dem König vorgespiegelt, daß der alte Katechismus dem Bedürfniß der Zeit nicht mehr genüge und die orthodoxe Geistlichkeit hatte nach erlangter Königlicher Zustimmung einen Katechismus verfertigt, welcher ganz geeignet war, das Gefühl der Protestanten zu verletzen. Besonders erregte das darin aufgenommene „Amt der Schlüssel" Anstoß. Der neue Katechismus rief bald, nachdem er bekannt geworden war, im ganzen Lande heftigen Widerspruch hervor; schon bei der Nachricht, daß der alte abgeschafft sein sollte, gab sich eine Bewegung, besonders in den unteren Volksclassen kund, deren man die ruhigen Hannoveraner kaum für fähig gehalten hätte.

An einem der folgenden Tage, zu einer Zeit, als erst wenige Bauern des Dorfs den neuen Katechismus kannten, stand ich an meinem Meßtisch auf dem Felde. In der Nähe wurde Getreide gemäht. Als die Knechte und Mägde mich sahen, ließen sie von ihrer Arbeit und

kamen zu mir. „Herr Lieutenant, is denn dat richtig? Sö wi usen Katechismus nich behollen?" Ich antwortete, daß ich ihnen keinen genauen Bescheid geben könne; ich hätte aber dasselbe gehört. „Dat laat wi us nich gefallen!"

Abends hatte ich mich im Gespräch über diesen Gegenstand länger als gewöhnlich bei dem Pastor aufgehalten. Als ich nach Hause kam, saß die Familie Kort auf der Diele am Abendtische. „Setten Sei sick!" lud der Bauer mich ein.

„Wat seggt der Herr Pastor to de Sake?" fragte Frau Kort.

„Er hofft, daß sie zur Zufriedenheit geordnet wird. Er glaubt, unser König habe die Liebe des Volks zum alten Katechismus nicht gekannt."

„Dat hat hei ok nich", nahm der Bauer das Wort. „Der blinne Mann hat schlechte Rathgebers. Hei solle usen Amtmann und usen Pastor taur Regierung nähmen, dat wöre kläuker."

„Meiner Seele Seligkeit!" rief nun Frau Kort. „Dat olle Bauk laat wi nich. Wat use König will, dau wi jo geern; aber dütt könn wi nich. Dann möt wie utwannern." Und sie fing an zu weinen.

„So schlimm ist es ja noch nicht", tröstete ich sie. „Wenn der König erst erfahren hat, daß das Volk den alten Katechismus behalten will, wird es wohl dabei bleiben."

„Dat mott et ok", sprach der Bauer. „Wenn de Schaulmester mit den nieen Katechismus unnerrichten will — wat wi daun möt, möt wi daun; aber dat annere fallt weg." Er meinte die Geschenke, welche dem Haushalt des Schulmeisters aus Feld und Stall der Bauern zuzugehen pflegten. „Morgen hebben wi 'ne Versammlung. — Un nu möt wi upstahn."

Er erhob sich, die Seinigen mit ihm; ich that dasselbe. Er faltete die Hände und betete: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Un ok von düssen nieen Bauk. Amen!" Und „Amen!" sprachen Frau Kort und ihre Kinder mit vernehmlicher Stimme.

In meiner Stube meldete mir mein Bedienter, daß meine beiden Arbeiter, welche die Meßgeräthe trugen und andere nothwendige Handleistungen bei meiner Arbeit verrichteten, morgen nicht kämen. Die Leute ließen die Ernte, ließen ihren Verdienst, um zu der Versammlung zu gehen. Ich mußte also am folgenden Tage meine Arbeit aussetzen und ging auch zu der Versammlung vor der Kirche. Die Gegen=

wart des Pastors hielt die Leidenschaft der Leute nieder. Die Berathung dauerte lange, obwohl Alle einig waren, daß sie um keinen Preis den alten Katechismus missen wollten. Männer und Weiber sprachen durcheinander; aber im Ganzen herrschte Besonnenheit. Man kam zu dem Entschluß, eine Deputation an das königliche Amt zu entsenden, und der Pastor erbot sich, dieselbe zu begleiten. Nach diesem Ergebniß trennte die Menge sich noch nicht; ich aber ging nach Haus, den nächsten Weg durch Kort's Garten.

Hier in der Jasmin-Laube stand Heinrich Lang mit Minna Kort in sehr traulichem Gespräch. Die Mutter, welche sonst ihre Tochter streng im Auge hatte, war bei der Versammlung. Als Minna Kort mich sah, schrie sie auf, legte beide Hände vor ihr glühendes Gesicht und lief an mir vorüber in's Haus.

„Komm' mit!" befahl ich meinem Bedienten und ging in meinen Pferdestall, wo Keiner uns hören konnte. „Hast Du ein Auge auf das Mädchen geworfen?" Er schwieg. „Mache sie nicht unglücklich, der stolze Bauer giebt sie Dir nicht." Der arme Kerl wurde ganz blaß. „Wenn ich Dich noch einmal so mit ihr treffe, schicke ich Dich zum Regiment."

Nach der heutigen Versammlung trat in der Dorfbevölkerung einige Ruhe ein. Der Schulmeister ließ es vorläufig beim alten Katechismus. Man wartete ab, was auf den Bericht, welchen das königliche Amt erstattet hatte, erfolgen würde.

In dieser Zeit erhielt ich von meiner Schwester einen langen Brief, aus dem ich Folgendes abschreibe:

„Ich muß Dir ein Ereigniß mittheilen, welches Dich interessiren wird. Seit Adele confirmirt ist, hat Demoiselle Charlotte mehrere Male davon gesprochen, daß sie überflüssig sei. Die Baronin, welche die alte Dame nicht in unsichere Verhältnisse entlassen wollte, antwortete freundlich, wir alle könnten von Demoiselle noch viel lernen. Adele vertraute mir aber an, daß letztere und der einbeinige Capitän heimliche Zusammenkünfte im Park hätten. Und jetzt ist es kein Geheimniß mehr, die Zwei wollen sich heirathen! Der Baron und die Baronin finden dies sehr passend. Ich glaubte, das junge Paar würde in das neue Haus am See ziehen. Da wurde Adele fast heftig. Wie kannst Du das glauben? sagte sie. Sie hat Recht, das Haus wäre zu groß, auch zu entlegen für die Geschäfte des Capitäns. Der

Baron will ihnen eine Wohnung in dem Flügel, wo jener immer gewohnt hat, einrichten lassen.

„Noch über ein anderes Paar wird bei uns gescherzt, welches sich aber wohl nicht heirathen wird: über den alten kleinen Zephirius und — rathe — Deine Schwester! Er liebt mich und ich liebe ihn. Zu jeder Stunde ist er bereit, mit mir zu spielen, und er lehrt mich auch das Orgelspiel. Ihm verdankten wir kürzlich einen großen Genuß. Allen unerwartet kam der Componist Lange aus Hannover. Die Baronin sagt, Du kenntest ihn und nenntest ihn Otto Heinrich. Er war in Kiel gewesen und hatte dort von unserem merkwürdigen Cantor gehört. Da hatte er sich der Baronin und Adelen's erinnert und war her gefahren. Ein sonderbarer Mann, so ungenirt, aber liebenswürdig. Zephirius war ganz glücklich. Ich mußte Herrn Lange vorspielen, und da spielte er mit mir und wollte gar nicht aufhören. Erst wollte er an demselben Abend wieder fort, er ist aber drei Tage geblieben.

„Adele war nicht eifersüchtig, Herrn Lange's wegen nicht. Sie läßt mir die Musik, ich ihr das Dichten und Zeichnen. Sonst ist sie nicht ohne Eifersucht, ich meine ihrem Wesen nach. Sie ist einsamer aufgewachsen, als ich bin und hat eigentlich nie Gespielinnen gehabt. Darum hört sie gern meinen kleinen Erzählungen aus Stade zu, und dann kann sie auch sehr lebhaft von Deiner und Alfred's Anwesenheit hier, von ihrem Winter in Hannover sprechen. Sonst spricht sie nicht viel. Sie ist verschlossener, aber viel klüger als ich und gut und treu von Herzen. Wir haben uns sehr lieb gewonnen und sind wie Schwestern miteinander.

„Auch Bertha von Eichborn habe ich gern. Kennst Du sie?

„Adelens Bruder Wichard ist nun Cürassier geworden. Er muß ritterlich aussehen."

Dieser Brief brachte mir das holstein'sche Gut und Adele lebhaft vor Augen. Ich sehnte mich dahin. Adele sprach gern von mir und von Alfred, — auch von Alfred.

Indessen mußte ich in meinem Dorfe noch länger bleiben. Ich erlebte dort das Ende des Katechismus-Streits. In der ersten Hälfte des Augusts erhielt ich einen Brief aus Hannover von Alfred, der am 10. Folgendes geschrieben hatte:

„Wir haben hier Revolution gehabt, Truppen mußten ausrücken, von unserem Regiment die Dioskuren-Capitäns" (die vormaligen, Kastor

und Pollux genannten, Lieutenants waren avancirt), „sie brauchten sich diesmal aber nicht beizustehen, denn es ist ohne Kampf verlaufen. Nur vielen Laternen und Fensterscheiben hat es das Dasein gekostet; aber trotzdem sind auch die Glaser nicht für den neuen Katechismus.

„Die Aufregung fing an, als letzterer bekannt geworden war. Die alte Scheferling" (das war eine Obstverkäuferin an unserer Ecke, mit der Alfred gern einige Worte wechselte) „rief: „Wermuth kann alle miene Aeppel halen, aber miene Seele kriegt hei nich un den ollen Katechismus laat wi nich." Und unsere Hauswittwe sagte mit Thränen in den Augen: „Wenn das mein Seliger erlebt hätte! Er war so königlich gesinnt; aber den neuen Katechismus hätte er doch nicht angenommen und das thue ich auch nicht. Lieber will ich nicht mehr königlicher Hofsattler sein." —

„Die Leute bildeten sich ein, man wolle sie katholisch machen: „Wir Lutheraner protestiren gegen die Priesterherrschaft," sagten ehrsame, gebildete Männer, und unbefangene Katholiken meinten, mit dem Buche würden wir in einigen Jahren katholischer als sie.

„Ehegestern war der Tumult am ärgsten. Der Consistorialrath aus dem Gönnerbunde Deiner Tante Balbina ist vom Volke verfolgt worden. Er hat in das Palais, an der Leinstraße flüchten müssen und ist von da durch den unterirdischen Gang entkommen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die heutigen Niedersachsen so wild werden könnten. Freilich sind die Nerven seit Jahren durch die politischen Vorgänge im Lande gereizt.

„Für diejenigen dunkelen Ehrenmänner, welche diesen Brief in der schwarzen Kammer öffnen, bemerke ich ausdrücklich, daß letztere Bemerkung nichts Hochverrätherisches enthalten soll.

„Wenn Deine Tante Balbina den neuen Katechismus protegirt hat, — man behauptet dies — so hat sie sich abermals verrechnet. Doch brauchst Du nicht zu erschrecken, wenn sie stürzt. Sie fällt wie eine Katze immer auf die Pfoten."

Der König war genöthigt, der Volksstimme nachzugeben. Eine königliche Proclamation zog den neuen Katechismus zurück.

Als dies im Dorfe bekannt wurde, kehrte die Freude wieder. Die Arbeit ging noch einmal so rasch, am heißen Tag bei schwerer Ernte jubelten Burschen und Mädchen. Der Bauer Kort ging mit Minna in den Garten und pflückte die schönsten Birnen, mit denen er sonst

sparsam war, in einen Korb. „Bring se dem Schaulmester. Eck lat'm gräuten. Se mößten noch en Dager achte liggen."

Und als sich die Nachricht verbreitete, daß der König den Grafen Borries verabschiedet habe, sagte Kort: „Nu ward et bäter warden. Dat was en schlimmen Minschen."

Die Annahme, daß dieser Minister die Einführung des neuen Katechismus seinerseits befördert habe, war falsch. Letztere war ganz ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen geschehen. Als nun die Unruhen ausgebrochen waren und der König den Grafen Borries zu einer Berathung zu sich befohlen hatte, ließ dieser sich entschuldigen und wurde darauf plötzlich entlassen. Man erzählte sich, der Königliche Befehl sei wiederholt worden, der trotzige Minister trotzdem aber nicht gekommen.

So fiel dieser gefürchtete und gehaßte Mann. Während seines Ministeriums wurde der Wille des Landesherrn mit Mitteln der Gewalt durchgesetzt. Jetzt war zum ersten Mal ein Allerhöchst ausgesprochener Entschluß gescheitert und riß den hieran unschuldigen Minister mit. Wenige bedauerten seinen Sturz.

Am Sonntag war Vor- und Nachmittags die Kirche von andächtigen, dankbaren Menschen übervoll. Und Abends spielten die Dorfmusikanten auf dem Grasplatze am Dorfteich und das junge Volk tanzte, die Alten aber sahen fröhlich zu. Der Bauer Kort litt heute sogar, daß seine Tochter mit Heinrich Lang tanzte, wovon die Beiden viel und, wie mir vorkam, mit zu großem Vergnügen Gebrauch machten.

Der letzte Tag meiner Arbeit war gekommen. Ich hatte meinen Meßtisch außerhalb eines großen Kamps mit dicht bewachsenen Wällen aufgestellt und Heinrich Lang abgeschickt, um nachzusehen, ob dahinter noch Terraingegenstände wären, die aufgenommen werden müßten. Er kam nicht wieder, deshalb ging ich selbst. Ich kroch unter dem Schlagbaum, welcher die Einfahrt verschloß, hinweg. Da stand an einem Baum der Gesuchte und hielt Minna Kort in seinen Armen. „Ich bleibe Dir treu, Minna," sagte er. Als ich dies hörte, kehrte ich leise um und wartete, bis er wieder kam. Arme Minna!

12.

Alfred hatte für ein Jahr Urlaub. Er wollte den Süden kennen lernen und nach Italien abreisen, war zum Todestage seines Vaters nach Stade gefahren und wollte von dort meine Eltern nach dem

holsteinischen Gute begleiten, wo die Hochzeit des Capitäns und Demoiselle Charlotte's, zu der wir alle eingeladen waren, bevorstand. Wichard holte mich in Hannover ab.

Als wir auf dieser Fahrt allein im Coupé waren und an dem Kloster Lüne vorbei fuhren, sagte ich: „Die Damen müssen adelig sein."

„Das wird wohl auf der Stiftungsurkunde beruhen und ist nicht zu tadeln. Es sind ja auch Klöster hier im Lande, für welche diese Bedingung nicht besteht. Daß der Adel seine Rechte conservirt, ist ihm nicht zu verdenken, auch gut für den Staat, so lange sie nicht widersinnig geworden sind."

„Die Aebtissinnen der adeligen Klöster haben Generalmajors-Rang und die der bürgerlichen Obersten-Rang, das ist doch lächerlich," bemerkte ich.

„Es klingt lächerlich. Jede Etiquette kann so aufgefaßt werden, fördert aber die Ordnung und ist insofern zweckmäßig. Meine Schwester hat einen Klosterplatz in Preetz, meine dänische Cousine in Vallö, dessen Damen Kammerherren-Rang haben. Deshalb würde Adele der Cousine den Vorrang ganz selbstverständlich lassen, wenn sie bei einem Ceremoniell zusammenträfen, was freilich in Folge der politischen Trennung nicht geschehen wird. Lächerlich dagegen ist es, wenn die Lebenden sich auf die Vorzüge, welche sie vergangenen Geschlechtern verdanken, etwas einbilden, was man bei dem hannoverschen Adel so häufig wahrnimmt. Darin ist der holsteinische Adel gebildeter. Auch er hält übrigens streng auf seine Satzungen, vielleicht zu streng. So können manche Familienstatute, obgleich sie einer guten Absicht entsprungen sind, große Härten zur Folge haben. Unser Familienstatut verlangt zum Beispiel, daß der Erbe meines väterlichen Gutes erstens Protestant ist, wovon unter keinen Umständen abgewichen werden kann, was ich ganz in der Ordnung finde; aber zweitens, daß derselbe nur eine ebenbürtige Dame heirathet. Eine andere Ehe kostet ihm den Besitz, wenn einer der Agnaten es verlangt. Dies mag in einzelnen Fällen unwürdigen Verbindungen vorbeugen und dem Adel durch den fortgesetzten Zusammenhang der Standesgenossen Stärke verleihen; aber Felicia's glückliche Ehe wäre schwerlich zu Stande gekommen, wenn ihr Mann einen großen Grundbesitz zu erwarten gehabt und durch die Verbindung mit dem bürgerlichen Mädchen verloren hätte."

In Hamburg trafen wir mit meinen Eltern und Alfred und auch mit Wichard's Bruder Christian zusammen. Mein Vater war fröh-

licher, der Abgang des Ministeriums Borries hatte ihm einen Stein vom Herzen genommen. Christian war ein schöner junger Mann geworden; er sah aus, wie Wichard vor einigen Jahren. Sein Bruder Friedrich hatte auf die persönliche Theilnahme an dem Hochzeitsfeste wegen der weiten Reise von München verzichtet. In der heitersten Stimmung fuhren wir weiter und gelangten, an der Eisenbahnstation vom Baron erwartet, nach dem Gute.

O Glück der Freundschaft! Wie eine Sonne schmückst und erwärmst du unser Leben, dein Licht macht die guten Stunden reizender und läßt in den bösen unser Herz nicht erkalten. Die Freundschaft führte die glücklichen Menschen zusammen, welche das gastliche Schloß jetzt beherbergte.

Es war eine Freude, den Capitän und Demoiselle Charlotte zu betrachten. Hell und befriedigt glänzten seine Augen. Dankbar für die ihm bewiesene Freundschaft und ruhig, weil er sie verdient, sprach er sich aus. Man sah dem kräftigen Manne nicht an, daß er die Mitte der Funfziger erreichte. Auch die zweiundvierzigjährige Braut schien von der Freude verjüngt. Anspruchslos und herzlich sprach sie von ihrem Glück, ohne Ziererei und mit Würde ging sie auf kleine Neckereien ein.

Der Baron und mein Vater, die Baronin und meine Mutter waren gleich wieder in dem alten, vertraulichen Verhältniß. Die vierzigjährige Freundschaft hatte die beiden Männer zu Brüdern gemacht und die beiden Frauen fühlten sich aufs Neue von einander angezogen.

Wärmer noch, doch nicht so ruhig schlugen die Herzen der Kinder bei dieser schönen Zusammenkunft. Clotilde und Adele, mit gleicher Schönheit geschmückt, waren und gaben sich sehr verschieden. Das zarte Antlitz meiner Schwester spiegelte die Weichheit ihres Gemüths ab, die anmuthige Scheu in ihrem Benehmen gegen die Freunde entsprang der Besorgniß, unwahr zu sein. Adele war ein Bild edler weiblicher Kraft, die nur vor der eigenen Leidenschaft Furcht hat. Stolz und geistvoll und doch in einzelnen Augenblicken träumerisch, sich selbst vergessend, schien sie nach dem Höchsten zu streben. Ohne Gefallsucht, bereit Alle zu erfreuen, erfüllte sie mein Herz mit Hoffnung und reizte es zur Eifersucht.

Als wir in dem Zimmer, wo die Baronin die Abendstunden am liebsten verbrachte, vor dem großem Kamin, in welchem ein helles Feuer

prasselte, uns versammelten, rückte Christian einen Fanteuil für Demoiselle Charlotte mit den Worten zurecht: „Mademoiselle, mademoiselle, je suis triste!“

„Pourquoi?“

„J'ai dit Mademoiselle pendant trois lustres et cela cessera aprês-demain.“

„Ah drôle!“

„Ich habe in voriger Woche in Hamburg zwei neue Pferde gekauft; einen großen Rappen, der für dich passen wird, Wichard,“ sagte der Baron. „Der kritische Herr Capitän hat diesmal den Handel gebilligt.“

„Ja, ja,“ lachte dieser, „die Pferde! Den Preis habe ich nicht erfahren. Ein tüchtig Pferd, der Rappe, für jedes Gewicht.“

„Du bist gut, Vater. Darf ich den Rappen reiten?“

„Und ich das andere?“ fragte Christian.

„Das andere ist für Dich zu leicht. Es sind ja Pferde genug im Stall. Ich dachte, ein Pferd für Adele daraus zu machen; aber meine Tochter hat keine Lust zu reiten.“

„Besondere Neigung habe ich nicht, ich kenne es ja aber noch nicht und lerne es gern, wenn Du es wünschest,“ entgegnete Adele.

„In Berlin reiten viele Damen,“ erzählte Christian. „A propos, Ernst, Alfred! der Graf Eberhard ist brillant beritten.“

„Sitzt aber nicht gut,“ meinte Wichard. „Schade, er ist ein so schöner Mann. Zu Fuß sieht er viel besser aus. Unsere hannoversche Schule fehlt da.“

„Na, na,“ antwortete Christian. „Ihr schont zu sehr. Die Campagne-Reiterei ist doch famos in Preußen.“

„Wohin reisen Sie zuerst, Alfred?“ fragte Adele.

Man kam nun auf Italien zu sprechen. Wichard holte die Mappen mit den Bildern herbei, welche sein Vater in Italien gesammelt hatte, und erklärte die letzteren in gefälliger Weise. Clotilde, die sehr aufmerksam zuhörte, unterbrach ihn einmal, da sie wahrnahm, daß Alfreds Augen auf ihr ruhten. „Das Alles werden Sie sehen, Alfred!“ rief sie freundlich aus. Bei mehreren Bildern ergriff auch der Baron das Wort, um Einzelnes hervorzuheben und es Alfreds Aufmerksamkeit zu empfehlen. Als das Gespräch allgemeiner wurde, zeigte es sich, wie genau dieser über das Land, welches er besuchen wollte, bereits unter-

richtet war, so daß die Baronin sagte: „Sie haben die Reise schon in Ihrer Stube mit Nutzen gemacht."

„Ein Jahr ist kurz, da muß man sich um so sorgfältiger vorbereiten."

„Gewiß," äußerte der Baron; „doch auch dann ist es schwierig, mit der Zeit auszukommen. Ueberall wird man festgehalten."

„Alfred wird es anders als uns ergehen," meinte jetzt Wichard. „Uns wurde die Trennung von jedem Orte schwer, ihn wird immer der Reisedrang vorwärts treiben."

„Er wird mich verlassen, wenn ich an einem Orte glücklich bin. Daß ich ohne Aufenthalt nach Rom fahre und meine zweite Station in Neapel nehme, wirst Du billigen. Dort mag mein Plan sich weiter entwickeln."

„Weiter, über das Meer," sagte Wichard.

„Ueber das Meer?" rief Adele fast erschrocken. „Ja, ich führe auch über das Meer," setzte sie gelassen hinzu; „aber von Italien über das Meer? Da ist ja nichts mehr, als Afrika!"

Wir lachten und Wichard rief: „Das ist noch recht viel."

„Viel Land, viel Sand," entgegnete sie.

„Ich denke mir," sagte jetzt meine Mutter, „daß der Fremde in Rom mit allen Sinnen, in Neapel hauptsächlich mit den Augen genießt und hoffe deshalb, daß Alfred uns aus Rom Gedichte, aus Neapel Zeichnungen schickt."

Am anderen Morgen begannen die Vorbereitungen für den Hochzeitstag. Guirlanden und Lampions wurden auf dem Schloßhofe angebracht und der große Hausflur des Schlosses mit Bäumen und Blumen aus den Gewächshäusern geschmückt. Die Dienerschaft hatte Hülfe bekommen, Tafeldecker und Küchenpersonal waren in voller Thätigkeit.

Der Capitän zeigte uns die Wohnung, welche der Baron in der freigebigsten Weise für ihn eingerichtet hatte. „Ihrer Freundschaft zunächst verdanke ich mein glückliches Loos," sagte er meinem Vater. „Sie brachten mich unter das Dach Ihres Freundes, hier habe ich einen neuen Wirkungskreis und eine liebe Gefährtin gefunden. Nichts würde mir fehlen, wenn Sie hier lebten."

Als wir wieder in den Schloßhof traten, bemerkten wir den Cantor Zephirius, der auf uns gewartet hatte. Wir gingen zu ihm und Vater bedankte sich bei ihm für die Freundlichkeit, welche er Clotilde, die

meine Eltern nun mit nach Stade zurücknehmen wollten, erwiesen hatte. Zephirius, statt zu antworten, drückte meine Hand und sah uns verlegen an, als wisse er nicht, wie er sich ausdrücken solle. Endlich fragte er meinen Vater: „Wollen Sie Ihr Fräulein Tochter wirklich abholen? Fräulein Adele und ihre Eltern trennen sich nicht gern von Fräulein Clotilde.“

Wichard und Christian drückten ihre Zustimmung zu dieser Betheuerung aus.

„Ich aber auch nicht,“ sprach lachend mein Vater.

„Sie und die Mutter auch nicht,“ antwortete Zephirius, indem er mit einem forschenden Blick zu meines Vaters Gesicht hinauf sah. Dann fuhr er bedenklich fort: „Aber für das Kind ist das Leben hier gesunder.“

Da jetzt der Baron aus dem Schlosse trat, der mit Vater einen Spaziergang nach dem neuen Hause am See machen wollte, sagte letzterer: „Ja, das Leben hier ist gesund,“ nickte dem Cantor zu und entfernte sich. Nun wandte Zephirius sich kopfschüttelnd ab und sah so traurig aus, daß ich ihm nachlief, um ihm noch einmal die Hand zu geben.

Dann faßte Wichard mich mit den Worten unter den Arm: „Wir wollen unsere Schwestern in den Park holen. Komm' Alfred! Komm' Christian!“

„Du wolltest ja den Rappen reiten.“

„Ach thu' Du es für mich. Komm' Alfred!“

„Ich komme nach,“ rief dieser und folgte dem Cantor; ich glaubte, um in seiner Art mit dem eigenthümlichen Manne noch ein Gespräch zu führen.

„Wo ist Alfred?“ fragte Adele, als wir vor dem Schlosse im Park zusammentrafen.

„Er kommt nach, er war im Gespräch mit dem Cantor.“

„Er ist ja ebenso wenig musikalisch wie ich,“ meinte Adele und ging mit mir voran. Wichard und Clotilde folgten uns.

„Solche Freundschaft wie zwischen Ihnen Dreien ist schön,“ setzte Adele die Unterhaltung mit mir fort. Das begreife ich, seit ich in Clotilde eine Freundin gewonnen habe.“

„Da wird Clotilde Ihnen wohl fehlen?“

„Wie sehr! Ach, wenn wir zusammenblieben! — Die Eltern wollen mit mir im Winter nach Schwerin, da soll ich zum erstenmal

11*

in die große Gesellschaft. Das wird mir kein Vergnügen machen. Viel lieber bliebe ich hier, Ernst."

Ich legte diese Aeußerung mir günstig aus und wurde sehr fröhlich. Da sah Adele mich plötzlich an und fragte in ihrer bestimmten Weise: „Weshalb reist Alfred fort?"

„Nun — aus Wissensdrang."

„Sie sind ein verschwiegener Freund."

„Gewiß bin ich dies, aber von Alfred ist gar nichts zu verschweigen."

Fragend blickte sie mich an. Sie führte uns immer auf die nächsten Wege am Schloß; ich merkte wohl, damit Alfred uns gleich fände.

Nun kam Christian in der Reitallee auf dem Rappen.

„Da ist das neue Pferd Deines Bruders," rief hinter uns Clotilde. Wir blieben stehen.

„Drücke Dich doch nicht so unbestimmt aus," sagte Adele. Clotilde erröthete.

„Es paßt für Dich, Wichard," fuhr sie fort. Setze Du Dich einmal darauf."

„Die Brüder tauschten und Wichard ritt das Pferd in zierlichen Wendungen den Damen vor. Er sah vortrefflich dabei aus.

Dann sprang er ab. „Da hat Vater ein herrliches Thier für mich gekauft. Jetzt muß auch der Dritte seine Kunst zeigen." Ich that dies gern, stieg auf und producirte nach meinem Gefühl mich sehr gut. Dabei dachte ich mit einem kleinen Triumph, daß dieses Alfred nicht so gut gelungen sein würde; denn er war wohl ein sicherer, aber kein eleganter Reiter. Nun übernahm Christian das Pferd wieder und ritt lustig weg. Wir setzten unsern Spaziergang fort.

„Es ist ein Vergnügen, stattliche Männer zu Pferde zu sehen," fing Adele an. „Damen gehören nach meinem Geschmack nicht dahin. Wie denken Sie darüber?"

„Es kommt darauf an, wie sie es machen. Es kann graziös und schicklich sein und auch das Gegentheil davon."

„Ich will es lernen. — Wichard paßt gut zum Officier und Sie sind mit Ihrem Beruf zufrieden. Das habe ich in Hannover gemerkt. Alfred ist es nicht. Reist er deshalb?"

„Er hat Thatendrang. Der kleine Friedensdienst füllt ihn nicht aus."

„Weshalb ist er denn Soldat geworden?"

„Weshalb bin ich es geworden? Es hat sich so gemacht. Die Väter wünschten es.“

In diesem Augenblicke kam Alfred auf dem Seitenwege um das Schloß. Adele erblickte ihn ebenso früh wie ich, schien ihn aber nicht zu bemerken und kehrte um.

„Er ist übrigens ein ausgezeichneter Officier,“ fuhr ich fort, „und wird sich hoffentlich dereinst ganz befriedigt fühlen.“

„Ihre Studien müssen auch sehr interessant sein. Wenn Sie davon erzählten, wurden Sie zuweilen ganz eifrig. Die deutschen Befreiungskriege vor funfzig Jahren, die uns der Capitän vorgelesen und erklärt hat, haben mich enthusiasmirt. Doch, Gott sei Dank! die Kriege sind aus der Welt.“

„Sieh' Alfred!“ sprach jetzt Clotilde hinter uns. Ich sah ihm an, daß er sich zur Heiterkeit zwang.

„Hat Zephirius geplaudert?“ fragte Adele.

Die Frage überraschte Alfred. „Geplaudert?“ fragte er freundlich zurück und sah meine Schwester an.

„Ich glaubte, er hätte von unserem kleinen Hochzeitsscherz gesprochen,“ antwortete Adele, „zu dem er die Musik componirt hat.“

„Nein. Davon weiß ich nichts. Bitte, erzählen Sie.“

„Ach, Sie werden es ja sehen und hören,“ entgegnete Adele.

„Adele hat einen niedlichen Gedanken gehabt und ihn in sehr hübsche Verse gebracht,“ sprach jetzt Clotilde.

„Das hättest Du nicht verrathen sollen,“ fiel Adele ein. „Alfred ist ein sachverständiger Kritiker.“

Im munteren Gespräch gingen wir weiter. Alfred versuchte zu scherzen. Ihn quälte etwas. Doch die Anderen bemerkten es nicht.

Um die Mittagsstunde begannen die Gäste einzutreffen, welche der Baron zu der Hochzeit eingeladen hatte, die Freunde Eichborn's und andere Familien von Gutsbesitzern und Beamten, mit denen Wichard's Eltern in Verkehr standen und der Capitän befreundet war. Junge Herren waren nicht dabei, aber außer Bertha von Eichborn noch drei junge Damen. Ihnen mußten wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, womit wohl nur Christian zufrieden war. Erst beim Schlafengehen war ich mit Alfred allein.

„Was ist Dir mit Zephirius begegnet? Die Unterredung mit ihm scheint Dich verstimmt zu haben.“

Er besann sich eine Weile, bis er anfing: „Ich hatte Grund zu

der Annahme, daß seine Besorgniß für Deine Schwester nicht allein aus der bevorstehenden Trennung von ihr und ihrer Musik entspringe. Ich brachte das Gespräch auf Clotildens Gesundheit." —

Ich sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort: „In seinem kleinen Garten ging er eine Zeit lang schweigend neben mir. Dann blieb er vor einem Baume stehen, der merkwürdiger Weise noch belaubt ist. „Sein Nachbar" — er wies auf den Baum daneben und sprach, obgleich wir allein waren, leise — „ist jünger, von derselben Art und hat doch kein Blatt mehr. Wenn der Herbstwind das Laub von den Bäumen schüttelt, so trauern wir wohl um die verlorene Lust; wir konnten es aber nicht anders erwarten und wundern uns gar, daß dieser Baum noch so frisch aussieht. Zu solchen Ausnahmen kann ich mich zählen bei meinem hohen Alter. Aber wenn im Frühling ein kalter Wind die Blüthen vernichtet, haben wir da nicht Grund zur Klage? Und meine Schwester, der Name Clotilde schon erinnert mich an sie, sie hieß Mathilde, die Blume meiner jungen Jahre, ist so geknickt. O, wie schön spielte sie! Und dabei freute ich mich über ihre rothen Wangen, ihre durchsichtigen Finger und hatte nicht arg, daß der Wurm in ihr nagte, bis er sie auf's kurze Sterbelager warf. An sie, die vor bald funfzig Jahren mir genommen wurde, erinnert mich immer Fräulein Clotilde. Sie hat dieselbe Gestalt, dasselbe Wesen. Und darum bin ich so angst, so angst." —

Hier schwieg Alfred.

„Aber, theurer Freund," rief ich aus, „des Cantors trauriges Erlebniß ist doch keine Veranlassung, für meine blühende Schwester zu fürchten!"

„Es wäre es nicht, wenn nicht ein anderes hinzukäme. Nicht Euer Hausarzt, aber der alte Tiedemann hat einmal meinem Vater gesagt, Clotilde müsse sorgfältig beachtet werden, ihre Brust sei schwach." —

„Sie ist ja auch sorgfältig beachtet worden. Den alten Tiedemann in Ehren, aber Deine Furcht halte ich für unbegründet. Clotilde ist zart, im Vergleich zu Adele scheint sie es noch mehr. Auch wäre es wohl gut, daß sie der regen Geselligkeit im kleinen Stade noch entzogen bliebe. Hier im Schlosse sind die Pläne für den Winter indeß gemacht. Was räthst Du?"

„Wir können nichts Anderes thun, als Deine Eltern in vorsichtiger Weise aufmerksam machen. Das wollen wir aber nicht versäumen."

Wir haben dies auf der Rückreise gethan. Meine Eltern hatten schon beabsichtigt, Clotilde im kommenden Winter noch von den Gesellschaften fern zu halten, wenngleich den Forderungen ihres Umgangskreises schwer zu widerstehen sein würde. Dieser Schwierigkeit wurden sie, wie ich bald zu erzählen haben werde, in unerwarteter Weise enthoben.

Jene Nacht verlief fast schlaflos für mich. Die Gedanken an meine Schwester beunruhigten mich mehr, als ich zugegeben hatte. Dazu kamen die Eindrücke des Tages, meine heftiger werdende Neigung zu Adele und in Bezug auf den guten, sorgenden Alfred der Kampf der Freundschaft mit der Eifersucht. Ich konnte ihm nicht mehr wie früher Alles sagen und so war es auch mit Wichard. Was uns Freunde am innigsten erfüllte, verschwiegen wir uns nun. Adele liebte Alfred, ich konnte es nicht länger bezweifeln. Und dann wieder Clotilde. Sie liebte nicht den treuen Alfred, sie liebte Wichard, der sich um sie mehr, als er sollte, bemühte. Der arme Alfred, die arme Clotilde! Und ich. Und Adele! — Nach welchem Glück verlangten wir alle und was stand uns bevor?

Am anderen Morgen suchte ich vor der ersten Zusammenkunft der Schloßbewohner Zephirius auf. Er dauerte mich und ich wollte, so viel ich könnte, vor diesem Freudentage die Sorge um Clotilde von ihm nehmen. Er war schon in der Schule, nicht um Unterricht zu ertheilen, denn dieser war für heute ausgesetzt, sondern um für die von ihm eingeübten Aufführungen noch eine Generalprobe zu halten. Deshalb ließ er mich in das Schulzimmer nicht eintreten und empfing mich auf der Diele. Ich sagte ihm alles Freundliche. „Ja, ja," sprach er, „es wird so gut sein. Ich sollte hier zufrieden sein, die Menschen sind gut und unter den jungen finde ich immer einige Singvögel; aber — habe ich nicht Recht gehabt, als ich Ihnen vor Jahren sagte, aus Ihnen könnte etwas werden? Nun, Sie haben wohl nicht Zeit gehabt, Ihre Anlagen zu entwickeln. Sie und Ihre Schwester sind von derselben Art. Aus Ihrer Schwester ist etwas geworden. Wenn sie die Orgel spielt und ich höre auf dem schönsten Platze der Kirche zu, dann ist es, als ob die Engel im Himmel musiciren. Nun ja, es wird so gut sein. Wenn Sie können, lassen Sie Fräulein Clotilde wieder kommen."

In der Kirche war kein Platz unbenutzt, auch draußen standen noch Viele, als wir zum feierlichen Zuge uns ordneten und unter den

Klängen der Orgel dem Brautpaar nach dem blumengeschmückten Altar folgten. Zephirius' Kirchenchor sang, dann sang die Gemeinde und darauf hielt der Pastor die Traurede, welche den Umständen würdig angepaßt und nicht zu lang war. Ein anderer Chorgesang beendete die kirchliche Feier und Orgelspiel begleitete das getraute Paar beim Austritt aus der Kirche.

Das Hochzeitsmahl im Schlosse verlief auf die freundlichste Weise. Während desselben ertönte ein Männergesang, welchen die Bauersöhne unter des Cantors Leitung zur Huldigung des neuen Paares draußen anstimmten. Nach aufgehobener Tafel wurden der Capitän und Frau Charlotte von dem Baron und der Baronin in die Halle zu einem vorbereiteten Platze geführt. Und nun stellte sich der Kirchspielvogt an die Spitze einer aus den Ortschaften der Umgegend entsandten Deputation, welche eine Vase überreichte, auf deren Vorderseite das Bild der Düppeler Höhen mit Angabe des Tages, an welchem der Capitän dort seine schwere Verwundung erlitt, auf der Rückseite die Widmung mit dem heutigen Datum sich befand. Hierauf kam der Oberinspector mit den Beamten des Barons, die eine gleiche Vase mit dem Bilde des Schlosses und dem Tage, an dem vor vierzehn Jahren der Gefeierte hier eingetroffen war, darbrachten.

Als auch hierfür der herzlichste Dank ausgesprochen war, begann Zephirius auf dem Flügel einen feierlich heiteren Marsch, unter dessen Klängen junge Bäuerinnen in die Halle schritten und sich vor dem Capitän und Frau Charlotte aufstellten. Sie begleiteten ihre Gabe mit Declamationen und Gesang.

Die Erste sprach:

Wir spannen und webten für's eigene Haus,
Dem Liebsten zur freundlichen Gabe.
Noch ist er nicht kommen, noch blieb er mir aus,
Der böse, der herzige Knabe.

Der Chor sang:

Doch unsere Freundin, sie freiet den Freund.
Vom Linnen, vom Drell, was am weißesten scheint,
Das wollen dem Paare wir reichen.

Die Zweite sprach:

Ach! Was in der Lade das Beste auch sei,
Es würde für sie kaum sich schicken.
Drum spinnen wir feiner und weben auf's neu,
Dem Paare die Tafel zu schmücken.

Der Chor sang:

Mit fleißigen Händen, mit dankbarem Sinn
Vollbrachten das Werk wir. Nun nehmet es hin,
Von unserer Liebe ein Zeichen.

Die beiden hübschen Sprecherinnen und nicht minder der Chor hatten ihre Sache gut gemacht, die Musik des letzteren war sehr melodisch und klang wie ein frischer Dorfgesang anmuthend. Die Aufführenden empfingen Dank und Lob, und Zephirius, dessen Mühe und Kunst das Fest auf das Angenehmste verschönt hatten, von allen Seiten Anerkennung.

Nun begann in der Halle ein lustiges Leben. An guter Bewirthung fehlte es nicht, und nicht an Musik zum Tanze.

Adele kam zu Alfred und mir. Ich lobte ihr Gedicht, sie blickte mich freundlich, dann Alfred fragend an. Dieser sagte: „Es ist gut gelungen. Sie haben die Verse den ausführenden Kräften richtig angepaßt, sie leicht und kurz gestaltet. Und der Wechsel von Sprache und Gesang schickt sich zu dem Inhalt."

Nun strahlte ihr Gesicht von Genugthuung.

Da tanzte Wichard schon mit der ersten Sprecherin dahin, Christian mit der zweiten folgte.

„Tanzen Sie auch mit den Bauermädchen," bat Adele. „Nachher tanzen wir zusammen."

So verlief die Hochzeit auf dem Gute. Noch einen Tag blieben wir dort. Wir hätten uns ganz dem Frühsinn hingeben sollen; aber den beiden Freundinnen und uns drei Freunden wurde das Herz immer schwerer.

13.

Die Ernennung eines neuen Ministeriums ließ lange auf sich warten und erfolgte erst im December dieses Jahres 1862. Unter den neuen Ministern waren drei allgemein geachtete Männer: von Hammerstein für das Innere, Erxleben für die Finanzen und Lichtenberg für den Cultus. Daß Windthorst als Justizminister wieder zu officiellem Einfluß gelangte, rief Besorgnisse hervor; denn die Katholiken hatten viel neuen Boden im Lande gewonnen. Und daß der Minister des Auswärtigen, Graf Platen, in dem neuen Ministerium verblieb, schien denjenigen, welche die deutsche Frage nicht mit der Gleichgültigkeit der großen Menge betrachteten, bedenklich. Letztere

wünschte indeß vor Allem Besserung der inneren Verhältnisse und in dieser Beziehung versprachen die drei ersten Namen Gutes.

Der Kriegsminister war dem Publikum am gleichgültigsten. Hannover hielt seine Armee für Bundeszwecke; der Bund mochte dafür sorgen, daß sie gut sei. Daß sie jemals für Hannover allein gebraucht werden könnte, war undenkbar. Waren die Ausgaben für das Militär so gering wie möglich, so waren die hannoverschen Politiker in diesem Punkte befriedigt.

Der Kriegsminister von Brandis hatte sich in allen Ministerien des Königs Georg zu conserviren gewußt. Er hatte schon in der Legion gedient und das Greisenalter erreicht, sein Körper war jedoch rüstig. Er hatte sich stets als eifriger Royalist dargestellt und hierdurch die Gunst des Königs gewonnen. Er spielte gern Karten und nahm an den eigentlichen Lebensinteressen der Armee nicht Theil. Das Commando und die Verwaltung waren getrennt und von jenem hielt der Kriegsminister sich zurück. Eine den Ansichten des Königs nicht genehme Meinung hat er schwerlich jemals ausgesprochen. Auch hat der König seinen Rath wohl selten ernsthaft gefordert.

Die Commando-Angelegenheiten der Armee lagen fast ausschließlich in der Hand des General-Adjutanten von Tschirschnitz, eines fleißigen Militär-Bureaukraten ohne hervorragende soldatische Begabung. Er hatte den unmittelbaren Vortrag bei Seiner Majestät und hierdurch das Wohl und Wehe der Officiere zum großen Theil in seiner Gewalt, was ihm Schmeichler, aber auch Feinde schuf. Da der König das Commando allerhöchstselbst führen und bis in die Kleinigkeiten hinab sich informiren und entscheiden wollte, so war der Dienst des General-Adjutanten schwer und zeitraubend; letzteres besonders deshalb, weil bei dem Bestreben des Königs, die anderen Regierungssachen mit derselben Ausführlichkeit zu betreiben, das Warten im Vorzimmer viel Zeit kostete. Georg V. ließ oft seine Taschenuhr repetiren oder fühlte auf ihrem Zifferblatte nach der Stunde; dennoch riß ihn sein Geschäftseifer gewöhnlich weit über das bestimmte Zeitmaß hinaus.

Er wollte, daß seine Armee alte Eigenthümlichkeiten bewahre und freute sich, wenn letztere gerühmt wurden. Ein Anschluß an die anderen Bundes-Contingente wurde deshalb nicht eifrig erstrebt; im Gegentheil trachtete man, in der Armee einen specifisch hannoverschen Geist zu verbreiten.

Das neue Ministerium hatte eine hohe Beamtenstelle zu besetzen,

die besonders wichtig war, weil in ihrem Geschäftsbereiche die Maßregeln des Grafen Borries zunächst und am meisten einer Aenderung bedurften. Diese Stelle, die man mit einer großen Selbstständigkeit ausstatten wollte, wurde meinem Vater angeboten. Sein Pflichtgefühl ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er sie annehmen müsse. Die Wahl wurde von dem König gebilligt und die Ernennung erfolgte. Wenige Tage später war mein Vater in Hannover. Es war ihm schwer geworden, sein Amt, seine Freunde, sein Haus in Stade, wo er fast dreißig Jahr gewirkt hatte, zu verlassen. Das neue Amt trat er mit der Hoffnung an, dem Lande gute Dienste zu leisten. Daß der König ihn äußerst gnädig aufgenommen hatte, erhöhte sein Vertrauen.

Meine Mutter beschleunigte die Uebersiedelung und schon gegen Weihnachten war die Familie auf einem vorläufigen Fuße in Hannover eingerichtet.

Um diese Zeit besuchte Wichard, dessen Eltern mit Adele ihren Winteraufenthalt erst nach Neujahr in Schwerin nehmen wollten, mich auf seiner Weihnachtsreise nach Holstein. Am Abend waren wir bei meinen Eltern. Ueber sein und Clotilden's Gesicht glitt, als sie sich wiedersahen, von dem Glück, welches sie empfanden, verstohlen ein Glanz. Auf der Rückreise wollte er einige Tage bei mir verweilen.

Zu Clotilden's Geburtstag erhielt ich einen Brief von Alfred. Er schickte zum Geschenk für sie mehrere Skizzen aus Rom. Meine Schwester empfing sie mit dem Ausruf: „der gute Alfred!“ Meiner Mutter ließ er sagen, das Herz sei ihm zu voll, um Gedichte zu machen. Er könne nichts thun, als mit den Augen aufnehmen. „Diese Stadt und der italienische Himmel über die Erwartung herrlich! Diese römische Welt, wie groß, wie groß! Ich muß mich hüten, hier nicht festzuwurzeln. Hier ist nur Genuß — und doch nicht Alles. Ich will mir so viel aneignen, als meine Seele tragen kann. Erst dann weiter.“ Am Schluß schrieb er: „Und doch denke ich oft an Hannover und ärgere mich, daß die Italiener von uns nichts wissen. Es bedarf einer weitläufigen Erklärung und dann halten sie uns für Preußen. — An Euch denke ich immer. Wie ist es mit Clotilde? Schreibe mir Alles.“

Wichard kam früher und blieb länger, als ich erwartet hatte. Dies wäre eine große Freude für mich gewesen, wenn ich nicht für Clotildens Herz, für beider Freunde Glück gefürchtet hätte. Sie und Wichard

verbargen ihre Neigung, welche meine Mutter — Vater war seiner Geschäfte wegen selten lange bei uns — nicht zu bemerken schien. Wichard, der nur Leinau's und andere alte Regimentskameraden aufsuchte, war Abends fast immer an meiner Mutter Theetisch.

Auch dies ging vorüber.

Nach Neujahr kam die ganze Familie vom Kehdinger Gute nach Hannover. Onkel Georg führte seine Söhne den Commandeuren zu, in deren Regimenter sie eintreten sollten, Jobst in die Garde-du-corps und Günther in das Garderegiment. Bärte hatten sie schon und ihre Figuren paßten in eine große Truppe, besonders Jobst's gewaltiger Körper in den Küraß. Tante Anna übergab ihre Tochter Marie der Fürsorge Tante Balbina's.

Zu letzterer ging ich möglichst wenig, Abends gar nicht mehr. Meine Eltern nahmen sich Marie's und ihrer Brüder auf das Freundlichste an, vermieden aber einen intimen Verkehr mit Tante Balbina. Doch hörten wir, wie die Scenerie sich um diese verändert hatte. Für Felicia interessirte sie sich nicht mehr. Bei Seiner Majestät hatte sie während der letzten Saison in Norderney kein Glück gehabt. Der Consistorialrath machte ihr nur seltene Höflichkeitsbesuche. Herr Müller war nach Wien gereist; die bösen Zungen sagten, um sich dort adeln zu lassen. Tante Balbina suchte von Neuem die Gunst der Königin. Mit der Melanie war sie liirter als je, Herr Melet kam oft zu ihr, auch Timon besuchte sie jetzt.

Die Hoffnung, daß sich um Ihre Majestät ein edlerer Kreis sammle, war gering. Frau Elisabeth, welche für meine Mutter der liebste Umgang in Hannover wurde, war als Vorstandsdame des Henriettenstifts zuweilen bei der Königin, welche, wie man zu wissen glaubte, mehr als früher nach Menschen verlangte, denen sie ihr Vertrauen schenken könnte. Und letzteres würde ohne die entgegen wirkenden Einflüsse Frau Elisabeth's gerades, klares und doch vorsichtiges und sanftes Wesen gewonnen haben. Sie selbst sprach von der Königin immer mit Wärme, von ihren Besuchen in Herrenhausen überhaupt aber nicht gern. Deshalb erfuhr ich, da Wichard mir fehlte, vom Hofe sehr wenig.

Da sah ich eines Nachmittags, als ich aus meiner Eltern Hause trat, den Pastor Friedemann. Er hatte mich in meiner Wohnung aufgesucht, ich führte ihn gleich zu meiner Mutter. Am Morgen hatte er den Schutzbrief des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg in

Herrenhausen überreicht und war auf den Abend zu den Majestäten befohlen. Anderen Tages, als er bei uns aß, war er sonderbar niedergedrückt. Erst Vaters anregende Unterhaltung und nach Tisch Clotildens Musik brachte ihn wieder in die mittheilende, gemüthliche Stimmung, die ich in seinem Dorfe bei ihm kennen gelernt hatte. Auch er setzte sich an das Clavier und spielte sehr schön. Dann blieb er, ein angenehmer Gesellschafter, den ganzen Abend bei uns und erst hierauf schüttete er mir sein Herz aus. Er hatte am Abend vorher bei den Majestäten nur Schauspieler getroffen, zwar die ersten Künstler und Künstlerinnen der Oper und des Schauspiels; aber immerhin, wie er meinte, für ihn eine überraschende Gesellschaft.

Wie meine späteren Erkundigungen ergaben, hatte die Schauspielerin Mira, die nicht mehr jung und wohl niemals schön gewesen, aber für ihr Fach höchst begabt war, diese Gesellschaften eingeführt.

Graf Eberhard war nach Hannover gekommen, hatte sich bei Hofe gemeldet und die üblichen Visiten abgestattet. „Man ist hier zugeknöpfter", sagte er mir. „Ich werde als Preuße kühl aufgenommen, der Unterschied gegen früher ist unverkennbar. Am unbefangensten ist man in Ihrem Officiercorps." Er war bereits in einigen Messen Gast gewesen, ich lud ihn in meine Messe ein. Meine Regimentskameraden zeigten ihm nicht nur die größte Höflichkeit, sondern auch lebhaftes Interesse an der preußischen Armee. Er setzte bereitwillig die Reform derselben und ihre Nothwendigkeit auseinander. Mit großer Offenheit sprach er von den früheren Schäden und man fand es berechtigt, daß er die erreichten Verbesserungen mit Genugthuung hervorhob. Die warme Empfindung für sein Vaterland wirkte angenehm, und wenn auch der eine oder der andere der Zuhörer trotzdem gegen den Preußen etwas zurückhaltend blieb, auf die Mehrzahl machte er einen guten Eindruck. Ihm gefiel es bei uns, eine Stunde nach der anderen verlief im anregenden Gespräch. Wir wollten das Theater besuchen, um Devrient und die Bärndorf zu sehen, kamen aber erst hin, als der letzte Act begann. Nach dem Theater gingen wir in die nahe gelegene Georgs-Halle. Dort setzten wir uns in eines der kleinen Cabinette, in welchen man ungestört plaudern kann. Nach einiger Zeit war das Gespräch wieder bei militärischen Dingen.

„Das war doch eine todtgeborene Idee, die von der deutschen Mittelarmee", rief Graf Eberhard aus.

„Was war das? Ich weiß Nichts."

„Hier ist die Sache sehr geheim gehalten. In der gestrigen Abendgesellschaft glaubte ich wahrzunehmen, daß nicht einmal Ihr Kriegsminister etwas davon weiß. Mir ist sie in Berlin rückhaltlos erzählt worden und ich kann mit Ihnen unbedenklich davon sprechen. Seine Majestät Ihr König hat die Idee gehabt, die Armeecorps, welche von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten gestellt werden, unter einen gemeinsamen Oberbefehl zu vereinigen."

„Sehr gut!" warf ich ein.

„Ja, aber Preußen sollte den Oberbefehl nicht haben und auch Oesterreich nicht, um Preußen nicht zu kränken."

„Wer sollte ihn haben?"

„Da fragen Sie mehr, als ich beantworten kann."

„Die Idee einer deutschen Mittelarmee hat viel für sich. — Wie haben Sie Kenntniß davon bekommen?"

„Was nützten unsere Gesandtschaften an den deutschen Höfen, wenn sie in mehr als Jahresfrist dergleichen nicht erführen? Ihr allergnädigster Herr hat die süddeutschen Königreiche nicht richtig beurtheilt, sie haben abgelehnt. Sie fühlen sich in der österreichischen Nachbarschaft behaglich und sicher genug. Der Plan ist also schon mit seinem politischen Theil gefallen."

„Hatte er noch einen anderen?"

„Einen, nehmen Sie es mir nicht übel, ebenso verfehlten militärischen. Die Mittelarmee sollte in stehenden Lagern ausgebildet werden. Nach der Ueberzeugung, welche man in Preußen hat und nach den Resultaten dieses Systems in Frankreich wäre dies keine glückliche Maßregel gewesen. Die Truppen aller deutschen Contingente sind recht brauchbar, es fehlt nur an dem Zusammenhang und der Führung. Führer großer Massen werden aber nicht ausgebildet, wenn man, wie bei den stehenden Lagern, immer auf demselben Boden manövrirt."

Dies Gespräch war peinlich für mich. Es interessirte mich auf's Höchste, aber mein hannoverscher Standpunkt war schwer zu behaupten. „Der Plan lehrt", äußerte ich, „daß der König die Nothwendigkeit erkennt, die Bundeskriegsverfassung auszubilden und dafür Opfer zu bringen."

„Das Erste gebe ich zu", erwiderte er. „Den Umfang der Opfer hätten wir erst kennen gelernt, wenn der Plan zur Ausführung gelangt

wäre. Oder glauben Sie, daß Ihr Monarch von seiner Souveränetät etwas abzutreten geneigt ist?"

„Gewiß wird er die Unabhängigkeit seines Königreichs erhalten wollen. Und das Land selbst, welches sich in seiner Art blühend und selbstbewußt entwickelt hat, will auch fernerhin ein kräftiges, aber selbständiges Glied in dem Verbande der Nation bleiben."

„Da haben wir es!" warf er mir vor. „Wenn Alle so dächten, wenn auch der kleinste deutsche Souverän von seiner sogenannten Selbständigkeit Nichts abgeben, sondern Kriegsherr über sein Bataillon bleiben wollte, was könnte dann werden? Sie werden stehen bleiben, bis es zu spät ist. Preußen will den Fortschritt, so lange es Zeit ist. Preußen fordert, was für die Nation, für seine eigene eingeengte Existenz erforderlich ist: die Vereinigung der deutschen Staaten unter seiner diplomatischen und militärischen Führung."

„Sie sprechen ja wie unsere Fortschrittsleute, wie der Nationalverein! Sind Sie in Berlin so demokratisch?" sagte ich jetzt, um dem Gespräch eine scherzende Richtung zu geben.

„Wir in Berlin demokratisch?" Er lachte, indem er nach seiner Mütze griff. „Ist unsere Conflicts-Regierung demokratisch, ist unser neuer Ministerpräsident, Herr von Bismarck, demokratisch? Lassen Sie uns aufbrechen, es ist Mitternacht. Ich bin nach Ihrem vortrefflichen Wein etwas lebhaft geworden. Einen scharfsichtigen Mann hat Ihr König jetzt in seinem Lande und den haßt er, den Herrn von Bennigsen!"

Die Gesellschaft des preußischen Kameraden, der mich vor seiner Abreise noch mehrere Male besuchte, regte mich auf. Der lebhafte, seiner Sache sichere Mann zeigte mir ohne Absicht, wie anders der große Staat seine Söhne fesselt. Und seine politischen Abschweifungeu, denen ich nicht zustimmen konnte, so wenig ich sie zu wiederlegen vermochte, brachten mich in Unruhe. Daß seine Darstellung der deutschen Verhältnisse der Ansicht einsichtsvoller und einflußreicher Männer in Berlin entsprach, war nicht zu bezweifeln; denn er lebte in ihrem Kreise. Der preußische Oberbefehl, die preußische Spitze! Darum handelte es sich.

Das war es ja, was auch der Nationalverein forderte, dessen Anhänger bei uns für Feinde des Königs galten. Aurelius zeigte mir eine kleine anonyme Druckschrift, die unter dem Titel des hannoverschen Wappenspruchs „Nec aspera terrent" kürzlich zu Wahl-

zwecken in Hannover herausgegeben war. Darin wurden die Anhänger jener Idee auf das Schärfste verurtheilt. Wer für eine preußische Centralgewalt sei, könne nicht Freund unseres Königs und seiner Räthe sein, wurde darin behauptet.

Aurelius, dieser uneigennützige, kluge Mann, der an Hannover mit treuem Herzen hing, konnte kein Freund unseres Königthums sein, für dessen Erhaltung er den engen, den schützenden Anschluß an Preußen wünschte? Er, der leidenschaftslose, hochgeachtete Politiker, der die Ernennung der neuen Minister freudig begrüßt hatte, konnte kein Freund dieser Räthe der Krone sein?

Die Broschüre, welche unzweifelhaft in dem Sinne Georg's V. geschrieben war, rief wieder die leidige Frage hervor: Wer regiert bei uns, der blinde König mit Hilfe des Ministeriums oder mit Hilfe einiger dunkeler Gestalten? Man wußte nicht, wollen auch die neuen Minister sich so schroff stellen oder hat gegen ihren Willen das Preßbureau mit so unversöhnlichen Worten das Tuch zwischen den Parteien zerschnitten?

Mein Vater arbeitete viel. Ich sah ihn wenig und dann sprachen wir nicht über Politik. Abends eine Stunde; dann suchten Mutter und ich durch lustiges Gespräch, Clotilde durch ihr Spiel ihn zu erheitern. Er bedurfte der Zerstreuung. In Stade gab er sich nach erfülltem Beruf seiner Muße hin, hier wollten die Gedanken an seine Geschäfte nicht von ihm weichen.

Meine Mutter lebte mit Clotilde sehr häuslich. Die unübertrefflichen Concerte im Concertsaale des Hoftheaters unter Joachim's Direction, sowie des letzteren Quartett-Soireen besuchten sie regelmäßig; dann und wann auch die Opern, welche mit dem Sänger Niemann und anderen ausgezeichneten Kräften in vollendeter Weise zur Aufführung gelangten. Zuweilen und gewöhnlich zu ganz unpassender Zeit, doch immer gern gesehen, kam Otto Heinrich Lange, um mit Clotilde zu spielen oder auch nur, um sich auszusprechen. Sein herrlicher Schloßkirchenchor, den er gebildet hatte, bereitete ihm große Sorge. Durch irgend welchen Umstand hatte ein Göttinger Musikdirector die königliche Gunst erworben. Der König hielt dafür, daß dieser Mann werth sei, über Otto Heinrich Lange zu stehen und ernannte ihn zum Capellmeister und Dirigenten des Schloßkirchenchors, dessen Gesanglehrer Otto Heinrich Lange bleiben mochte, wenn er wollte.

Und er hatte gewollt, um sein Kind weiter zu pflegen, nun aber mehr Kummer als Freude davon.

Vom königlichen Hofe sahen wir nicht viel. Die Majestäten lebten mehr wie sonst in kleinen Cirkeln. Der Königin sagten große Lustbarkeiten nicht mehr zu, und Repräsentationsfeste, für welche sie niemals Neigung hatte, brauchten nicht stattzufinden, weil fremde fürstliche Personen, selbst nahe verwandter Höfe, nicht nach Hannover kamen. Um über die Grenzen der eigentlichen Hoffähigkeit hinaus eine königliche Gastfreiheit zu üben, ließen die Majestäten in dem Concertsaale und den anstoßenden Räumen des Hoftheaters einige Bälle geben, die sehr glänzend waren und auf denen lustig getanzt wurde. Das Publicum nannte sie „Mamsellenbälle“. Meine Mutter und Clotilde nahmen daran nicht Theil. Sie hatten sich nicht vorstellen lassen.

Auf einem dieser Bälle stand ich in der Nähe meines Vaters, der mit anderen hohen Beamten sich unterhielt, als der König sich dieser Gruppe näherte. Der Flügeladjutant winkte einen nach dem anderen der Herren zum Gespräch mit Seiner Majestät heran und nannte zuletzt leise den Namen meines Vaters. Da machte der König eine schnelle Wendung und ließ sich wegführen. Der Vorfall war, wie mir nicht entgehen konnte, auch Anderen aufgefallen. Mein Vater war empfindlich berührt. Er sagte kein Wort, ging anscheinend gleichgiltig in einen anderen Saal, verließ aber bald das Fest.

Am folgenden Morgen ging ich früh zu ihm. „Du kommst,“ so redete er mich sehr ruhig und herzlich an, „um Dich zu erkundigen, wie die Ungnade Seiner Majestät mir bekommen ist. Schlecht! Nicht um meiner Person, sondern um meiner Sache willen. Als man mich hierher berief, gab man mir die Versicherung, daß ich unter dem Minister selbständig sein solle. Schon mehrere Male sind auf Umwegen, aber im Allerhöchsten Auftrage, Wünsche an mich gelangt, deren Erfüllung gegen meine Pflicht gewesen wäre. Daß ich sie verweigerte, ist übel vermerkt worden, wie Du gestern Abend gesehen hast. Und diesmal wird es nicht vorübergehen, wie das erste Mal, gleich nach dem Regierungsantritt des Königs, wo ich Aehnliches erlebte.“

So kam Eines zum Anderen, um mich nachdenklich zu machen. Die unbefangene Jugendzeit war dahin. Die Sorgen des reiferen Alters traten ein, die Sorge um das Vaterland, die Sorge um die Meinigen und die Freunde. Denn ich glaubte immer mehr zu erkennen, daß meine sanfte, stille Clotilde Wichard und nicht Alfred liebe. Und

ich — ich mußte immer an Adele denken. — Sie schrieb aus Schwerin oft und eigentlich nicht froh an Clotilde, obgleich sie dort, wie wir von anderen Seiten hörten, sehr gefeiert und umworben war. Jetzt waren ihre Eltern mit ihr nach dem Gute zurückgekehrt.

Um diese Zeit wurden in den Straßen Hannovers Extrablätter der Zeitungen ausgerufen. Wer eines gelesen hatte, war überrascht. Die Neugierde wuchs. Man sah viele erstaunte Gesichter. Der König von Dänemark hatte am 30. März das Herzogthum Schleswig den dänischen Provinzen incorporirt. Die Dänen meinten, das Band, welches Schleswig und Holstein zusammenhielt, sei jetzt morsch genug geworden, um es ganz zu zerreißen. Sie wollten fernerhin keinen staatlichen Unterschied mehr zwischen Schleswig und dem übrigen Dänemark machen, Schleswigs Sonderrecht sollte ausgelöscht sein.

Das war ein Schlag in's Angesicht Deutschlands, so unerhört, wie er nur gegen eine schwache Nation gewagt werden, eine so übermüthige Handlung, wie nur von den Eiderdänen einem Friedrich VII. zugemuthet werden konnte. Das entrüstete deutsche Volk gerieth in Aufregung und verlangte Genugthuung. Der deutsche Bund mußte jetzt einen Beweis seiner Lebensfähigkeit geben oder untergehen.

Der Baron hatte eine Reise angetreten, um nach seinen Kräften für Schleswig-Holsteins Recht zu wirken. Er kam auch nach Hannover, wohin er Wichard beschieden hatte. Die Abende brachten beide bei meinen Eltern zu. Der Baron hatte die bayrische und die sächsische Regierung bereit gefunden, das Unrecht an den Herzogthümern gut zu machen, dagegen den Weg, welchen Preußen einschlagen werde, nicht erkennen können. Die Anschauungen in den regierenden Kreisen Berlins gingen noch weit aus einander. Die Männer der Kreuzzeitungs-Partei waren einer Unterstützung Schleswig-Holsteins abgeneigt, weil die Liberalen sie forderten. Die klarer sehenden Conservativen suchten nach Mitteln, den Herzogthümern zu helfen, ohne Preußen zu exponiren. Wie der Ministerpräsident von Bismarck dachte, hatte der Baron nicht erfahren können. Von Hannover erwartete letzterer Nichts, von unserem Minister des Auswärtigen sagte er nur: „Platen ist verdrießlich, daß er mit dieser Sache abermals behelligt wird. Er fürchtet, daß er nicht länger dänische Politik treiben könne."

Als an einem dieser Abende über die hannoverschen Zustände gesprochen war, rieth der Baron meinem Vater, den Abschied zu nehmen. „Du paßt nicht hierher," sprach er, „Dein Gewissen ist zu empfindlich,

Du wirst Dich aufreiben. Ultra posse nemo obligatur. Geh' ab und zieh' in mein neues Haus. Das wird Dein Leben verlängern und auch meines; denn treuen Freundes Nähe kräftigt, zumal in der Einsamkeit."

„Soll ich das sinkende Schiff verlassen?" rief mein Vater fast vorwurfsvoll aus, ohne doch den Vorschlag ganz zurückzuweisen, der seine und meiner Mutter Gedanken so sehr beschäftigte, daß sie nicht bemerkten, wie freudig überrascht Clotilde und Wichard aussahen. Und auch mir klangen die Worte des Barons tief in das Herz hinein, beglückend und beklemmend. Ich würde mehr in Adelens Nähe sein; aber wie möchte das Schicksal meiner Schwester sich gestalten, welche Schmerzen waren uns Allen aufbewahrt?

Von unseren Erlebnissen setzte ich Alfred in Kenntniß, nach Neapel schickte ich ihm eine Sammlung von Zeitungsausschnitten über die schleswig-holsteinsche Sache.

Augenblicklich lag Nichts vor, was meinen pflichttreuen Vater zu dem wichtigen Schritte, seinen Abschied zu erbitten, genöthigt hätte. Der Baron und Wichard reisten ab, und bei uns schien mit der äußeren Stille auch größere Ruhe in die Gemüther zurückzukehren. Im Glanze der Frühlingssonne vergaß man leichter die Wolken, obgleich sie nicht verschwunden waren.

Nach Königsgeburtstag reiste ich zur Landesvermessung ab, diesmal nach einem Landstädtchen, welches von der Eisenbahn entfernt an einer Chaussee lag, auf welcher täglich eine Post west- und eine ostwärts fuhr. Bei dem Posthalter, der in Ermangelung eines Postmeisters mit dessen Titel angeredet wurde, logirte ich mich ein. Sein Haus war eines der wenigen, die über dem Erdgeschoß noch eine Etage hatten. In dieser bekam ich meine Wohnung. Unter mir war die Gaststube, welche den Honoratioren des Ortes als Clublocal diente. Sie war so geräumig, daß außer einem alten Billard noch mehrere Tische Platz hatten. Auf dem einen lagen die „Hannoversche Zeitung", die „Zeitung für Norddeutschland" und der „Hannoversche Courier". Hier versammelten sich Abends die Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen begab, so daß ich mehr Unterhaltung als im vorigen Jahre hatte und mit meinem Aufenthalt ganz zufrieden war.

Nicht so mein guter Heinrich Lang, der Minna Kort nicht vergessen konnte, stiller und noch häuslicher als früher geworden war, und jetzt die Tage bis zu seiner Entlassung aus dem Dienste zählte.

Dann wollte er nach Diepholz, um seinem alten Vater im Handwerk beizustehen und vielleicht, so mochte er denken, einen eigenen Hausstand zu gründen.

Im Club war die Unterhaltung gewöhnlich lebhaft und wenn politisirt wurde, platzten die Parteien auf einander und Einer schonte den Andern nicht, mit Ausnahme des Arztes Holle, der wie ein Weltweiser über den Streitenden stand.

Die einzige politische Angelegenheit, über welche alle Clubmitglieder einig waren, betraf Schleswig. So viel hatte Jeder von der verwickelten schleswig-holsteinischen Frage im Gedächtniß behalten, daß die Herzogthümer nicht getrennt werden dürften, und es galt für unbestreitbar, daß die letzte dänische Herausforderung bestraft werden müsse. Man erwartete, ohne viel darüber zu reden, daß Etwas geschehe.

Dagegen ließ ein ganz neues Ereigniß die Verschiedenheit der politischen Standpunkte um so deutlicher erkennen. Eines Abends hörte ich die Unterhaltung im Clubzimmer so ungewöhnlich laut, daß ich eine große Begebenheit vermuthete. Ich begab mich deshalb hinunter. Die Herren standen in lebhafter Unterhaltung, der Advocat Kunze gesticulirte mit einer Zeitung. Neben ihm standen der Doctor Bellermann und der Advocat Schuch, die ihr Billardspiel unterbrochen hatten, mit den Queues in der Hand. Der Bürgermeister, Senator und Postmeister bildeten eine andere Gruppe. Nur der alte Doctor Holle und der Förster saßen, ruhig weiter rauchend, auf ihren gewöhnlichen Plätzen.

„Hier ist das Neuste, Herr Lieutenant,“ sagte, als ich eintrat, der Postmeister, indem er die Zeitung aus der Hand des Advocaten Kunze nahm und mir reichte. „Ein neues deutsches Reich!“

„Dies deutsche Reich — daß Gott erbarm'! —
Sollte heißen deutsches Arm',“

rief der Advocat Schuch und schwang sein Queue.

Als ich sie verwundert anblickte, trat der Bürgermeister mit freudestrahlendem Gesicht zu mir und sprach: „Im Ernst, der Kaiser von Oesterreich will den deutschen Bund reformiren.“

„Und dann hat es mit den preußischen Kniffen ein für allemal ein Ende,“ setzte der Senator hinzu.

„Nehmen Sie hier Platz, Herr Lieutenant! Lesen Sie ruhig,“ rieth der alte Doctor Holle.

Ich las nun, daß der Kaiser von Oesterreich die deutschen Souveräne zu einem Fürstentage nach Frankfurt a. M. eingeladen hatte, wo er denselben Vorschläge zu zeitgemäßen Aenderungen der Bundesverfassung machen wollte.

„Das ist ja etwas ganz Neues! Oder hat schon früher etwas in der Zeitung gestanden?“ fragte ich.

„Kein Wort!“ erwiderte der Senator. „Die deutschen Souveräne werden es unter sich abgemacht haben. In Frankfurt ist nur der feierliche Schlußact. Herrlich, herrlich!“

„Der großdeutsche Verein wird es gemacht haben,“ meinte der Postmeister. „Ich habe es immer gesagt, der kam zur rechten Zeit.“

Der Advocat Kunze schlug ihn auf die Schulter: „Dann haben Sie auch ein Verdienst. Den Nationalverein hat die königliche Post nicht protegirt.“

„Das wäre auch!“ rief der Senator. Man lachte. Die politische Gegnerschaft hatte hier der Freundschaft noch nicht geschadet.

Jetzt legte der Bürgermeister seine Arme auf der Brust zusammen, setzte die Füße auseinander, wiegte sich vor- und rückwärts und sprach mit wichtigem Ton: „Angenehm ist es, daß die preußische Spitze aus den Zeitungen kommt. Sie hat uns lange genug, den Einen so, den Andern so, beunruhigt. Oesterreich ist immer die deutsche Vormacht gewesen, der Kaiser hat seine Aufgabe begriffen. Lassen wir den Hader! Unter der neuen Reichsfahne werden wir Alle im Frieden leben.“

„Man trägt das Wild nicht nach Hause, ehe man es geschossen hat,“ sagte hierauf der Förster und der alte Doctor Holle nickte zustimmend.

Ich war für den folgenden Tag von einem adeligen Gutsbesitzer, dessen Gut in meinem Aufnahmeterrain lag und der kürzlich von Reisen zurückgekehrt war, zum Mittagessen eingeladen. Ich fand dort außer der Gutsherrschaft und mehreren Damen einen Regierungsrath von der Landdrostei und den Amtmann des königlichen Amtes, in welchem das Gut lag. Auch hier bildete der Fürstentag in Frankfurt fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Der Gutsbesitzer, der Regierungsrath und alle Damen waren von dieser Nachricht hoch erfreut, sei es, weil eine innigere Verbindung mit Oesterreich ihren conservativen Anschauungen am meisten entsprach, sei es, weil wirklich ihr patriotischer Sinn von der Erwartung eines kräftigeren Deutschlands erwärmt war. Der Amtmann, ein hannoverscher Amtmann der alten

Schule, der grob und recht sein Amt verwaltete, von seinen Eingesessenen gefürchtet und geliebt wurde und immer seine Meinung, früher selbst dem Minister Grafen Borries, gerade heraus sagte, äußerte sich heute, im Gegensatz zu den Andern, skeptisch, wie gestern Abend im Städtchen der Förster.

Der Frankfurter Fürstentag war eine sehr merkwürdige Begebenheit. Daß die erste Nachricht davon Freude, ja Enthusiasmus hervorrief, zeigte, wie allgemein die Nothwendigkeit einer Aenderung der deutschen Zustände empfunden wurde und zugleich, wie unklar die Vorstellungen hierüber waren. Wenige Tage änderten die Scene vollständig. Der König von Preußen hatte seine Theilnahme an dem Fürstentage verweigert, der Kaiser von Oesterreich tagte ohne ihn in Frankfurt.

Am Abend, als dies bekannt geworden war, sagte der Förster: „Es kommt mir vor, wie zwei Hunde, die noch zusammengekoppelt sind. Der eine will davonrennen und der andere schmeißt sich hin. Am Ende beißen sie sich einander."

Jede folgende Nachricht ließ die Anhänger des Nationalvereins den Kopf höher tragen. „Ohne Preußen geht es nicht," behauptete mit größerer Bestimmtheit als zuvor der Advocat Kunze. Nach und nach wurde bekannt, daß die österreichische Diplomatie den Zeitpunkt für gekommen erachtet hatte, durch eine rasche That Preußen zu binden. Des Senators Ansicht, daß die Frankfurter Zusammenkunft nur der feierliche Schlußact des vorher erreichten Einverständnisses der deutschen Souveräne, wenigstens ihrer Mehrzahl, sei, erwies sich als ganz falsch. Sie Alle wurden durch die Aufforderung des Kaisers Franz Joseph ebenso überrascht, wie das Volk. Sie folgten indeß seiner Einladung und reisten eiligst nach Frankfurt, — bis auf den einen, den König von Preußen. So sah in der alten Kaiserstadt noch einmal ein österreichischer Kaiser deutsche Fürsten um sich, die er zu seinen Vasallen machen wollte. In dem Tohuwabohu nahm man die Vorschläge des Wiener Hofes mit dem Vorbehalte der preußischen Zustimmung an, von der man wußte, daß sie nicht erfolgen würde. Der König Wilhelm blieb bei seiner Weigerung, zu erscheinen und zu verhandeln. Das flüchtige Meteor zerplatzte, die frühere Unklarheit trat wieder ein; aber Eines hatte der Augenblick im grellen Lichte gezeigt: daß Oesterreich Deutschland nicht zu einigen vermöge.

Als Ersatz konnte man in den Zeitungen von den glänzenden Festen lesen, welche in Frankfurt a. M. die Fürsten einander gegeben

hatten. Daß der König von Hannover dort am prachtvollsten aufgetreten war, freute den preußenfreundlichen Advocaten Kunze nicht weniger, wie den großdeutschen Postmeister.

14.

Von Alfred hörten wir lange Nichts. Die letzte Nachricht war eine kurze Anzeige an Wichard, daß er Rom verlasse und in längerer Zeit nicht schreiben werde. Seine Freunde dachten mit Besorgniß an ihn, weil nicht einmal die Wendung in dem Geschick seiner Heimath ihn zu einer Mittheilung bewogen hatte. Endlich kam ein Brief von ihm an mich aus Palermo. Ein Italiener, mit dem er in Rom befreundet geworden war, hatte ihm eines Tages angekündigt, daß unerwartete geschäftliche Pflichten ihn nach Tunis riefen. Da war in Alfred das Verlangen, den fremden Welttheil in dieser kundigen Begleitung zu betreten, größer gewesen, als sein Wunsch, noch in Rom zu bleiben, und er war mit gereist. In Tunis hatte er die Nachrichten von Schleswig erhalten. „Glücklicherweise erst in Afrika; denn sonst hätte die Besorgniß, beim Ausbruch eines Krieges zu spät zu kommen, mich von der Fahrt über das Meer abgehalten." Nun wollte er über Neapel der Heimath sich nähern.

Die folgende Nachricht von ihm bekam ich durch Wichard. Alfred beabsichtigte, über Venedig nach Wien zu reisen. Wichard hatte ihn darauf benachrichtigt, daß seine Mutter und Schwester Friedrich in München besuchen und mit ihm in die süddeutschen Alpen fahren würden; Alfred könne sie in München treffen. Diese Mittheilung bereitete mir von Neuem die Qual der Eifersucht und den Schmerz über die verirrten Neigungen.

Einige Wochen später kehrte ich nach Hannover zurück. Die Meinigen waren in diesem Sommer zu Haus geblieben, weil mein Vater auf eine Kur verzichtet hatte, um seine Amtsgeschäfte nicht zu unterbrechen.

Eines Abends – der September ging zu Ende — empfing mich der Bediente im Auftrage meiner Mutter mit der Bitte, in deren Zimmer zu gehen. Ich fand sie schreibend. Sie stand auf und setzte sich in den Sopha.

„Dein Vater wird seinen Abschied nehmen," fing sie an.

„Weshalb?" fragte ich erschrocken.

„Ich wollte es Dir sagen, damit wir mit ihm so wenig wie

möglich davon sprechen. Er kann nicht anders. Ich schreibe eben an den Baron."

„Aber weshalb?" bat ich.

„Der König hat unmittelbar, ohne Wissen des Ministers, die Anstellung eines Mannes verfügt, welche Dein Vater nicht zugeben kann. Dein Vater hat mit dem Minister gesprochen. Rückgängig kann die Königliche Ordre nicht gemacht werden —"

„Aber wer hat sie contrasignirt? Die Unterschrift des blinden Königs genügt nicht."

Der Minister müßte abgehen; das darf nicht geschehen. — Und so ist es gut, daß die Qual ein Ende hat. Deinem Vater hat der Vorschlag des Barons gleich gefallen. Auf dem Gute kann er seinen Studien leben. Jetzt wünscht er, diese Stadt zu verlassen. Ich schreibe eben, um zu fragen, ob die Baronin wieder da ist, ob wir vorläufig zum Besuch kommen können."

Meine Gedanken wogten durcheinander. „Ist es auch recht, liebe Mutter," sagte ich, „daß Du Vaters Entschluß so schnell zustimmst? Der Abschied aus dem Dienst, das Verlassen der Heimath sind zwei schwere Schritte."

„Das sind sie! Aber wie der König einmal ist, bleibt nichts Anderes übrig. Wir müssen Deinen Vater so leicht wie möglich darüber weg bringen. Ich treibe, daß er fort kommt, damit er nicht stündlich an unsere traurigen Zustände, an diese unheilvolle Nebenregierung erinnert wird."

„Das ist ohne Zweifel zu wünschen; aber wäre es nicht besser, Ihr machtet eine Reise? Noch ist es nicht zu spät im Jahre. Bindet Euch nicht gleich bei dem Baron."

„Es ist Deines Vaters Lieblingsgedanke, Ernst. Und was spricht dagegen?"

Ich schwieg erst. Dann antwortete ich: „Hast Du an Clotilde und Wichard gedacht?"

„Ja. Es ist eine gegenseitige Neigung. Wie tief sie geht, weiß ich nicht; aber dort sehen sie sich nicht mehr, als hier. Und lieben sie sich wahrhaft, was wäre dawider?"

Nun theilte ich ihr mit, welche Familienbedingung bei Wichard's Verheirathung zu berücksichtigen sei.

Auch das wußte sie. „Mir hat die Familie vor meiner Verlobung auch Hindernisse in den Weg gelegt. Wichard ist brav und

Clotilde ist gut. Lieben sie sich wirklich, so halten wir sie nicht auseinander. Ich werde nichts dazu und nichts dagegen thun. Das Andere mag sich finden. Zu leben haben Beide. Die nächste Pflicht ist, Deinem Vater diese schwere Zeit zu erleichtern. Dazu hilf mir."

Der Baron telegraphirte: „Immer willkommen." Mein Vater übersandte dem Minister sein Abschiedsgesuch, ließ sich vorläufig beurlauben und reiste ab. Es war gut, daß er nicht länger blieb; denn die theilnehmenden Besuche, welche meine Mutter empfing und denen er sich nicht hätte entziehen können, wollten kein Ende nehmen. Auch zahlreiche Briefe aus dem ganzen Lande sprachen das Bedauern aus, daß ein solcher Mann in die Nothwendigkeit versetzt wurde, aus dem königlichen Dienst zu scheiden.

Wichard kam schon in den nächsten Tagen zu mir. Seine Theilnahme war so ohne Eigennutz herzlich und aufrichtig, daß wir ihn noch lieber gewinnen mußten. Gegen Clotilde benahm er sich zart, ohne zu verrathen, was in seinem Herzen vorging, und diese gab, wie einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, in seiner Gegenwart beständig, fast ängstlich auf sich selbst acht.

Alfred, der nach der Schweiz gereist war und in Straßburg Briefe erwartete, hatte ich dorthin die Veränderung in meinem elterlichen Hause mitgetheilt. Er that mir von Herzen leid, denn ich war überzeugt, daß unschuldige Freundeshand ihm die schönste Blüthe aus seinen Hoffnungen genommen hatte.

Meine Mutter traf die Vorbereitungen zu ihrer Abreise. In der nächsten Woche wollte sie mit Clotilde Hannover verlassen. Da fand ich eines Abends, als ich nach Hause kam, Alfred mit dem Auspacken seiner Koffer beschäftigt.

„Alfred!" rief ich, auf ihn zueilend. Wir schüttelten uns die Hand. Er mußte meine Freude, ihn wiederzusehen, vielleicht auch etwas Wehmuth auf meinem Gesichte lesen.

„Wie geht es Deiner Mutter und Clotilde? Sie sind doch noch hier?"

„Sie bleiben noch einige Tage. Kommst Du ihretwegen so früh? Du hast ja noch einen Monat Urlaub."

„Nachdem ich die Schweiz durchwandert war, beabsichtigte ich, noch einige deutsche und belgische Städte kennen zu lernen. Daran liegt mir aber nicht viel. Dein Brief, den ich in Straßburg vorfand, änderte meinen Entschluß. Der Abgang Deines Vaters thut mir leid.

Weniger seinetwegen; er hat dem Staate treu gedient und wird, so Gott will, mit seinen Freunden, bei seinen Büchern, in der schönen Natur angenehm leben. Mich schmerzen unsere öffentlichen Zustände; für sie ist der Fall sehr bezeichnend."

„Du siehst vortrefflich aus, stark gebräunt."

„Ah", lachte er. „Ich bin schon weißer geworden. Du hättest mich sehen sollen, als ich aus Tunis kam. Freund! Ich weiß jetzt, wozu ich eigentlich geboren bin. Zum Reisen!"

„Es freut mich, daß Du so befriedigt heimkehrst. Und doch scheint es mir, Du bist noch ernster geworden."

Ein Blick von ihm erforschte meine Gedanken.

„Das bin ich auch. Ich habe viel nachgedacht. — Wie geht es Wichard?"

„Ich erwarte ihn morgen." Bei diesen Worten sah ich Alfred an. Er blickte mir fest in die Augen. „Auch er will meiner Mutter und Schwester noch Adieu sagen", fügte ich hinzu.

„Er hat hier immer logirt", sprach Alfred schnell. „Das soll er auch diesmal. Wir behelfen uns. Ich habe das Schlafen unter den unbequemsten Umständen gelernt."

Am anderen Tage ging ich mit Alfred zu meiner Mutter, die ihn auf das Herzlichste empfing. Clotilde trat unvorbereitet ein. Sie äußerte eine lebhafte Freude, ihn wiederzusehen. Er verschloß seine Liebe in sein starkes Herz und begrüßte sie unbefangen.

Am Nachmittage kam Wichard. Er umarmte Alfred. „Wie oft hast Du mir gefehlt!" rief er aus. „Meine Gedanken haben Dich in Italien immer begleitet. Nach Deinen Afrikanern konnten sie nicht mit. Du bist ein Zugvogel. Hast Du denn angenehme Tage mit Mutter, Adele und Friedrich verlebt? Adele schrieb sehr entzückt davon. Du hättest so interessant erzählt."

„Wir haben sehr schöne Partieen zusammen gemacht", antwortete er.

„Was sagst Du dazu, daß sein Vater abgegangen ist?" Wichard zeigte auf mich. „Ist das nicht sehr traurig? Ist es nun nicht gut, daß Vater das Haus am See gebaut hat? Der Plan gefiel mir gleich."

Der in der Wärme seiner Empfindung so gesprächige Freund sah den Schatten nicht, der über Alfred's Züge flog und mich in Verbindung mit Wichard's letzten Worten an den Tag im Park erinnerte,

als wir zum ersten Male von jenem Hausbau hörten. War Alfred's Verstimmung damals wirklich eine Ahnung?

Meine Mutter erwartete uns. Frau Elisabeth kam auch. Ihre Anwesenheit erleichterte uns Allen die peinlichen, schönen Stunden. Alfred lenkte durch seine spannende Erzählung Wichard's und Clotildens Gedanken von Dem, was sie erfüllte, einigermaßen ab. Daß sein Herz am Meisten litt, vermochte nur ein Auge wahrzunehmen, welches ihn so genau kannte und so theilnehmend beobachtete, wie das meinige. Immer war er der aufopfernde, für Andere sorgende Freund. So verlief der Abend im munteren Gespräch. Und als wir aufbrachen und Wichard klagte, daß er schon morgen Mittag wieder bei seinem Regiment sein müsse, machte Alfred sogar allerlei Scherze und zog ihn lachend aus der Thür.

Zu Hause fing er gleich von einem Gegenstande an zu reden, welcher auch Wichard interessiren mußte. „Nun ist der erste ruhige Moment. Jetzt sagt mir, was Ihr über Schleswig wißt. Außerhalb Deutschlands fand ich wenig oder keine Theilnahme an der verschleppten Sache, noch weniger Urtheil über sie. Um so lebhafter sprachen davon meine deutschen Reisegefährten zwischen Straßburg und hier. Ein Herr unter ihnen wollte wissen, daß auf den König Friedrich VII. eine diplomatische Pression ausgeübt werde, und daß man glaube, er werde nachgeben und unter irgend einer Form seine Proclamation zurücknehmen, was meines Bedünkens das Schlimmste wäre, weil es weiter Nichts wie abermals ein Stillstand sein würde."

Wichard's Gedanken ließen sich, wir sahen es wohl, selbst von dieser Sache nicht festhalten. Ich theilte Alfred mit, was ich wußte. Aurelius hatte auch von jener diplomatischen Bemühung, daneben aber die Meinung gehört, die er für richtig hielt, daß der König von Dänemark, selbst wenn er nachgeben möchte, nicht die Kraft gewinnen würde, sich von der in Kopenhagen herrschenden Partei zu emancipiren. Hierauf erzählte ich, was Wichard's Vater nach seiner Reise im Frühjahr geäußert hatte. Das war freilich vor Monaten gewesen.

„Die deutsche Geduld ist übermenschlich", rief Alfred aus. „Der Bundestag ist wie ein stätiges Pferd. Wird er auch noch so sehr geschlagen und gespornt, es zuckt das eine Glied, dann ein anderes; aber vorwärts geht es nicht. O deutsche Einheit!"

Wichard saß noch immer, den Kopf in die Hand gestützt, schweigend da. Alfred ließ einen Augenblick seine Augen auf ihm ruhen, dann

fuhr er fort: „Und wie im Großen, so im Kleinen. Wichard und seine Brüder repräsentiren auch solch' eine Bundes-Einheit."

„Wie so?" fragte Wichard, der bei dieser unmittelbar an ihn gerichteten Bemerkung sich aufraffte.

„Du bist hannoversch, Christian ist preußisch und Friedrich österreichisch."

„Mutter ist mit Friedrich nicht zufrieden", sagte Wichard.

„Er ist von Herzen gut, aber kein fröhliches Gemüth", erklärte Alfred. „Er verträumt seine jungen Jahre und seinen schönen Verstand und geht in München mit zu viel Katholiken um. Ich bin neugierig, welchen Beruf er wählen wird."

„Meine Eltern beschäftigt dieser Gedanke sehr. Auch Christian nimmt einen andern Weg, als Vater sich gedacht hat. Er will jetzt durchaus preußischer Officier werden."

„Laß ihn doch!" rief ich.

Wichard schwieg. Auch Alfred setzte dies Gespräch nicht fort.

Einige Tage später hatte meine Mutter ihre Einrichtungen beendigt. Der Haushalt in Hannover, welchen sie erst kürzlich eingerichtet, war aufgelöst. „Das war für zehn Monate viel Mühe", sagte sie. „Wären wir doch ruhig in Stade geblieben!" So leicht, wie anfangs, nahm sie die neue Veränderung nicht mehr. Sie pflegte nie zu klagen und war nicht schwankenden Muths; doch sprach sie am letzten Tage, als ich mit ihr allein war: „Wie es uns in Holstein ergehen mag?" Indeß zeigte sie allen Menschen ein heiteres Gesicht. Aus dem Eisenbahncoupé lächelte sie uns freundlich zu: „Ihr kommt zu Weihnachten!" Noch einmal reichten sie und Clotilde uns die Hand, noch einmal blickte der Freund in die schönen Augen meiner geliebten Schwester.

Nun gestalteten sich für Alfred und mich die Tage im Aeußeren wieder, wie wir sie früher verlebt hatten. Im Innern jedoch waren wir beide verändert. Ein schmerzlicher Zug in Alfred's Wesen konnte mir nicht entgehen; sein tiefstes Leid sprach er nicht aus. Um so lieber lenkte er das Gespräch auf seine Reisen. Die Notizen, welche er während derselben gesammelt hatte und die er jetzt weiter ausführte, gaben ihm Veranlassung zu neuen Studien. Nach wenig Tagen schon lag sein Tisch voll von Büchern über Afrika, in welche er sich arbeitend versenkte.

Seine Besuche in den befreundeten Häusern knüpfte er wieder an

und ich ging in den Nachmittagsstunden einige Male zu Tante Balbina. Sie war in diesem Sommer nicht in Norderney, sondern mit Marie auf Onkel Georg's Gute und bei Cordula gewesen. Jetzt gründete sie in der Residenz eine „Krippe" für Säuglinge aller christlichen Confessionen, wozu die Königin eine beträchtliche Geldsumme hergab und, da Tante Balbina sich vergeblich bemühte, einwandfreie Ammen zu finden, auch noch drei schöne Milchkühe schenkte, was mehr als dreimal zu viel war. Daß Tante Balbina die Gunst der Königin wiedergewonnen hatte, ging hieraus, wie aus ihren Gesprächen, zweifellos hervor.

Wenn ich bei ihr war, gab ihre Krippe und unsere neuste Uniformsveränderung die hauptsächlichen Gegenstände der Unterhaltung ab. Wir verloren den preußischen Helm und erhielten das österreichische Käppi, was Tante Balbina, wohl in Uebereinstimmung mit der bei Hofe obwaltenden Ansicht, für politisch und hübsch hielt. Nach meinem Geschmack war das Käppi, welches man uns aufsetzte, eine sehr häßliche Nachbildung. Da aber unsere Kleidung übrigens nach preußischer Art war, so fanden die beiden deutschen Großmächte wenigstens auf unseren Leibern sich vereinigt. Außerdem war Tante Balbina von Plänen für die Verheirathung unserer ältesten Prinzessin, Friederike, die bald sechszehn Jahre alt wurde, erfüllt. Dies erfuhr ich aber nur aus Marie's Andeutungen, denn Tante Balbina sprach mit uns nicht davon.

Dem ruhigen Leben wurden wir durch ein unerwartetes Ereigniß entzogen. Der König Friedrich VII. war am 15. November gestorben, der Prinz von Glücksburg hatte den dänischen Thron bestiegen. Die Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl in die aufgehäufte Menge dürrer Zweifel. Ein entscheidender Moment in der Geschichte Schleswig-Holsteins, vielleicht Deutschlands war eingetreten und vereinigte noch einmal die deutschen Großmächte, welche seit dem Frankfurter Fürstentage mit kaum verhohlener Feindseligkeit auf einander blickten; aber sie vereinigten sich anders, als die Volksstimme wollte: Sie sagten sich nicht vom Londoner Protocoll los, sondern erkannten den neuen König Christian IX. von Dänemark als Herzog von Schleswig-Holstein an, während andere deutsche Regierungen und das öffentliche Rechtsgefühl nach der stattgehabten Verzichtleistung des alten Herzogs von Augustenburg dessen Sohn als Friedrich VIII. zum Herzog in Schleswig-Holstein eingesetzt zu sehen verlangten.

Der neue König von Dänemark trat indeß die Erbschaft seines Vorgängers mit allem gegen Schleswig-Holstein geübten Unrecht so voll und ganz, so herausfordernd an, daß Deutschland nicht länger schweigen konnte. Der Bundestag kam jetzt zu dem Entschluß, Dänemark zu der Erfüllung der Vertragsbestimmungen, welche es mehr als zehn Jahre lang verletzt hatte, mittelst einer Execution zu zwingen. Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg sollten von zehntausend Mann sächsischer und hannoverscher Truppen unter sächsischem Oberbefehl in Besitz genommen und von Civilcommissären Namens des Bundes verwaltet werden.

In Hannover kam man diesem Bundesbeschlusse pünktlich, wenn auch ungern, nach. Der König und sein Minister des Auswärtigen faßten die Maßregel, so gelinde sie war und trotzdem nicht nur der Nationalverein, sondern auch der großdeutsche Verein gegen Dänemark redete und schrieb, als eine Nachgiebigkeit gegen die deutschen Demokraten auf.

Die von Hannover zu stellenden Executionstruppen wurden mobil gemacht. Darunter befand sich auch Alfred's Bataillon. Jetzt endlich sollte er für die Sache seiner Heimath marschiren, vielleicht kämpfen; denn räumte Dänemark das Executionsgebiet nicht freiwillig, so mußten die Bundestruppen letzteres mit Gewalt besetzen. Und wer wußte, ob die Umstände nicht stärker würden und die Sanftmuth des deutschen Bundes hintan ließen, ob unsere Truppen nicht die Eider überschreiten und auch Schleswig besetzen würden? Denn immer lauter wurden in Deutschland die Stimmen, welche eine volle Sühne verlangten und nur um so heftiger sträubten die Dänen sich gegen friedlichen Rath.

Aber Alfred war nicht begeistert, nicht einmal froh. Er betrachtete die Handlung des deutschen Bundes, an der theilzunehmen ihm vergönnt sein sollte, mit großem Mißtrauen. Er fürchtete, daß den neuen Lasten, welche den Herzogthümern auferlegt wurden, nur neue Täuschungen folgen würden. Traten zu den Leiden Schleswigs doch schon jetzt die Rüstungen der Dänen hinzu, welche das Land mit Truppen mehr und mehr füllten, mit Verschanzungen zu decken begannen.

Mich hatte das Loos, daheim zu bleiben, getroffen und ich beneidete den Freund um seinen Kriegszug.

In diesen Tagen, deren dienstfreie Stunden Alfred benutzte, mit

meiner Hilfe seine persönlichen Angelegenheiten für eine unbestimmte Abwesenheit zu ordnen, erhielten wir zu unbequemer Zeit — wir waren mit dem Verpacken von Büchern und Schriften beschäftigt — einen sonderbaren Besuch. Ein General von Stutterheim, den wir persönlich nicht kannten, von dem wir aber Manches gehört hatten, ließ sich bei uns melden. Er hatte 1850 in der schleswig-holsteinischen Armee gedient, vorher und nachher ein abenteuerliches Leben geführt, zuletzt in englischen Diensten den Rang eines Generals erhalten und augenblicklich seinen Wohnsitz in Braunschweig. Wir sahen einen Herrn eintreten, der vornehm und frisch erscheinen wollte, aber beträchtlich älter aussah, als er sein konnte. Er führte sich als alten Kriegsgenossen hannoverscher Officiere ein, da er 1848 im braunschweigischen Dienst mit den Hannoveranern gegen Dänemark gefochten habe. Erst jetzt habe er gehört, daß Alfred, dessen Vater er 1848 kennen gelernt hätte, hier im Dienste stehe. Nun wolle er von Hannover, wo er sich in Geschäften aufgehalten, nicht abreisen, ohne mit ihm einige Worte über das unglückliche Schleswig-Holstein gesprochen zu haben. Er wandte sich bei dieser Auseinandersetzung fast ausschließlich an Alfred, so daß ich, um die Beiden allein zu lassen, mich aus dem Zimmer entfernte. Nachher sagte Alfred: „Was der General von Stutterheim eigentlich von mir wollte, erfährst Du wahrscheinlich später. Bei mir ist sein Besuch vergeblich gewesen."

Noch eine Ueberraschung erlebten wir zusammen. Eine General-Ordre, welche mehrere Veränderungen im Officiercorps brachte, enthielt Wichard's Ernennung zum Adjutanten eines Generals in der Residenz. Obgleich Wichard hierzu sehr gut paßte, so war dies doch seinem Alter und seinen Dienstleistungen nach eine ungewöhnliche und auffallende Bevorzugung. Uns, die wir wußten, daß er seine Versetzung im vorigen Jahre erbeten hatte, um aus Hannover fort zu kommen, überraschte sie am Meisten. Nach zwei Tagen schon war er bei uns; er hatte sich so beeilt, um Alfred noch zu sehen. Seine neue Bestimmung erfreute ihn keineswegs und gerade jetzt nicht, weil sie seine Aussichten, in's Feld zu rücken, noch verringerte. Wer sie veranlaßt hatte, wußte er so wenig wie wir. Sein Regiments-Commandeur war ebenfalls überrascht gewesen und seine höheren Vorgesetzten in der Cavallerie kannten ihn kaum. Der ihm verwandte Flügeladjutant wußte von Nichts. Tante Balbina hatte augenblicklich weder Einfluß noch Neigung sich für ihn zu bemühen und daß die Melanie wünschen

könnte, ihn wiederzusehen, hielten wir für unmöglich. Zuletzt nahmen wir an, daß der König bei den Vorschlägen für diese Stelle sich Wichard's erinnert und ihn gewählt habe, um der Meinung, daß er den Schleswig-Holsteinern abgeneigt sei, durch die Bevorzugung eines Holsteiners zu begegnen.

Am 8. December nahm unser blinder König die Parade über die Truppen ab, welche am folgenden Tage aus seiner Residenz nach Holstein abrücken sollten. Noch einmal waren dann die Regimentskameraden in der Messe zusammen. So fröhlich wie das vorige Mal, als Krieg in Aussicht stand, war die Stimmung nicht. Den Ausmarschirenden nahm die Ahnung, daß diesmal in Schleswig-Holstein für uns keine Lorbeeren wüchsen, die frische Lust, und dennoch wurden sie von den Zurückbleibenden beneidet.

Mit großer Spannung sahen Wichard und ich den nächsten Ereignissen entgegen. Meine Eltern hatten nicht gedacht, daß in der ländlichen Stille so bald neue Sorgen sie umgeben würden. Ihre und unserer Schwestern ersten Briefe klangen so heiter wie der Gesang der Vögel im Walde. Das wurde nach dem dänischen Thronwechsel anders. Nun ließen die Gedanken an die Zukunft Keinen zur Ruhe kommen. Mein Vater legte die Arbeiten seiner Muße zur Seite. Die Erbfolgefrage rief ihn zu fachkundiger Mitwirkung auf. In der Bibliothek des Barons fand er, was er zu ihrer Untersuchung bedurfte; mit seinem alten Arbeitseifer und juristischen Scharfblick forschte er, was Rechtens sei in Schleswig-Holstein.

Die Dänen zogen sich hinter die Eider, nicht weiter, zurück. Die Executionstruppen besetzten friedlich das Land, dessen Verwaltung die Civilcommissäre des deutschen Bundes in die Hand nahmen. Auf dem Gute des Barons war etwas Cavallerie einquartiert, die Niemanden belästigte. Alfred cantonnirte in einem Orte des westlichen Holsteins; dahin mußte ich ihm Bücher schicken. Eine Pause war eingetreten, man schien sich im vollen Frieden zu befinden. Es war ja aber gewiß, daß dieser Zustand nicht dauern konnte; eine gewaltsame Lösung war zu erwarten. Die fröhliche Zusammenkunft zum schönen Weihnachtsfeste war uns diesmal nicht beschieden. Wichard und ich wollten unter den jetzigen Umständen auf unseren Posten bleiben, und Alfred, dem sowohl meine Mutter, wie auch die Baronin schrieben, daß sie hofften, er werde gute Nachbarschaft halten und oft, zunächst aber zum

Feste, kommen, antwortete dankend, daß er seine Compagnie in den fremden Verhältnissen nicht verlassen möge.

Die Dänen gaben deutlich zu erkennen, daß sie den deutschen Bund nicht fürchteten. Sie weigerten sich sogar, einen Landstrich jenseits der Eider im Norden Rendsburgs zu räumen, der unzweifelhaft zu Holstein gehörte. Wird Deutschland sie daraus vertreiben?

Die dänischen Rüstungen bewiesen, und die Kopenhagener Zeitungen in ihrem prahlerischen Tone sagten es, daß man sich dem Vordringen der Deutschen über die Eider widersetzen wolle und dabei fremde Hilfe erwarte. Auf letztere mußte der dänische Generalstab rechnen; denn die Verschanzungen, welche er in Schleswig und Jütland anlegen ließ, waren so ausgedehnt, daß sie von der kleinen dänischen Armee allein gar nicht gehalten werden konnten.

In Deutschland wuchs die Aufregung. Die Augustenburger gewannen um so mehr Anhänger, je dreister die Dänen sich geberdeten. Der Herzog Friedrich, der neben seinem Rechte auch sein Schwert in die Wagschale zu legen wünschte, traf Anstalten, ein Truppencorps zu bilden. Seine Agenten kauften Waffen und Ausrüstung.

An unserem Hofe beobachtete man dieses Treiben mit der größten Unlust, ja mit Besorgniß und letztere muß durch übertriebene Polizeiberichte zur Aengstlichkeit gesteigert worden sein. Denn anders war es nicht zu erklären, daß eine Versammlung des Nationalvereins, welche am 10. Januar im Odeon stattfand und in der für die Augustenburger gesprochen wurde, Sicherheitsmaßregeln hervorrief, die ganz unnöthig waren und den Spott des Publicums herausforderten. Truppen wurden in den Kasernen consignirt und das Garde-Regiment nach Herrenhausen beordert, wohin es auf Umwegen marschiren mußte, damit man diese Anordnung der Furcht in der Stadt nicht erfahre. Man wußte es aber doch bald. Ich ging, während jene Versammlung tagte, vor das Steinthor, wo um das Odeon herum eine kleine Ansammlung neugieriger, aber keineswegs heftiger Menschen stattfand, die mir sonst kaum aufgefallen sein würde.

Am folgenden Tage kam mein Vetter Günther zu mir. Er und sein Bruder waren kürzlich zu Lieutenants befördert worden. Günther hatte gestern den Marsch nach Herrenhausen mitgemacht und war ganz entzückt davon. Die Truppen hatten in der großen Orangerie der Dinge gewartet, die kommen würden. Zunächst waren ihnen leibliche Erquickungen gereicht.

„Was erwartetet Ihr? Was solltet Ihr da?“ fragte ich.

„Der Pöbel wollte ja anrücken mit einer Massenpetition.“

„Der Pöbel?“

„Der Nationalverein.“

„Das ist ein Unterschied; aber der Pöbel konnte mitlaufen. Kam er denn?“

„Er hütete sich wohl! — Als die Soldaten tractirt waren, durften die Unterofficiere Ihren Majestäten die Lieder vorsingen, welche Timon sie so schön hat lehren lassen. Du kennst sie. Aus dem Liederbuche für Hannoversche Soldaten die beiden ersten, die Seine Majestät allerhöchstselbst componirt hat. In dem ersten kommt der schöne Vers vor, weißt Du, der so anfängt:

Du Welfenstamm,
Du königlicher Baum!
Wie prangst Du freudig
In dem weiten Raum!

Das zweite Lied ist zu schwer, das kann ich nicht behalten.“

Als mein Vetter mich verlassen hatte, suchte ich die „Lieder für Hannoversche Soldaten“. Sie waren in Hannover 1862 gedruckt und vertheilt worden. Günther hatte recht, die beiden ersten waren von Seiner Majestät dem König componirt. Die Texte dieser neuen Lieder schossen über ihr Ziel stellenweise zu weit hinweg, und auch die neuen Melodien vermochten nicht, neben den alten deutschen Soldatenliedern zu bestehen.

Jenes zweite Lied, welches Timon hatte singen lassen, ist „Das Königreich Hannover“ benannt. Von seinen sechs Versen setze ich den ersten und letzten hierher:

Wo die Niederelbe brauset,
Und die Weser nordwärts zieht;
Wo der Sturm die Berg' umsauset
Und zur Ems die Hase flieht;
Wo die Aller und die Leine,
Jeeze, Fuse, Ilmenau,
Bald durchzieh'n Gefild' und Haine,
Bald der öden Haiden Gau;
Wo vor wild empörten Wellen
Schützt manch' wohlgepflegter Deich,
Ist das Land der Honigzellen,
Ist Hannovers Königreich.

O, Hannover! Hoch vor Allen
Durch des Schöpfers Gunst beglückt!
Reich an Früchten, an Metallen,
Reich durch Flora's Huld geschmückt!
Deine Männer, stark, geschäftig
In den Künsten jeder Art,
Deine Fürsten mild und kräftig,
Deine Frauen hold und zart!
Dein Gebirg' mit wald'gen Kronen,
Deine Flüsse fischereich!
Unter allen deutschen Thronen
Gleichet Dir kein Königreich!

15.

Wichard hatte eine Wohnung in meiner Nähe genommen, wir waren viel beisammen. Seine Visiten in der Gesellschaft schob er hinaus und schränkte sie ein, wobei ihm die Zeitumstände zu statten kamen. Timon suchte er gar nicht auf und wurde, da er von dem Hofzirkel sich fern hielt, auch nicht zu den kleinen Partieen nach Herrenhausen befohlen. Leinau's besuchte er gern; er war dieses Ehepaars unbefangener, lieber Freund geworden. Mit ihnen wurden wir oft zu Frau Elisabeth eingeladen, wo wir gewöhnlich auch Aurelius mit seiner Frau trafen.

Seine Nachrichten von Haus theilte Wichard mir immer mit und verlangte dagegen zu erfahren, was meine Eltern und Clotilde mir schrieben. Sein Vater hatte jetzt gestattet, daß Christian Ostern nach beendigtem Universitäts-Triennium in ein preußisches Garde-Regiment eintrete.

Bald sollten die Briefe, welche wir von dem Gute und von Alfred aus Holstein erhielten, uns in bedeutenderer Weise beschäftigen.

Die deutschen Großmächte hatten sich in der Ansicht geeinigt, daß sie den dänischen Widerstand nicht länger geduldig hinnehmen dürften, daß aber die deutschen Mittel- und Klein-Staaten nicht berufen seien, in einem Kampfe jenseits der Eider, jenseits des Bundesgebietes mitzuwirken; den wollten Preußen und Oesterreich allein führen. Sie ließen ihre Truppen an die schleswig'sche Grenze rücken und erklärten Dänemark den Krieg. Unsere Executionstruppen in Holstein waren nun in einer noch übleren Lage. Sie mußten Gewehr bei Fuß zusehen, wie die Oesterreicher und Preußen zwischen ihnen hindurch einem wirklichen Kriege entgegenzogen. Ja, sie mußten ihnen für den Marsch durch Holstein gar Platz machen, andere von den Hauptstraßen ab-

gelegene Quartiere beziehen. Der deutsche Bund hatte Holstein in Verwahrung genommen und mußte nun leiden, daß seine Truppen bei Seite geschoben wurden. Alfred schilderte dies in seiner gelassenen Weise, doch sehr bitter. Er glaubte auch jetzt noch nicht an ein gutes Ende.

Mein Vater schrieb mir in dieser Zeit Folgendes: „Unsere Einquartierung verließ uns. Gleich darauf kamen viele Preußen, auch ein preußischer General und in dessen Gefolge Graf Eberhard. Sie blieben nur zwei Tage. Der Capitän war, seit es Ernst wurde, Feuer und Flamme, wieder jung geworden und mit seinem einen Bein immer unterwegs. Er gefiel dem preußischen General, dem er manchen Aufschluß über dieses Land geben konnte, und verschwand, als die Preußen abmarschirt waren. Leute im Dorfe hatten ihn bei Tagesgrauen wegfahren sehen. Er hatte nur die Nachricht hinterlassen, daß er für einige Tage verreise. Seine Frau, wir Alle waren in Besorgniß. Dann meldete ein Brief des Grafen Eberhard, der Capitän sei bei ihm und befinde sich wohl. Die ersten Gefechte der Preußen hatten stattgefunden, am 6. Februar war die Schlei von ihnen überschritten worden. Darauf kam der Capitän wieder. Er hat den Preußen die besten Uebergangsstellen über die Gewässer zeigen wollen und ist scharf im Feuer gewesen. Hätte er nicht Frau und Amt hier, so machte er auf diese Weise gewiß den ganzen Krieg mit."

Meine Mutter schrieb auch vom Grafen Eberhard: „Ich glaube, Adele hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht."

Wie mich dies Alles bewegte!

Die Preußen und Oesterreicher hatten jetzt in einigen scharfen Gefechten die Dänen aus ihren festen Stellungen bis über Flensburg hinaus getrieben. Auf dem Gute des Barons war augenblicklich keine Einquartierung. Wichard und ich begegneten uns in dem Wunsche, diese Ruhe zu einem Besuche bei unseren Angehörigen zu benutzen. Ein kurzer Urlaub wurde uns gern bewilligt.

„Laß uns zu Alfred fahren, er soll mit," sagte Wichard.

„Wenigstens wollen wir ihn zuerst besuchen."

Wir reisten ab, brachten einige Stunden bei den mißvergnügten Kameraden unseres Hauptquartiers in Altona zu und gelangten in der Dämmerung auf der Bahnstation an, von welcher wir noch zwei Meilen bis an unser Ziel hatten. Es schneite. Ein Wagen mit zwei Bänken, über den ein Verdeck Schutz gegen Wind und Wetter bot,

hielt am Bahnhofe. Wir mietheten ihn für Hin- und Rückfahrt und fuhren, in unsere Mäntel gehüllt, weiter. Wir waren müde und schliefen ein. Hundegebell und das schlechte Pflaster der ausgedehnten Ortschaft, in welcher Alfreds Bataillon cantonirte, rüttelte uns auf. An einigen Häusern brannten Laternen. Wenige Menschen waren auf der Straße. Ich sah zwei Leute von Alfreds Bataillon und rief sie an. Einer führte unseren Wagen nach Alfreds Quartier, wohin der andere vorauslief, um unsere Ankunft zu melden. Alfred war allein in seiner Stube. Die Lampe auf seinem Tische warf ihr Licht auf Bücher, Karten und Zeitungen.

„Ah, meine Freunde!“ rief er aus und streckte uns beide Hände entgegen. „Ihr seid gut! Kommt Ihr vom Gute oder wollt Ihr hin?“

„Wir wollen hin und Du sollst mit,“ antwortete Wichard.

Alfred blickte uns Beiden so warm in die Augen, als wolle er unseren Anblick erst recht voll genießen. Dann sagte er: „Macht es Euch bequem, so gut es diese Behausung gestattet. Wo ist Euer Gepäck?“

„Wohin schicken wir unseren Fuhrmann?“ fragte ich. „Er ist nicht von hier. Er bringt uns morgen wieder an die Bahn. Ist hier ein Gasthaus und können wir da logiren?“

„Ja und ich rathe auch dazu. Zwar würde Frau Harms, meine Wirthin, gern für Euch Rath schaffen; aber Ihr habt es bequemer dort. Ich schicke den Wagen voraus und begleite Euch nachher. In dem Hause findet Ihr auch die Kameraden.“

Als dies besorgt war, sagte er: „Was bringt Ihr Neues von dem Sitze unseres Königs? Erzählt! Meine Seele dürstet in der Wüste.“

„Und Du erquickst Dich mit Negern,“ lachte Wichard, der ein Buch auf dem Tische aufgeschlagen hatte und es jetzt empor hielt. „Welche Passion!“

„Ich interessire mich nun einmal für Afrika,“ entgegnete Alfred etwas verstimmt; aber gleich fuhr er in seinem herzlichen Tone fort: „Du würdest hier auch Deine Gedanken einem ernsten Gegenstande zuwenden. Die Kameraden, die es sich nach treu erfüllter Berufspflicht wohlsein lassen wollen im Ausruhen und die Abende im Gasthause verbringen, bis es Schlafenszeit ist, werden dabei nur verdrießlicher. Ich ziehe mich früh in meine Klause zurück und schlafe nach einigen

Unterrichtsstunden, die ich mir selbst in der Geographie und fremden Sprachen ertheile, befriedigt ein.“

Die trauliche Unterhaltung, der wir uns nun hingaben, wurde von Kastor und Pollux unterbrochen. Im Gasthause war unsere Ankunft bekannt geworden, sie kamen uns zu holen. „Wir warten schon auf Euch. Der Oberstlieutenant ist auch noch geblieben, um Euch zu sehen.“

Nun gingen wir dorthin.

In der niedrigen, mäßig großen, von Tabak- und Grog-Dunst erfüllten Stube saßen um eine lange Tafel, an der Mittags gespeist wurde, die Kameraden und zwei Einwohner der Ortschaft, Besitzer großer Höfe, bejahrte Männer. Wir machten zunächst dem Oberstlieutenant unser Compliment.

„Setzen Sie sich hierher,“ sagte er. „Was gibt es Neues in Hannover? Wir sehen hier zu, wie einige Meilen vor uns unsere großmächtlichen Brüder den Dänen den Weg weisen. Richtiger: wir sehen nicht zu, sondern lesen es nachher in den Zeitungen; denn auch das Zusehen ist uns kürzlich versagt. — An diesem Tische sitzen wir Abend für Abend, Ihr fleißiger Freund ausgenommen,“ setzte er, Alfred freundlich ansehend, hinzu.

„Ach, Herr Oberstlieutenant! Geben Sie ihm Urlaub, damit er morgen mit uns fahren kann,“ bat nun Wichard.

„Mit dem größten Vergnügen.“

Die beiden Hofbesitzer hielten sich bescheiden still. Wenn sie aber zum Gespräch veranlaßt wurden, äußerten sie sich klar und bestimmt. Als die Kameraden ihre kleinen Erlebnisse, artig ausgeschmückt, vortrugen, wobei sich das herzliche Einverständniß zeigte, welches zwischen dem Bataillon und den Quartierwirthen bestand, schmunzelten die beiden Männer vergnüglich und bestätigten zuweilen die Erzählung mit ihrem: „Das soll wohl sein.“

Als sie gute Nacht gewünscht hatten und weggegangen waren, sagte der Oberstlieutenant: „Kernige Leute, die Holsteiner! Sie handeln mehr, als sie sprechen.“

„Und sind ebenso zuverlässig, wie hartnäckig,“ setzte Pollux hinzu.

„Langsam, aber kluge Köpfe,“ meinte ein Anderer.

Da wir nun unter uns waren, mußten Wichard und ich alle Einzelnheiten aus Hannover mittheilen. Mancher Scherz wurde dabei ge-

macht, auch das Geringste fand aufmerksame Ohren. Dies war ein genußreicher Abend für unsere Kameraden; bis nach Mitternacht blieben wir zusammen.

Als wir am anderen Morgen unseren Wagen bestiegen, von dem der Fuhrmann das Verdeck abgenommen hatte, sagte Alfred: „So sonnenhelle Tage sind selten in meiner meerumschlungenen Heimath.“ Der Fuhrmann blickte ihn an, machte ein wunderliches Gesicht und nickte zustimmend. Die jüngeren Kameraden umstanden den Wagen und riefen uns Lebewohl nach. Die Sonne schien auf die weißen Fluren und als wir die letzten Häuser hinter uns hatten, sahen wir außer uns kein lebendes Wesen, als die Krähen, die auf den kahlen Zweigen unlustig sich schaukelten. Ich theilte mit dem Fuhrmann die vordere Bank. Er war ein Mann mittleren Alters, von kräftiger Gestalt, mit gutmüthigem Gesicht, und hieß Johannsen. Ich begann ein Gespräch mit ihm. Ob er in dem Städtchen an der Eisenbahn zu Hause sei? fragte ich.

„Da nicht; in dem Dorfe dahinter bin ich zu Hause, doch nicht gebürtig.“

„Wo denn gebürtig?“

„Bei' Schleswig.“

Ob er Schleswig erst vor diesem Kriege verlassen?

„Am Ende des vorigen Krieges.“

Jetzt mischte sich Alfred, der zugehört hatte, in das Gespräch: „Dann haben wir es um dieselbe Zeit verlassen.“ Der Fuhrmann blickte sich nach ihm um, machte das wunderliche Gesicht von vorhin und sprach: „Das war nach der Schlacht bei Idstedt. Da habe ich eine Frau mit ihrem Sohn aus Schleswig weggefahren.“

„Wohin?“ rief Alfred überrascht.

„Durch Rendsburg nach dem Gute —“

Nun sprang Alfred auf, legte seine Hände auf die Schultern Johannsen's und beide blickten sich aufmerksam beschauend an. Johannsen nahm zuerst wieder das Wort: „Das sind Sie damals gewesen! Mir war es ja gleich so.“

Unwillkürlich hatte er die Zügel angezogen, die Pferde standen still. „Laß mich bei ihm sitzen,“ bat Alfred, und wir wechselten den Platz. Nun theilten die zwei sich ihre Erlebnisse mit.

„Ich bin gar nicht wieder nach Schleswig gefahren,“ erzählte Johannsen. „Zu den Dänen wollte ich nicht. Vater und Mutter

lebten nicht mehr, Wagen und Pferde gehörten mir. Als ich Sie hingebracht hatte, fuhr ich nach Rendsburg. Da war nun der General der Schleswig-Holsteiner Wilhelmsen —"

„Willisen," berichtigte Alfred.

„Ja, und Stutterheim, der bei Idstedt seine Bagage verloren hatte. Der kaufte mir Wagen und Pferde für gutes Geld ab und nahm mich in Dienst."

„Der heißt jetzt General," bemerkte Alfred.

„Ja, er will nun wieder mitspielen. Wenn er wüßte, daß ich hier bin, würde er mich wohl verlangen; aber ich will nicht."

„Was nicht?"

„Er will wieder eine schleswig-holsteinsche Armee machen; aber an einem Male haben wir genug gehabt."

Einen Augenblick trat Schweigen ein. Dann fuhr Johannsen, der ganz gesprächig geworden war, in seiner Erzählung fort: „Das war ein vornehmer Herr. Geld kannte er gar nicht, so lange er 'was hatte. Er bezahlte mich gut. Einmal wollte er mir mehrere Goldstücke schenken, die nahm ich aber nicht."

„Wofür sollten die sein?"

„Das war ein schrecklicher Tag! Sie erinnern sich davon wohl nichts? Da war das Feuerwerks-Laboratorium in Rendsburg in die Luft geflogen. Viele Menschen, Erwachsene und Kinder, kamen dabei um."

„Ja, ich erinnere mich deutlich, daß davon gesprochen wurde. Sie haben wohl den Unglücklichen geholfen?"

Als der Fuhrmann schweigen wollte, fragte Alfred: „Weshalb nahmen Sie die Goldstücke nicht?"

„Weil ich Nichts dafür gethan hatte."

„Landsmann! das ist nicht so! Mir können Sie es wohl erzählen."

„Ich hatte Futter für unsere Pferde geholt und mich auf den Wagen gesetzt, um in den engen Straßen besser fahren zu können. Ich saß oben auf dem Heu. Da kam der furchtbare Knall und mehrere hintereinander. Dann zischte es in der Luft und gleich darauf fiel so eine brennende Bombe in mein Heu und zündete es an. Da kroch ich hin und warf sie von dem Wagen herunter und schlug das Feuer aus."

„Ging sie denn nicht los?" rief ich.

„Nein. Nachher hat sie auf dem Pflaster gelegen und der Zünder, oder wie sie das brennende Ding nannten, dabei. Die Kanoniere sagten, er hätte nicht fest genug darin gesessen. — Es war ein schrecklicher Jammer in der Stadt!“

Er schwieg und wir unterbrachen seine trüben Erinnerungen nicht. Er selbst fing wieder an: „Als es nachher ganz vorbei war mit der schleswig-holsteinschen Armee und mein Herr wegreiste, da habe ich mich anders verdungen, bis ich so viel verdient hatte, daß ich wieder einen Wagen und Pferde kaufen konnte.“

„Sie hatten ja das alte Gespann für gutes Geld verkauft,“ warf Alfred ein.

Hierauf erfolgte keine Antwort. Wir waren überzeugt, daß der brave Mensch damit Anderen geholfen hatte.

In dieser Unterhaltung war die Zeit schnell verlaufen. Wir trennten uns von unserem neuen Bekannten mit biederem Handschlag, und Alfred bestellte ihn gleich wieder für die Rückfahrt in sein Cantonnement.

Zum ersten Male sahen wir das Gut im Winterkleide. Die von der Mittagssonne beschienenen Mauern der Kirche hinter den blattlosen Linden waren von der Schneefläche kaum zu unterscheiden. Im Vorgarten des Pastors fehlte die Bank, und in Stroh gehüllt waren die Rosenstöcke an der Hauswand.

Im Schlosse fanden wir nur Wichard's Eltern und Schwester, nicht die meinigen. Die Baronin erklärte dies: „Sie und Alfred werden drüben erwartet,“ und an letzteren wandte sich Adele: „Clotildens Eltern wollten nicht, daß wir Sie behalten.“

„Wir haben uns um Sie gestritten,“ fügte die Baronin hinzu. „Das nächste Mal wohnen Sie bei uns.“

Ehe wir weiter fuhren, wollten wir den Capitän begrüßen. Er erwartete uns vor seiner Hausthür und rief sobald er uns kommen sah, seine Frau. Beide sahen glücklich aus. Der Capitän war, wie mein Vater geschrieben hatte, jünger geworden.

Als wir nun den Wagen wieder bestiegen hatten und außerhalb des Schloßhofes nach dem Park umbogen, kam Zephirius uns entgegen. Er nahm seine Pelzmütze ab und winkte mit ihr uns seinen Gruß zu. Wir ließen halten und reichten ihm aus dem Wagen die Hand. „Ich wollte Sie doch gleich willkommen heißen,“ redete er uns an.

„Erkälten Sie sich nicht," sagte ich und veranlaßte den siebenzigjährigen Mann, seinen Kopf zu bedecken.

„Ach," antwortete er lachend. „Seit Ihre Schwester wieder hier ist, habe ich trotz Schnee und Frost Sommer."

Uns mit der neuen Wohnung bekannt zu machen, bereitete meinen Eltern großes Vergnügen. Das Haus war hübsch und behaglich ausgestattet, fast zu groß für die Bedürfnisse seiner Bewohner. Meine Mutter und Clotilde wohnten oben mit der Aussicht über den See nach dem Schlosse, mein Vater unten neben dem Saal an der Terrasse. Andere Zimmer waren schon bei der Einrichtung des Hauses mit Alfred's und meinem Namen bezeichnet worden und wurden uns jetzt angewiesen. Vater hatte einen Wagen und zwei kleine Pferde angeschafft, die Clotildens Lieblinge waren und von ihr selbst, sobald die Jahreszeit es gestatten würde, gefahren werden sollten.

Meine Eltern waren mit ihrer Lage zufrieden. Ihre Einsamkeit war nur scheinbar; denn sie lebten fast täglich mit den Schloßbewohnern und deren Freunden. Mein Vater dachte zwar oft an den Beruf zurück, den er hatte aufgeben müssen, an das Land Hannover und seine Bekannten darin; aber er ließ sich durch diese Gedanken nicht trübe stimmen. Die Arbeiten, mit welchen er sich beschäftigte, brachten ihn darüber hinweg.

Clotilde und Adele hatten sich trotz der Verschiedenheit ihrer Liebhabereien noch inniger befreundet und Zephirius kam bei jedem Wetter, um mit Clotilde Clavier zu spielen; denn dem Orgelspiel in der kalten Kirche mußte sie während des Winters entsagen.

Von diesem Allen hatten wir kaum Kenntniß erhalten, als Adele und Wichard eintraten. Sie waren über den See gekommen, der Bruder hatte die Schwester im Schlitten hergefahren.

Meine liebenden und eifersüchtigen Augen bedurften nicht lange Zeit, um zu erkennen, daß die vier jungen Menschen in der Freude des Wiedersehens ihre Herzen nur mühsam verschlossen. Und ich selbst fühlte schmerzlich, daß Adele mir unvergeßlich lieb sei, während ihr Herz an Alfred hing, dessen treue Liebe zu Clotilde ebensowenig erlöschen werde, wie die, welche Clotilde und Wichard verband. Am meisten beherrschte Alfred sich. Er war gegen beide junge Mädchen gleich aufmerksam und liebenswürdig, er ermuthigte Adele nicht, und Clotilde konnte glauben, daß er sie wie eine Schwester ansehe. Nur ich durchschaute den edlen Mann.

Es war schon dunkel, als meine Mutter daran erinnerte, daß wir im Schloß zu Tisch erwartet würden. „Ihr Beiden", sie meinte Alfred und mich, „findet auf unserem Wagen wohl Platz."

„Wir haben Fackeln und noch ein Paar Schlittschuh in den Schlitten legen lassen", sagte jetzt Wichard. „Zwei von uns bringen Adele im Schlitten über das Eis. Du, Alfred, bist der beste Läufer, dann Du, Ernst. Bringt Ihr Adele nach Haus."

Adele wurde verlegen. Da fiel mir ein, daß von mir noch ein Paar Schlittschuh vorhanden sein müßten. Unser Bedienter trug sie nach dem Schlitten. Nun begleiteten wir drei jungen Männer Adele durch den Garten nach dem Landungsplatz am See. Der Himmel war klar, die Sterne funkelten und flimmerten.

Wir schnallten die Schlittschuh an, der Diener setzte zwei Fackeln in Brand, Adele nahm in dem Schlitten Platz.

„Zeig' Du die Richtung, Wichard", sagte sie. „Wollen Sie mich fahren, Ernst?"

Wichard und Alfred ergriffen die Fackeln und liefen voran. Aber bald wich Alfred weit ab; wir sahen ihn einen Feuerschein in großen und kleinen Kreisen, bald vor- bald rückwärts in langen Bogen ziehen, bis er wieder zu dem Schlitten kam.

„Wollen Sie Ernst ablösen?" fragte Adele.

Mich verdroß dies, doch übergab ich ihm den Schlitten und nahm seine Fackel. Dann hörte ich noch Adele sprechen: „Sie können überall fahren." Er war mit ihr in der Dunkelheit verschwunden. Ich blieb stehen und hörte das Geräusch des Schlittens weit seitwärts. Nun kam er näher, entfernte sich wieder, bis ich Nichts mehr hörte. Vor mir sah ich Wichard's Fackelschein, dem ich folgte. Als ich ihn an der anderen Landungsstelle erreichte, kam auch der Schlitten. „Das ging schnell", sagte Adele, als sie ausgestiegen war. Darauf schritt Sie an Alfred's Seite zwischen uns Fackelträgern nach dem Schlosse.

Sie wollte sich nun selbst im Schlittschuhlaufen, welches sie bis dahin wenig geübt hatte, vervollkommnen. Da aber Clotilde an diesem Vergnügen nicht theilnehmen durfte, so beschränkte dasselbe sich auf die Wege, welche Adele mit uns zwischen den beiden Behausungen über das Eis einige Male zu machen Gelegenheit fand. Oft kam es hierzu nicht, weil Wichard lieber bei Clotilde blieb und Alfred, welcher die Gesellschaft des Capitäns der unsrigen vorzuziehen schien, nicht immer zu finden war.

Der Vormarsch der preußischen Truppen war im Sundewitt vor der starken Position der Düppeler Höhen, welche durch die dänischen Verschanzungen einen festungsartigen Charakter erhalten hatte, zum Stillstand gekommen. Die Oesterreicher marschirten nach Jütland. In den allgemeinen Zügen glich der Verlauf dieses Krieges bis jetzt dem von 1848. Den alten Capitän beschäftigten die Ereignisse auf das Lebhafteste. Die Sorge, daß es diesmal nicht besser gehen werde als damals, beunruhigte ihn. „Es hilft Nichts“, rief er aus, „daß wir an der Küste entlang laufen und auf das Meer blicken. Die Dänen schicken mittelst ihrer Flotte Truppen zwischen den Inseln je nach Bedarf hin und her und landen, wenn wir uns irgendwo geschwächt haben. Das war schon 1848 so, und seitdem hat Deutschland dagegen fast nichts gethan. Daran hat die Kleinstaaterei schuld. Und ich sage Ihnen, Ernst, wenn der Herzog von Augustenburg, wie Ihr Vater behauptet, rechtmäßiger Herr dieses Landes würde, es wird nicht besser, so lange nicht eine Großmacht hier gebietet.“

Er wäre gern nach dem Sundewitt gefahren, wo er Weg und Steg kannte, der Graf Eberhard hatte ihm ein für allemal gute Aufnahme zugesichert; aber Frau Charlotte widersetzte sich.

Eines Abends führte Alfred's Erzählung von seiner Begegnung mit dem Fuhrmann Johannsen auf den General von Stutterheim und das augustenburgsche Truppencorps, welches dieser bilden wollte. Der Baron tadelte dies Unternehmen: „Es ist ein kostspieliges Abenteuer und kann mehr schaden, als nutzen. Solche Truppen verschaffen dem Herzog das Land nicht. Ich bedauere, daß er sich darauf eingelassen hat.“

„Und am Wenigsten war Stutterheim der Mann dazu“, sprach hierauf der Capitän. „Seine wechselnden Schicksale sind in unseren Tagen zwar selten, aber deshalb allein nicht vertrauenerweckend. Ich habe ihn 1848 kennen gelernt. Er trug einen großen spanischen Orden, den er im Karlistenkriege erhalten hatte.“

Daß Stutterheim Alfred werben wollte, kam nicht zur Sprache.

So verstrichen diese Tage; sie änderten und klärten Nichts in unseren Empfindungen, in unseren Verhältnissen. Wichard schien von seinen Eltern hinsichtlich Clotildens ermahnt worden zu sein; denn er versuchte ein vorsichtigeres Benehmen gegen sie, jedoch ohne langen Erfolg. Er kämpfte mit sich. Noch hatte kein gesprochenes Wort seiner Liebe Ausdruck gegeben.

Nur Alfred war zu einer Entsagung gelangt; und dennoch blieb sein Benehmen dasselbe, und sein Gemüth ließ der Freundschaft, die ihn mit Wichard verband, nicht entgelten, daß dieser ihm sein Theuerstes nahm. An seinem Beispiel suchte ich mich zu stärken. Ich durfte ihm nicht darum zürnen, daß er, nicht ich, Adelens Liebe hatte. Waren wir doch Alle unschuldig.

Nach diesem Besuche in Holstein verliefen die nächsten Monate für uns in Hannover ohne besondere Ereignisse. Wichard war nachdenklich geworden und verschwiegener gegen mich als früher. Wenn er mir aus den Briefen seiner Eltern Mittheilungen machen wollte, überschlug er längere Stellen als sonst. Indeß kehrte sein Frohsinn, der ihm so wohl anstand, nach und nach zurück.

Unserem alten Freunde, dem Capitän, war die Pause in dem Erfolge der preußischen Waffen endlich zu lang geworden. Seine Frau hatte ihn nicht mehr halten können, er war nach Gravenstein gefahren, wo sich das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl von Preußen befand. Dort bereitete man um diese Zeit in größter Heimlichkeit einen Uebergang über den Alssund vor. Die hierzu erforderlichen Schiffe und Boote mußten über Land transportirt werden; ihre Herbeischaffung, ohne deren Geheimhaltung das Unternehmen nicht gelingen konnte, erforderte die größte Umsicht. Da kam des Capitäns Rath zur rechten Zeit. Er kannte Land und Leute und half mit sachverständigem Urtheil. Aber dem auf das Beste vorbereiteten Wagniß, welches in der Nacht vom 2. zum 3. April ausgeführt werden sollte, war der Himmel nicht günstig. Ein Sturm versetzte den Meeresarm in eine Unruhe, welcher die flachen Boote nicht ausgesetzt werden durften. Die einzelnen Truppenabtheilungen, die in den Fahrzeugen über das Wasser gebracht werden sollten, konnten sich am jenseitigen Ufer nur behaupten, wenn die Dänen überrascht wurden. Daß dies geschehe, war nach jener Störung nicht mehr zu erwarten. Das Unternehmen mußte deshalb aufgegeben werden, und es blieb nur die langwierige, förmliche Belagerung der Düppeler Schanzen übrig. Nun kehrte der Capitän in verdrießlichster Laune nach Haus zurück.

Die Oesterreicher waren in Jütland eingerückt. Die von den Dänen zu einem weitläufigen verschanzten Lager ausgebaute Festung Fridericia, zu deren Vertheidigung ihre eigenen Truppen nicht ausreichten und fremde Hilfe nicht kam, fiel nach kurzer Beschießung in

die Hände der Oesterreicher, bei welchen nun größere militärische Ereignisse kaum noch zu erwarten waren.

Dagegen ließ sich die Belagerung der Düppeler Schanzen zu einem hartnäckigen Kampfe an, und viele unserer Officiere, die noch keinen Krieg gesehen hatten, wünschten derselben beizuwohnen. Hier lag die Möglichkeit, selbst Erfahrungen zu machen, nahe. Unser König wollte jedoch seinen Officieren den Besuch des preußischen Kriegsschauplatzes nicht gestatten.

Nach hartem Ringen erstürmten die Preußen am 18. April die Düppeler Schanzen und vertrieben die Dänen von dem Festlande. Diese erste größere Waffenthat nach langem Frieden, nach mancher politischen Demüthigung rief in Preußen Jubel hervor, und alle Deutschen freuten sich des seit Wochen erhofften Sieges. Der König von Preußen stellte die Leistung seiner braven Truppen sehr hoch und ehrte sie in auszeichnender Weise.

Nun ruhten auch dort die Waffen, und leider erst jetzt wurde unseren Officieren nicht mehr verweigert, die Stätte jener lehrreichen Kämpfe zu besuchen. Im Juni konnten Wichard und ich Urlaub bekommen. Wir beschlossen, nach dem Sundewitt und dann zu unseren Eltern zu fahren. Auf Alfred's Begleitung mußten wir verzichten; er lehnte unsere Aufforderung dazu ab.

Mein lange gehegter Wunsch, preußische Truppen kennen zu lernen, ging jetzt in Erfüllung. Freilich sahen wir sie nicht in kriegerischer Thätigkeit, denn es war Waffenstillstand, jedoch in kriegsmäßiger Ausrüstung und Verfassung. Wir begaben uns ohne Aufenthalt nach Gravenstein, wo wir den Grafen Eberhard, auf dessen Unterstützung wir gerechnet hatten, leider nicht trafen; er war beurlaubt. Einige andere Officiere des preußischen Hauptquartiers nahmen uns, als wir unsere Bekanntschaft mit ihm geltend machten, höflich auf, und als unsere Verbindungen mit dem Gute in Holstein bekannt wurden, erwies man uns gern Gefälligkeiten und versah uns mit den Empfehlungen, deren wir bedurften, um in die preußischen Positionen eingelassen zu werden und daselbst die gewünschten Belehrungen zu erhalten.

Trotzdem die Truppen zu ihrer Erholung, welche der Waffenstillstand gestattete, in bequemere Quartiere vertheilt waren, begegneten wir, weiter fahrend, immer mehr preußischen Soldaten. Uebrigens erinnerte die Landschaft nicht gleich an die mühsame, entbehrungsvolle und blutige Kriegsarbeit, die in Schnee und Eis begonnen hatte und

bei deren Beendigung der Frühling in diese Gegend kaum eingezogen war. Jetzt grünte und blühte das schöne Land. Die Buchen, ein Schmuck der Küste, standen im frischesten Laube.

Im Dorfe Nübel meldeten wir uns bei dem commandirenden Officier. Er gab uns zwei Kameraden unseres Alters als Führer mit. Noch eine Strecke lang konnten wir den Wagen benutzen. Unsere Begleiter erklärten uns ihren Dienst auf das Genauste, sie sprachen von den Beschwerden des Winterfeldzugs, von den Erfolgen ihrer Truppen in schlichter Weise. Sie waren bescheidene junge Männer, tüchtig in ihrem Beruf. Ihr Herz und Geist schien im Vertrauen auf ihren König und ihre Vorgesetzten an der Erfüllung ihrer Pflicht Genüge zu finden.

Auf den engen, von dem dichten Buschwerk der Knicks begrenzten Fahrwegen, die hier Redder heißen, kamen wir in das Terrain, welches im Bereich der dänischen Kanonen gelegen hatte. Erste Spuren des Kampfes waren die Ortschaften in Schutt und Asche. Man sah wenig Einwohner; die meisten waren vor den Schrecken des Krieges von Haus und Hof geflohen. Die Ueberbleibsel des Lagerstrohs hinter den Knicks zeigten die Stellen an, wo Preußen bivouakirt hatten. Die Felder waren unbestellt und auf den fetten Weiden fehlten die Heerden. Ab und an einzelne Grabhügel mit einem einfachen Holzkreuz.

Nun verließen wir den Wagen, stiegen die Höhen, die sich im Sundewitt wie erstarrte Meereswellen an einander schließen, hinauf und hinab, durchwanderten die zum Theil schon verschütteten Laufgräben und erreichten, bergan schreitend, die eroberten Schanzen.

Hier trat die Zerstörung, welche die gezogenen Kanonen der Preußen bewirkt hatten, auch jetzt noch höchst überraschend hervor. Die Brustwehren niedergeworfen, schwere Steinmassen umher geschleudert; da war kaum ein Fleck im Inneren der Schanze, den nicht das tödtende Eisen und Blei erreicht hätte. Und wo die Vertheidiger sich auf den Wällen oder außerhalb der nicht mehr sichernden Werke zeigten, gesellte sich den preußischen Geschützen das schnell schießende Zündnadelgewehr zu ihrem Verderben.

Nun gingen wir an zahlreichen Soldaten-Gräbern vorbei auf den höchsten Punkt des Düppelberges. Schweigend versenkten wir uns dort eine Weile in den Genuß des herrlichen Rundblickes. Auf dem im Sonnenglanz unbewegt liegenden Meer kein Schiff. Um uns, wo vor wenig Wochen Tag und Nacht die Feuerwaffen gelärmt hatten,

vollkommene Stille. Friedlich erschien das Land hinter uns und jenseits des schmalen Sundes das viel begehrte und gepriesene Eiland Alsen.

Der eine unserer gefälligen Führer nahm das Wort: „Dort links, wo der Sund sich zur Föhrde ausbreitet, sehen Sie in der Insel die Bucht. Darin liegt jetzt, neben seinen kleineren Genossen, den Kanonenbooten, der Rolf Krake, das dänische Panzerschiff, welches wir während der Belagerung mehr zu unserem Vergnügen, als zu seinem Vortheil kennen lernten."

„Diese Meeresbucht rechts," erklärte der andere, „ist der Wenningbond, und drüben der Küstenrand mit dem steilen gelben Absturz heißt Gammelmark. Von da schossen unsere Kanonen Sonderburg in Brand.'

Eine erstaunliche Entfernung! die Sonderburger sind aus der Sicherheit, welcher sie sich hingaben, in furchtbarer Weise aufgeschreckt worden.

Wir gingen nach dem Sunde hinab und gelangten in den vormaligen Brückenkopf, das dänische Schutzwerk vor der jetzt abgebrochenen Schiffbrücke, welche das Festland mit Alsen verband. Einige hundert Schritte vor uns lagen die Straßen Sonderburgs, in denen wir keinen Menschen erblickten. Das häßliche Schloß am Strande und mehrere andere Gebäude waren zerschossen und ausgebrannt. Die Verschanzungen, welche an dem hohen Ufer des Sundes in zwei, auch drei Reihen über einander aufgeworfen waren und über deren Wällen Kanonen hervorragten und zuweilen eine dänische Schildwache uns betrachtete, zeigten, daß die Dänen sich zur Vertheidigung mit der anstrengendsten Arbeit vorbereitet hatten.

Auch die Preußen hatten ihren Strand zur Begegnung feindlicher Maßregeln eingerichtet, einige neue Brustwehren aufgeworfen und mit ihren gezogenen Kanonen besetzt. Letztere mußten, meines Erachtens, die dänischen Geschütze bald zum Schweigen bringen, wenn es hier noch einmal zum Kampfe kommen sollte.

An diesen Werken längs des Sundes vorbei, kehrten wir nach unserem Wagen zurück.

Alle Anordnungen der Preußen hatten auf mich den Eindruck vollkommener Zweckmäßigkeit, das Benehmen ihrer Mannschaften den einer äußerst kriegsmäßigen Ausbildung gemacht.

Es war Abend, als wir nach Flensburg gelangten, wo im Hotel ein großer Kreis preußischer Officiere verschiedener Regimenter versammelt war. Sie hießen uns freundlich willkommen und luden uns

ein, an ihrer Gesellschaft theilzunehmen. In ihrer zwanglosen Unterhaltung kam manches Bemerkenswerthe vor. Die Erfolge der preußischen Waffen hatten ihr Soldatenherz erfrischt; aber sie waren in ihrer Siegesfreude keineswegs ruhmredig, im Gegentheil besorgt, nicht zu viel zu sagen oder gar sich zu überheben. Das steife, aus immer regem Dienstgefühl entspringende Wesen, welches die verschiedenen Rangstufen der preußischen Officiere, mehr als wir es gewohnt waren, von einander sondert, war in dem freieren Zustande des Kriegslebens verschwunden. Um diesen Tisch hatten sie sich an einander geschlossen, wie es der Zufall fügte. Daß auf unsere Armee die Rede kam, konnte nicht ausbleiben, und wenn unsere Einrichtungen ihnen auch nicht wichtig erschienen, so entbehrten die wenigen Worte doch der schicklichen Achtung nicht, und Jeder war so tactvoll, die trübe Lage, in welcher meine Landsleute in Holstein sich befanden, mit keinem Worte zu erwähnen. Dagegen konnten sie Aeußerungen nicht ganz unterdrücken, welche Eifersucht auf die österreichischen Kriegsgefährten und Abneigung gegen dies Bündniß verriethen. Ob nach dem Waffenstillstand, welcher zu Ende ging, der Krieg wieder ausbrechen und was alsdann geschehen werde, gelangte nicht zur eingehenden Besprechung, trotzdem die Truppen wieder mehr zusammengezogen werden sollten, was auf bevorstehende Operationen hinzuweisen schien. Schon morgen sollten die Märsche beginnen. Man bedauerte, daß der Versuch, den Alssund zu überschreiten, gescheitert war. Jetzt hatten die Dänen sich vorgesehen; sie bewachten die Küste längs der engen Strecke des Sundes, wo allein nach jener Erfahrung eine Wiederholung des dreisten Unternehmens zu erwarten war. Von der Zukunft der Herzogthümer und von Politik überhaupt war gar nicht die Rede. Gern aber gab man uns auf alle Fragen ausführlich Antwort, welche die preußische Armee betrafen. Ihrem Berufe gehörte das Denken dieser Männer; den Aussichten, welche er ihnen bot, ihr Hoffen.

Am anderen Morgen drängte Wichard zur Abreise, obgleich wir unsere Ankunft auf dem Gute erst für den folgenden Tag angekündigt hatten. Um so mehr beharrte ich darauf, diesen Tag in Flensburg zu bleiben, damit wir den Ab- und Durchmarsch der Truppen, die nordwärts zogen, sähen. Und als nun die Bataillone, Schwadronen und Batterien in ihrer kriegsmäßigen Ausrüstung nach dem Tacte der Musik oder der Lieder, welche die Mannschaft sang, hinaus marschirten, da schlug auch Wichard das Herz, und er rief: „Ich möchte

mit!" Aber das war unmöglich. Wir waren nicht befugt, an kriegerischen Ereignissen theilzunehmen. Auch lagen noch zwei Tage zwischen heute und dem Ende des Waffenstillstandes, und ob alsdann die Feindseligkeiten, auf die man sich gefaßt machen mußte, wirklich wieder ausbrächen, vermochte Niemand zu sagen.

Als wir später am Hafen spazieren gingen, kam ein Johanniterritter auf uns zu und begrüßte Wichard. Er war in Hannover und auch in Preußen begütert und hatte Wichard kennen gelernt, als dieser bei seinem Regimente in Nordheim war. Er kam soeben aus dem Lazareth, welches sein Orden in Flensburg eingerichtet hatte, und lud uns ein, den Abend mit ihm zu verleben.

Er war ein wohldenkender Herr, der seine Johanniterpflichten ernst nahm und die Mängel der Ordenshilfe, welche sich bei dieser ihrer ersten Kriegsthätigkeit herausstellten, als lehrreiche Erfahrungen benutzt zu sehen hoffte. „Denn leider muß ich glauben," sagte er, „daß diesem Kriege andere folgen werden. Ich bin zwischen den Preußen und Oesterreichern hin und her gefahren, und es hat mir nicht entgehen können, daß die augenblickliche Waffenbrüderschaft nur eine Tünche über einen tiefen Riß ist.

Er war kein blinder Verehrer der Preußen, denn er tadelte sie einige Male scharf. Er war aber ein Freund der Ordnung und Disciplin, und daß diese als oberste Regel bei den Preußen unwandelbar aufrecht erhalten wurde, hatte ihm sehr gefallen. „Die Befehle führen sie mit höchster Energie aus," sagte er. „Ich gestehe, oft vielleicht unnöthig rücksichtslos; aber damit kommen sie zum Ziele. Schneidig! Wer keinen „Schneid" hat, ist unbrauchbar. Daß die preußische Politik nicht auch schneidig ist, liegt daran, daß Preußen nicht allein agirt. Die Politik der beiden Mächte in diesem Lande ist so unsicher, wie ihre Freundschaft; sie wissen anscheinend noch nicht, was sie wollen. Ihre Commissäre traten gegen die hiesigen Dänen anfangs entschieden auf, jetzt werden die Dänen mitunter in ganz unberechtigter Weise geschont. Es ist deshalb begreiflich, daß die deutschen Einwohner nach ihren herben Erfahrungen der vorigen Kriege argwöhnisch geworden sind und kein Vertrauen zu uns haben. Was sie für die Zukunft wünschen sollen, wissen sie nicht, außer dem Einen: von Dänemark loszukommen. Hier in Flensburg und weiter nördlich fürchten sie, daß wir sie abermals an Dänemark ausliefern, welches sie darauf für immer als „Süd-Jüten" incorporiren würde."

„Kann es jetzt noch bezweifelt werden, daß Schleswig-Holstein ein selbständiger deutscher Bundesstaat wird?“ rief Wichard aus.

Der Johanniter antwortete: „Mir scheint, daß wir davon noch weit entfernt sind. Wer soll Schleswig-Holstein haben? Oesterreich oder Preußen oder der Augustenburger, der von den Liberalen proclamirt wird und gerade im Herzogthum Schleswig, wo der Familie festeste Wurzeln sein müßten, am wenigsten Anhänger hat?“

Da wir hierauf nichts erwiderten, fuhr er fort: „Die liberalen Fürsprecher schaden dem Herzog; denn der Liberalismus und Parlamentarismus ist in Oesterreich nicht beliebt und in Preußen mit der Regierung im ärgsten Conflict. Und wenn auch die Augustenburger das meiste Anrecht auf das Land haben, was ich glaube, es geschieht nun einmal in der Welt leider nicht immer, was Recht ist.“

16.

Als ich Wichard's Eltern und Adele wiedersah, wurde ich in meiner Vermuthung bestärkt, daß sich hier Manches verändert habe. Der Herzlichkeit unseres Empfangs war etwas Befangenheit beigemischt. Die Art, wie der Baron, zwischen dessen Augen sich zwei kleine Falten gebildet hatten, die seinen Blick tiefer und dunkler machten, dem Sohne die Hand reichte; wie die Baronin ihn, fast zärtlicher als sonst, an ihr Herz drückte, wies darauf hin, daß zwischen dem vorigen und diesem Wiedersehen Bedeutendes liege. Auch Adelens Art, den Bruder und mich zu begrüßen, war anders als sonst, liebevoller gegen uns beide, gegen Wichard theilnehmend und gleich darauf gegen mich auffallend zurückhaltend.

Der Capitän war mit dem Grafen Eberhard, welcher mehrere Tage seines Urlaubs als Gast im Schlosse verweilt hatte, abgereist. Man beruhigte Frau Charlotte mit der Thatsache, daß Waffenstillstand, ihr Mann also keiner Kriegsgefahr ausgesetzt sei; aber sie wußte nicht, wann er zurückkehre, nicht einmal, wo er war.

Als die ersten Mittheilungen ausgetauscht waren, mußte ich weiter nach dem Hause meiner Eltern, wohin Wichard mich gern begleitet hätte; indeß es war schon Abend, und ich fuhr allein zu den Meinigen.

Trotz der späten Tagesstunde schien Clotilde ihn erwartet zu haben. Ihre Sorgsamkeit für mich, ihre Beflissenheit bei der Anordnung des Abendtisches hatte etwas Unruhiges, ihre gewohnte Umsicht

ließ sie einige Male im Stich, sie war zerstreut und vergeblich bemüht, ihr Hoffen und Fürchten zurückzudrängen.

Als sie uns gute Nacht gesagt hatte und bald darauf auch Vater in seine Zimmer gegangen war, wollte meine Mutter mit mir noch ein Gespräch führen.

„Clotilde verläßt uns für eine Woche," so fing sie an. „Schon lange hat Bertha von Eichborn sie eingeladen. Wir haben nur gewartet, daß sie Dich noch sehe. Morgen früh kommen Eichborn's und übermorgen nehmen sie Clotilde mit."

Ich erwartete nun, daß meine Mutter von Wichard sprechen würde; denn um seinetwillen wurde Clotilde fortgeschickt. Sie verstand meinen fragenden Blick wohl, schien aber unser früheres Gespräch über Beider gegenseitige Zuneigung nicht erneuern zu wollen; denn sie ging schnell zu einem anderen Gegenstande über.

„Wie hast Du Deinen Vater gefunden?"

„Er sieht vortrefflich aus."

„Heute Abend belebte ihn die Freude Dich zu sehen. Aber der Mangel des Amts beginnt jetzt, sich fühlbar zu machen. Achtundfünfzig Jahre ist zu früh für den Mann, ohne Beruf zu sein. Dein Vater ist immer beschäftigt, aber nicht befriedigt. Er hat Sehnsucht nach Hannover. Das bleibt das Land seines Herzens — und seines Schmerzes! Er wechselt viele Briefe dahin, fragt die Freunde nach diesem und jenem Geschäfte, wird von ihnen um Rath gebeten und hat nur immer neuen Kummer. — Wenn hier erst der Herzog Friedrich regiert, tritt Dein Vater hoffentlich in den Dienst dieses Landes. Da gäbe es zu schaffen! Er erhielte für seine Kraft das richtige Arbeitsfeld! Die Anhänger des Herzogs rechnen auf ihn."

Meine Mutter legte ihre Sachen zusammen, wie sie zu thun pflegte, wenn sie zu Bett gehen wollte. Da sagte ich: „Mir schien der Baron etwas gealtert zu sein."

„Er hat auch Sorgen. Das Schicksal des Landes und die Zukunft der Kinder beschäftigen ihn."

„Die Kinder machen ihm Freude," unterbrach ich sie.

„Friedrich ist nicht wieder zum Besuch hierher gekommen. Jetzt ist er schon lange bei dem Onkel in Wien. Er hat nur katholische Freunde und will den Winter in Rom zubringen. Das ist doch Alles bedenklich! Und der Baron kann nicht zu ihm reisen, weil er unter den jetzigen Umständen Holstein nicht verlassen will."

„Hat er sich mit Christian's Eintritt in den preußischen Dienst ausgesöhnt?"

„Vollkommen. Preußenfeindlich ist er nicht mehr. Er meint jetzt, daß nur Preußen Deutschland vorwärts bringen kann. — Christian wird sehr gelobt. Auch Friedrich ist bei seinen Sonderbarkeiten ein rechtlicher Mensch. Und Adele kann niemals etwas thun, was unrecht ist. Das sind Fügungen —"

„Adele?" rief ich. „Adele ist die tägliche Freude des Hauses."

„Das ist sie; aber ich fürchte, Ernst, nicht mehr ungetrübt. Ich glaube, daß die Eltern ihre Verbindung mit dem Grafen Eberhard gern sähen. Das wäre eine passende Partie und er ist ein braver Mann. Mir spricht er zu viel, das ist ja wohl preußisch? Uebrigens ist er liebenswürdig. Daß er Adele zu heirathen wünschte, bezweifle ich jetzt gar nicht mehr. Weshalb kam er neulich? Geschäfte mit dem Capitän? Was sollte das sein? Hier konnten die Beiden ja nichts ausrichten. Und der Graf bemühte sich ganz offen um Adele. Sie zeigte ihm dagegen neben der feinsten Höflichkeit Eiseskälte. — Nun müssen wir aber endlich zu Bett gehen. Unser Besuch morgen kommt früh."

So schnitt meine Mutter diese Unterredung ab. Von Friedrich, Christian und Adele hatte sie gesprochen, von Wichard wollte sie nicht sprechen, und was sie von Adele sagte, beschäftigte mich noch lange.

Am folgenden Tage nahmen die Gäste uns in Anspruch. Clotilde konnte kaum Ruhe finden, sie zitterte leise bei jedem Geräusch bis die Schloßbewohner kamen und sie Wichard gesehen hatte. Vater und seine Freunde waren meistens im politischen Gespräch; heute war der letzte Tag des Waffenstillstandes, welcher nicht zum Frieden geführt hatte. Man sah nicht ein, wie durch neue Feindseligkeiten die politische Entscheidung gefördert werden könnte; die preußischen und österreichischen Truppen hatten das Festland besetzt, und weitere Fortschritte verbot das Meer.

Die Baronin und meine Mutter widmeten sich den älteren Damen, von denen Frau Charlotte heute die meiste Theilnahme verdiente; denn sie wollte gefaßt erscheinen, während man doch sah, mit welcher Angst sie an ihren Mann dachte.

So war jeder in gewisser Weise gebunden. Bertha schien durch Wichard an Christian lebhaft erinnert zu werden. Nur Adele war unbefangen, und mich machte meine unerwiderte Neigung zu ihr, die Sorge um meine Schwester und die Freundschaft scharfsichtig. Bald

nahm ich wahr, daß Wichard sich vergeblich bemühte, mit Clotilde allein zu sein, daß diese mehrere Male erröthete und erblaßte.

Als gegen Abend die Schatten der Bäume auf dem See lagen, die Luft nach einem heißen Tage noch immer nicht kühl wurde, forderte Adele uns zu einer Bootsfahrt auf. Zwei Boote lagen bereit, ich sollte das eine, Wichard das andere rudern; in ersteres stieg Adele, in das zweite Clotilde mit Bertha. Als wir abgefahren waren, steuerte Adele eine andere Richtung, ich ruderte stärker und bald waren die Boote weit auseinander.

„Ziehen Sie die Ruder ein,“ sagte sie jetzt. „Wir sprechen dann ruhiger. Sie wissen so gut wie ich, was in Clotilde und Wichard vorgeht. Weshalb sollten wir darüber nicht sprechen? Die Beiden werden sich verloben, ob jetzt, ob später. Und ich freue mich darüber, denn sie können nicht ohne einander leben. Wenn die Liebe so mächtig geworden ist, so läßt sie den Menschen nicht mehr los.“

Ich sah ihr betroffen in die Augen, die sie nicht von mir wandte, während sie fortfuhr: „Wenigstens fürchte ich, daß dem so ist. Wie beklagenswerth ist dann der Eine, wenn der Andere ihn nicht ebenso glühend liebt. Da möchte ich warnen zur rechten Zeit: Bezwinge diese Neigung, laß die Knospe nicht wachsen, denn sie würde dahin welken —“

Traurig senkte sie den Blick. Ich ergriff die Ruder und setzte das Boot in Bewegung. Da sah sie mich wieder, jetzt warm und herzlich, an und sprach: „Die Gegenliebe, dies glückliche Loos, gewinnen wohl oft die Besten nicht.“

Nun schwieg sie. Ich wollte ihr etwas sagen, aber mir fehlten die rechten Worte. Man hörte nichts als die Ruderschläge und aus dem anderen Boote Bertha's fröhliche Stimme. Ich trachtete, es wieder zu erreichen, und wir landeten zusammen.

In später Stunde erst war ich allein und konnte mich meinem Weh überlassen. Adele wollte mich warnen. War es nicht zu spät? Sich selbst hatte sie nicht früh genug gewarnt, die Arme! So fest wie sie an Alfred, so fest hing dieser an Clotilde. — Ich blickte aus dem offenen Fenster auf die dunklen Bäume und Gebüsche, darin die Nachtigallen ihre Liebeslieder sangen. Ach, warum hat dieses Alles gerade so werden müssen, weshalb muß die Geliebte meiner Seele, weshalb mein liebster Freund so leiden? Und ich selbst, ich soll Adele aufgeben um seinetwillen, der sie verschmäht?

Diese Gedanken verfolgten sich in meinem Kopfe, kamen immer wieder auf demselben Punkt zusammen und eilten auseinander, um den gleichen Kreislauf von Neuem zu beginnen. Fast gedankenlos legte ich mich zu einem unruhigen Schlafe nieder.

Da wachte ich auf. Es war werdender Tag: Durch das offen gebliebene Fenster wehte ein kühler Nordwind auf mein Lager und nun ein dumpfes kurzes Zittern der Luft — und noch eines — und wieder. — Das sind ferne Schüsse! Ich sprang auf und legte mich in das Fenster. Nicht viel deutlicher hörte ich, aber mit mehr Bewußtsein, es waren entfernte Kanonenschüsse. Sie klangen weit her, es mußte von Alsen sein. Hatte man sie doch bei solchem Winde über das Meer bis hierher hallen hören, als noch die Belagerung war. Der Krieg ist wieder ausgebrochen!

In wenig Minuten war ich gekleidet. Im Hause war noch Alles still. Ich lief hinaus. Ich will zu Wichard. Ich erreiche das Schloß und die Seitenthür, welche nach seiner Wohnung führt. Sie ist offen, ich trete ein. Seine Zimmer sind leer; auch ihn wird das Schießen hinaus getrieben haben.

Als ich aus jener Pforte wieder in's Freie kam, fielen mir frische Fußspuren in dem thaufeuchten Grase auf. Wichard hatte den geradesten Weg darüber hin nach unserem Hause genommen; auf seinem Pfade lief ich zurück.

Er führte in unseren Garten, an der Bank vorbei, welche in den Zweigen einer Esche versteckt war. Da ist es mir, als höre ich leise Stimmen. Ich biege die Zweige zurück und sehe zwei Menschen neben einander stehen. — „Wichard! Clotilde!“ rief ich erschrocken und kaum hörbar. Wichard eilte auf mich zu und umarmte mich. „Sei nicht böse, Ernst! Sie ist meine Braut. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie fragen, ehe sie wegreist.“

„Das ist nicht recht von Euch,“ sagte ich vorwurfsvoll. „Wie konntest Du hierher kommen, Clotilde, so heimlich!“

„Ach, Ernst! Ich weiß selbst nicht, wie das zugegangen ist. Ich erwartete ihn nicht. Und doch, ich erwartete ihn; aber er hatte mir Nichts gesagt.“

„Hast Du recht gehandelt, Wichard?“ wendete ich mich jetzt ihm zu.

„Ich habe es,“ antwortete er. Er hatte mich losgelassen und Clotilde, die Glückliche, mit seinen Armen umfangen. „Ich bin mit meinen Eltern eins.“

Beruhigter sagte ich: „aber die meinigen wissen von Nichts.“

„Sie willigen ein, ich weiß es. Ich weiß es von meiner Mutter. Es ist Alles gut, Ernst. Ich habe jetzt Clotilde. Das war das Einzige, was noch fehlte. Nun mag Clotilde mit Bertha reisen, ich habe sie. Indessen ordne ich Alles, wenn sie fort sind, noch heute.“

„Das mußt Du, Wichard!“ betonte ich. „Nun laßt mich Ueberraschten Euch herzlich beglückwünschen! — Aber jetzt trennt Euch, bevor die Anderen erwachen.“

„Ja!“ sagte Wichard. „Geh' hinein, Clotilde. Du bist mein! Das ist Glück genug für heute.“

„Geh' hinein,“ wiederholte ich. „Du hörst bald von Wichard.“

Noch einen seligen Blick warf sie auf den Geliebten und ging in das Haus.

„Ich war schon in Deiner Wohnung, Wichard,“ sagte ich, als wir Beiden allein waren. „Hörtest Du Nichts?“

Er hatte keine Ahnung von dem, was mich aus dem Hause getrieben hatte. Ich führte ihn an einen freieren Platz. „Sei still und horche.“

„Das sind Schüsse!“ rief er.

„Gewiß! Und von Alsen her. Ich möchte an die Eisenbahn fahren, um gleich die Telegramme zu erfahren, wenn welche kommen.“

„Ich auch. Ich will anspannen lassen.“

Als wir in den Wagen stiegen, kam der Inspector heran. Er versprach, Wichard's und meine Eltern wissen zu lassen, weshalb wir wegfuhren. Ich freute mich über die Besonnenheit und Herzensgüte, die Wichard auch in seiner augenblicklichen Aufregung bewies, indem er dem Inspector nachrief: „Aber, bitte, sorgen Sie dafür, daß Frau Charlotte Nichts erfährt.“

Unterwegs schüttete nun Wichard mir seine Geheimnisse aus. Wie lange er Clotilde geliebt, wie lange er an ihrer Gegenliebe gezweifelt habe, daß Adele ihm zuerst Muth gemacht. Daß er mit seinen Eltern viele Briefe darüber gewechselt und jene zuletzt nur die eine Bedingung gemacht hatten: die Verlobung, wenn es zu einer solchen komme, solle bis zum Frieden geheim bleiben. Denn der Baron wünschte, daß Wichard dereinst das Gut erhalte, und hoffte, alle Stimmen zu der Aenderung des Familienstatuts zu gewinnen, um so mehr, da er ein Compensationsobject dafür zu bieten habe. Trotzdem würde dies an dem dänischen Onkel gewiß scheitern, wenn man nicht

warte, bis der politische Zustand entschieden und der Gegenstand des Bruderzwistes aus der Welt geschafft sei. Als man zu diesem Beschluß gekommen war, hatte die Baronin mit meiner Mutter offen über die Sache gesprochen und deren Ansicht getheilt, daß man letztere den beiden jungen Menschen keineswegs noch weiter erleichtern dürfe.

„Du sagtest," nahm ich nun das Wort, „Deine Verlobung solle noch geheim bleiben. Auch vor Deinen Geschwistern?"

„Was denkst Du? Nimmermehr! Vor dem Publicum."

„Und vor Alfred?"

„O nein! Gewiß nicht! Ich schreibe ihm gleich. Wie könnte ich anders?"

An der, mehr in das Land hinein, innerhalb bewaldeter Hügel liegenden Eisenbahnstation hatte man das Schießen nicht gehört, auch kein Telegramm erhalten. Der Vorsteher fragte in Neumünster an und bekam die Antwort, man wisse von Nichts.

„Wir haben uns aber nicht getäuscht," sagte Wichard.

„Ich warte."

„Ich auch."

„Sollen wir die Zeit benutzen und an Alfred schreiben?"

„Das ist ein guter Vorschlag."

Ich schrieb nun dem edelmüthigen Freunde von Clotilde und Wichard, schonend und aufrichtig in der vollen Wärme meiner theilnehmenden Empfindung. Und auch Wichard schrieb ihm.

Inmitten dieser Beschäftigung, welche Wichard das Warten erleichterte, mich dagegen schwer bedrückte, trat der Bahnhofsvorsteher ein und rief: „Die Preußen haben den Alssund überschritten und die Dänen vollständig überrascht, auf der Insel aber noch einen heftigen Kampf."

Diese Nachricht ergriff uns und Alle, welche sie hörten, auf das Lebhafteste. Man pries den Unternehmungsgeist der Preußen, der dies Wagniß vorbereitet und bis dahin glücklich durchgeführt hatte.

„Ach! Sie werden Sieger bleiben," meinte Wichard.

„Dann haben die Dänen das letzte Stück von Schleswig verloren," jubelte der Bahnhofsvorsteher.

Da wir auf weitere Nachrichten hofften, verschoben wir unsere Rückfahrt noch länger. Als unser Gemüth sich etwas beruhigt hatte, setzten wir unsere Briefe an Alfred fort. Ich schrieb von diesem neusten Kriegsereigniß, welches ein Balsam auf sein wundes Herz sein mochte,

und von unserem Freunde, dem Capitän, der mit thätig gewesen zu sein schien. Alfred konnte die Briefe noch heute bekommen, denn sein Bataillon war vor einigen Wochen in ein Städtchen an der Eisenbahn verlegt. Ich theilte ihm mit, daß Clotilde uns verlasse, die Brautleute ihr junges Glück gleich wieder entbehren sollten. Ich sprach es ihm aus, daß ich zuversichtlich darauf rechne, ihn auf die eine oder andere Art vor meiner Rückkehr nach Hannover zu sehen.

Da brachte der Bahnhofsvorsteher das zweite Telegramm des Inhalts, daß der Sieg der Preußen gewiß sei, weil sie jetzt eine hinreichende Truppenmenge auf der Insel hätten. Die Dänen wichen überall zurück.

Nun eilten wir, den Unsrigen diese wichtige und glückliche Neuigkeit zu überbringen.

Clotilde war fort. Sie war früh Morgens an meiner Mutter Bett getreten und hatte ihr Alles erzählt. Dann hatte die Nachricht, daß und weshalb ich mit Wichard weggefahren war, die Abreise unserer Gäste und Clotildens beschleunigt, weil Bertha's Vater nach Haus zu kommen wünschte, wo er dem Telegraphen nahe war. Bald nach meiner Ankunft holte Wichard sich die Einwilligung meiner Eltern zu seiner Verbindung mit Clotilde. So ging dieser Tag unter den verschiedensten Eindrücken dahin. Auch Frau Charlotte beschäftigte uns. Die Siegesnachricht, von der jetzt Jeder im Dorfe sprach, hatte ihr nicht verborgen bleiben können, und sie bedurfte ermuthigender Zusprache; denn viele Stunden mußten wir warten, bis ein Telegramm des Capitäns den wichtigen Sieg meldete und daß er am folgenden Abend gesund heimzukehren hoffe.

In dem Wunsche, seine Erzählungen gleich zu vernehmen, erwarteten wir ihn im Schlosse. Mit ihm kam zu unserer Ueberraschung Alfred. Er hatte seine Glückwünsche zu der Verlobung nicht verschieben wollen und war unterwegs mit dem Capitän zusammengetroffen. Als er eintrat, suchte und fand ich den Blick Adelens, welche kaum ihre leidenschaftliche Freude verbarg. In der ersten Unruhe des Wiedersehens bemerkte wohl nur ich dies und, welcher Kraft Alfred bedurfte, um heiter zu erscheinen. Die Begegnung mit Clotilde wäre ihm vielleicht zu schwer geworden. Aber als sähen Adelens Eltern, wie die meinigen, in sein Herz, so liebevoll empfingen sie ihn. Wichard schloß ihn mit übersprudelnder Fröhlichkeit in seine Arme. Ich gab

ihm nur die Hand und sah in sein treues Auge, wir verstanden uns am Besten.

Der Capitän war inzwischen von Frau Charlotte empfangen und kam mit ihr zu uns. Wir vernahmen nun mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, was er erlebt hatte.

„Der 29. Juni 1864," so begann er, „wird fortan zu den merkwürdigsten Tagen der Kriegsgeschichte gehören; denn an ihm gelang das außerordentliche Wagniß, eine von zehntausend Mann Landtruppen und von Kriegsschiffen bewachte Insel, deren Küste mit Schanzen und Laufgräben überreich versehen, durch Batterien schwerster Kanonen geschützt war, auf schwachen Booten zu erstürmen. Truppen, welche dies wagen, wagen Alles, und nur den besten wird es gelingen. Eine Armeeführung von solcher Kühnheit und Kraft kann viel erreichen.

„Zunächst kam Alles auf Geheimhaltung, auf durchdachte Einleitung an. Mehr als hundertundfünfzig Schiffe mußten über Land herbeigeschafft werden."

„Das ist zum guten Theil Ihr Werk," unterbrach ihn mein Vater.

„Meine Bekanntschaft der Verhältnisse und Personen in den Herzogthümern hat etwas geholfen. Als die Boote und Kähne glücklich heran waren, hatte ich Nichts mehr zu thun. Bei der Hauptsache mußte ich müßiger Zuschauer bleiben."

„Und doch bist Du noch da geblieben!" sagte Frau Charlotte mit freundlichem Vorwurf.

Ohne sich durch diese Bemerkung stören zu lassen, sprach der heute viel lebhafter als sonst redende Capitän weiter: „Wurden die Vorbereitungen dem Feinde bekannt, ging die Ausführung nicht planmäßig von Statten, so war kein Gelingen zu erwarten. Die Intelligenz der leitenden Officiere, die Energie in allen Chargen, die Ausbildung der Truppen sind bei dieser preußischen Waffenthat glänzend hervorgetreten."

Der Baron hatte Karten holen lassen, wir breiteten sie auf dem Tische aus. Der Capitän wies, als er seine Beschreibung fortsetzte, auf die betreffenden Orte: „Bei Satrup wurden die Schiffe von den Pontonieren, im Walde oder sonst wie verborgen, nicht weit vom Wasser auf dem Lande niedergelegt. Sie sollten von den Mannschaften in den Sund geschoben werden. Die Leute mußten bis an die Hüften in das Wasser, bevor sie die tief einsinkenden Fahrzeuge be-

steigen durften. Die Abfahrtsstellen waren nur tausend Schritt von dem Feinde entfernt; in der Stille der Nacht ein lautes Geräusch, und die dänischen Artilleristen schleuderten ihre Geschosse hierher.

Sämmtliche Schiffe zusammen konnten nicht mehr als zweitausendfünfhundert Mann mit einigen Reitern und ein paar leichten Kanonen auf den großen Militärpontons tragen, nur dieses Häuflein beim ersten Landen dem Feinde entgegentreten. Es mußte vernichtet werden, wenn es nicht den Boden Alsens eine halbe Stunde und länger allein behauptete; denn nicht früher vermochten die sogleich zurück rudernden Fahrzeuge die nächste Verstärkung hinüber zu bringen. In gleicher Weise sollte Echelon auf Echelon folgen. Die erste Abfahrt war auf Punkt zwei Uhr Morgens festgesetzt. Das war im Allgemeinen die Disposition.

„Die Sommernacht in diesen Breiten konnte hell sein, die Operation auf dem Wasser durch hohen Wellenschlag gefährdet werden. Das gute Glück schickte eine finstere Nacht und stilles Wasser.

„Schweigend zogen, von wegkundigen Pionieren geführt, die Truppencolonnen durch den dunklen Wald. Nirgends eine Stimme, an den Schiffen kein Laut, die unentbehrlichen Lichter verdeckt. Alles war bereit – Allen schien in dieser Stille die Zeit still zu stehen. Endlich — es ist zwei Uhr — tritt an vielen Stellen geräuschlose Bewegung ein, vorwärts nach dem Ufer. Ich nehme die schwarzen Gegenstände auf der grauen Wasserfläche wahr, es wimmelt um sie, die Leute besteigen die Schiffe, die Pontoniere schlagen die Ruder ein, die Fahrt beginnt. Beim ersten Tageslichte sehe ich die lange Reihe dem Feinde entgegen schwimmen.

„Ob die Dänen Nichts bemerken? Noch hörte man Nichts.

„Aber da! Ein Aufblitzen, ein Knall, ein Plätschern und Schlagen der dänischen Geschosse auf dem Wasser, in dem Walde —“

„Wo waren Sie denn jetzt eigentlich?“ fragte der Baron in die Rede des Capitäns hinein.

„Hier unten stand ich dicht am Wasser, an dieser Abfahrtsstelle, seitwärts genug, um nicht im Wege zu sein.“

„Es ist zu arg!“ rief Frau Charlotte. „Diese unglückliche Passion!“

„Hurrah! hurrah! antworteten die tapferen Männer in den Schiffen. Nun wurde stärker gerudert. Wieder ein Knall und wieder einer, von dänischer Seite Schuß auf Schuß. Und jetzt flackert drüben

ein Fanal auf, und schnell nach einander leuchten diese Feuerzeichen und allarmiren die dänischen Lager. Eilt, Ihr Braven, daß Ihr den Feind nicht zu stark Euch gegenüber findet!

„Alsens hohes Ufer wird sichtbar. Ich erkenne die Rauchlinien des feindlichen Gewehrfeuers, welches sich mit dem Kanonendonner mischt. Diesseits greifen jetzt unsere Strandbatterien in den Kampf ein und suchen das dänische Geschützfeuer auf sich zu ziehen. Von drüben schallt das deutsche Hurrah herüber, das erste Echelon stürmt die Höhen hinan. So weit ist das Unternehmen gelungen, der Feind hatte nicht genug Streitkräfte zur Stelle, er ist überfallen. Was ich jetzt oben auf den dänischen Brustwehren sehe, sind Preußen. Gott Lob und Dank! Die Dänen fliehen nach dem nahen Walde.

„Die Schiffe sind wieder hier, das zweite Echelon stößt ab. Da kommt ein neuer, ein gefährlicherer Feind. Aus der Augustenburger Föhrde dampft der Rolf Krake heraus und sendet flach, den Sund entlang, seine gewaltigen Geschosse. Wie können die Schiffe bestehen! Aus vielen Richtungen sind sie der Vernichtung ausgesetzt. Aber nein! Preußische Strandbatterien haben das Panzerschiff schon auf's Ziel genommen; die es erreichen können, schießen auf den schwerfälligen Koloß, und mit Glück! Denn er gibt den Kampf auf und zieht sich zurück.

„Nun ging Echelon auf Echelon ungestört nach Alsen über, aber dort leistet der Gegner noch heftigen Widerstand."

„Da fuhren auch Sie wohl hinüber?" fragte der Baron.

„Ich hätte es gekonnt, ich hatte meinen Passirschein und mein Wagen war nicht weit; aber noch lange mußten Truppen, dann Sanitätswagen und Vieles sonst hinüber, ich wäre im Wege gewesen. Ja, hätte ich gehen oder reiten können!"

Wir drei jungen Officiere hatten die Erzählung mit keinem Laut unterbrochen, unsere Phantasie war völlig in Anspruch genommen. Jetzt blickte ich von der Karte auf und zufällig nach Alfred und Adele hinüber. Alfred sah tief traurig vor sich hin und Adelens Augen waren auf ihn gerichtet.

„Sie können ja Nichts dafür, Alfred," sagte sie plötzlich, „daß Sie nicht dabei gewesen sind."

Er sah sich fast erschrocken um, nahm einen freundlichen Ausdruck an und erwiderte: „Freilich nicht! Es ist nur hart, daß wir nicht dabei waren; besonders für mich als Schleswiger."

„Wie ist die Sache drüben weiter verlaufen?“ fragte nun mein Vater.

„Die Dänen wurden bis in die Linie Rönhof-Kjär ohne hartnäckiges Gefecht zurückgeworfen, dort hatten sie sich concentrirt. Aus dieser Position konnten sie erst vertrieben werden, nachdem wir genug Truppen drüben hatten. Sie kämpften um den Rückzug auf ihre Schiffe. Sie aufzureiben oder zum Strecken der Waffen zu zwingen, bevor sie die Schiffe erreicht hatten, dazu fehlten die Kräfte. Am Südende der Insel, bei Kekenis, haben sie sich eingeschifft. Alsen ist unser.“

„Famos!“ rief Wichard aus, als der Capitän schwieg. „Man könnte die Preußen beneiden. Christian hat doch das Rechte gewählt.“ Kaum hatte er das Letzte gesagt, so fürchtete er, daß es seinen Vater unangenehm berühren könnte, und eilig fügte er hinzu: „Ich bin aber auch zufrieden.“

„Zu anderen Zeiten haben auch die hannoverschen Soldaten Großes geleistet,“ bemerkte mein Vater.

„Ja, gewiß,“ sagte ich, „und dies hätten sie ebenfalls geleistet, wären sie dahin geführt worden.“

„Das ist's!“ äußerte hierauf der Capitän, noch immer sehr lebhaft. „Sie wurden nur nicht dahin geführt, solch' gute Bissen behalten die Mächtigen für sich.“

Nun fragte ich, ob die Regimenter, von deren Officieren wir neulich mehrere kennen gelernt hatten, bei der Erstürmung Alsens gewesen wären. Der Capitän bejahte es. Manche dieser Kameraden waren vielleicht nicht mehr unter den Lebenden oder Gesunden. Ich nannte die Namen, die ich behalten hatte. Der Capitän hatte nicht gehört, daß einer von ihnen sich unter den Gefallenen befinde.

„Ich glaube, Dänemark wird jetzt Frieden schließen,“ sagte hierauf der Baron. Mein Vater stimmte dieser Ansicht bei und drückte die Hoffnung aus, daß die Einsetzung Friedrich's VIII. als Herzog von Schleswig-Holstein dann nicht mehr lange auf sich warten lassen möge.

„Kann ein kleiner Herzog Schleswig vertheidigen?“ entgegnete der Capitän.

„Einen Landesherrn müssen wir doch haben“, antwortete der Baron etwas unwillig über den in diesem Punkte Starrsinnigen.

Am anderen Morgen kam Alfred frühzeitig zu mir. Die Baronin

hatte darauf bestanden, daß er diesmal im Schlosse wohne. Am Nachmittage wollte er schon wieder abreisen.

Ich sah ihm an, wie sehr sein Herz litt, und doch sprach er von Clotilde nicht. In meiner augenblicklichen Stimmung hätte ich mich gern über Alles offen mit ihm ausgesprochen, ich fing an von Clotilde zu erzählen. Er hörte aufmerksam zu, that aber Nichts dies Gespräch fortzusetzen, sondern kam auf die letzten Kriegsereignisse. Als sie uns auf Graf Eberhard brachten, theilte ich ihm mit, daß dieser sich um Adele bemüht zu haben scheine, aber ohne Erfolg, denn ihre Neigung gehöre einem Anderen.

„Hoffentlich Dir“, sagte er hierauf.

Ueberrascht antwortete ich: „Nein, Dir!“

„Um Gotteswillen!“ rief er. „Daran wäre ich unschuldig.“

„Das bist Du“, beruhigte ich ihn. Jetzt schwiegen wir Beide, jeder scheute sich mehr zu sagen. „Ich habe ganz andere Interessen“, fing er wieder an, „welche durch die Verlegung unseres Bataillons an die Eisenbahn gefördert worden sind. Seitdem war ich oft in Hamburg, um mich in der Commerz-Bibliothek nach den Büchern umzusehen, die ich zu haben wünschte und die mir mit der größten Bereitwilligkeit verabfolgt werden.“

„Das schriebst Du mir.“

„Aber ich schrieb Dir noch nicht, daß ich bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft von zwei großen Kaufherren machte, die sehr zuvorkommend gegen mich waren und mich aufforderten sie zu besuchen. Dies habe ich alsbald gethan und bin dadurch nicht allein zu ihnen selbst in ein gewisses freundschaftliches Verhältniß, sondern auch zu einem besseren Einblick in den Weltverkehr gekommen, der mich ungemein interessirt.“

„Da ist wohl Deine Reiselust erwacht?“

„Und ein Lebensplan. Ich habe die Freude am Soldatenstande nach dem, was wir hier erlebten, noch mehr verloren. Als die Großmächte uns zur Seite schoben, habe ich die scheltenden Kameraden zu trösten gesucht und — wahrhaftig, Ernst! — ich will Dir unseren Stand nicht verleiden; aber ich muß es Dir doch sagen, daß ich ihn bald verlasse.“

„Alfred — “

„Ich gehe dann zu meinen neuen Hamburger Freunden, zunächst als Correspondent. Und so komme ich, wenn ich die kaufmännischen

Kenntnisse erworben habe, auch wohl zum Reisen. Für das Erste bleibe ich hier in der Nähe. Wird meine Heimath selbständig, so biete ich dem Herzoge vielleicht meinen Dienst an. Geschulte Officiere thun hier dann noth. Sonst widme ich meine Kräfte der weiten Welt."

17.

Bald nach diesen Erlebnissen kehrten unsere Truppen in ihre hannoverschen Garnisonen zurück. Die Bundesexecution ging damit zu Ende, daß Preußen und Oesterreich die Verwaltung Schleswig-Holsteins und Lauenburgs, ohne auf die anderen deutschen Regierungen Rücksicht zu nehmen, sich aneigneten. Aus der Festung Rendsburg wurde die hannoverisch-sächsische Besatzung von den Preußen fast gewaltsam vertrieben. Mit einem bitteren Gefühl gegen letztere verließen unsere Truppen das ihnen anvertraut gewesene Land, worin sie ihren alten guten Ruf bewährt, die Zuneigung und Achtung der Einwohner auf's Neue sich erworben hatten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Bitterkeit sich im Königreich Hannover verbreitete und der Abneigung der Hannoveraner gegen Preußen neue Nahrung gab. Die schlimmen Erfahrungen, welche die älteren Generationen im Anfange des Jahrhunderts mit der preußischen Politik gemacht hatten, wiederholten sich jetzt in anderer Weise für die Lebenden. Die friedliche Anerkennung einer preußischen Oberleitung der deutschen Angelegenheiten seitens Hannovers war durch den Verlauf dieser Bundesexecution äußerst erschwert.

Mich hatte schon die letzte Begegnung mit Adele und Alfred's Eröffnung in eine gereizte Stimmung versetzt; um so herber fühlte ich in mir den Neid auf den Waffenruhm der Preußen, und meine Liebe zur kleinen Heimath kämpfte mit dem Wunsche, einer großen Armee anzugehören. Aurelius sprach nicht tröstlich: „das unnöthig rasche Vorgehen der preußischen Truppen bei der Besetzung Rendsburgs ist schmerzlich. Wir werden Preußens Macht immer härter fühlen, wenn wir uns seinen für Deutschland nothwendigen Forderungen widersetzen. In Rendsburg waren wir im Recht, in unserem übertriebenen Particularismus sind wir es nicht. In das Schicksal, klein zu sein, müssen wir uns finden."

Alfred, der mit dem Bataillon nach Hannover gekommen war und seinen Dienst nach wie vor mit der größten Pünktlichkeit verrichtete, war dagegen weniger als je geneigt, von Preußen Gutes zu

erwarten. Er wies auf die Wendung hin, welche nach den für die deutschen Waffen gleichfalls siegreichen Ereignissen von 1848 in Schleswig eingetreten war, und konnte sich der Besorgniß nicht entschlagen, daß die Herzogthümer wieder im Stiche gelassen würden, obschon Dänemark gründlicher als damals besiegt war.

Ich hätte die schwache Hoffnung gehegt, daß Alfred seine Absicht, aus unserem Dienste zu scheiden, aufgeben würde, wenn er erst wieder in Hannover und den ihm lieb gewordenen Verhältnissen wäre. Es zeigte sich jedoch bald, daß er seinen Plan mit großer Bestimmtheit ruhig weiter verfolgte. Aurelius billigte letzteren. „Unser Freund", sagte er mir, „bedarf einer nach außen gerichteten Thätigkeit. So offen er in den meisten Dingen ist, es geht in seiner Seele doch immer vieles vor, was nicht heraustreten will und ihn aufreiben würde wenn nicht sein reger Geist in einer erfrischenden Beschäftigung ein Gegengewicht erhielte. Und Hamburg ist der rechte Ort für ihn. Er ist seiner Heimath nahe, die er so liebt, und er lebt in einem Freistaat, für welchen er Vorliebe hat. Die Anhänglichkeit, welche uns an Hannover bindet, besteht zum Theil in unserer Liebe zu dem Königthum, so getrübt dieselbe augenblicklich auch ist. Und diese Liebe hat Alfred nie empfunden. Den dänischen König in seinen Kinderjahren konnte er nicht lieben, und der, welchem er dient, konnte seine Anhänglichkeit unmöglich gewinnen."

Wichard berührte die Aussicht, daß er den treusten, immer klug rathenden Freund entbehren solle, schmerzlich. Er sah aber Alles, was dieser that, mit dem Vertrauen an, daß es gut sei, und tröstete sich und mich damit, daß wir ihn leicht erreichen könnten und oft, in Hamburg oder auf dem Gute, sehen würden.

Mein Vater und der Baron sprachen sich nicht mißbilligend, der Capitän billigend über Alfred's Plan aus. Meine Mutter schrieb ihm liebevoll theilnehmend: „Clotildens Gruß wird Wichard Ihnen bestellen. Von der Baronin und Adele soll ich Ihnen viel Freundliches sagen und Glück auf Ihren neuen Weg wünschen. Als Ihr Entschluß hier besprochen wurde, vertheidigte Adele denselben an der Seite des Capitäns am tapfersten gegen die Bedenken, welche die Anderen aussprachen."

Als unseres Freundes Absicht in weiteren Kreisen bekannt wurde, äußerte sich das Bedauern, ihn zu verlieren, allgemein und oft in rührender Weise.

Er erbat den Abschied und verließ Hannover.

Ich fühlte mich sehr vereinsamt. Zum ersten Male fiel mir das Trübe des Winteranfangs auf. Mehr als sonst sehnte ich mich nach meinen Eltern und Clotilde. Und nicht, wie früher, konnte ich, in meiner Wohnung allein, fröhlich sein. Nicht glänzte mir wie ehemals die äußere und die innere Welt. Jene vermochte ich nicht mehr mit leichtem Sinn zu betrachten, und zu Adele wurden meine Gedanken wider meinen Willen durch Vieles geführt, durch die Menschen, welche sie hier kannten, vor allem durch Wichard, der wenig Gesellschaft suchte, außer der meinigen. Nur mit mir konnte er von Clotilde sprechen, und jedesmal, wenn er es that, fühlte ich, daß mir ein solches Liebesglück nicht beschieden sei.

An meinen Vettern Jobst und Günther hatte ich keine Freude. Auch ihre Regimentskameraden hatten an ihnen mehr, als an anderen jungen Officieren zu erziehen. Im praktischen Dienst sollten sie sehr tüchtig sein. Uebrigens waren sie unlenksam und meinen Versuchen, sie zu einer nützlichen Beschäftigung in ihren Mußestunden zu bewegen, durchaus unzugänglich. Sie waren in ihrer robusten Körperbeschaffenheit rastlos, fast immer unterwegs. Sie lasen nur seichte, wenn auch nicht schlechte Romane; Jobst mit einer gewissen Begierde die vaterländischen von Blumenhagen.

Für mich kam hinzu, daß die beiden Brüder, die, so lange sie zu Hause auf einander angewiesen waren, sich gut vertrugen, jetzt in beständigem Hader lebten. Zuerst hatte Jobst's Behauptung, daß die Garde-du-corps ein vornehmeres Regiment, als das Garde-Regiment sei, Streit zwischen ihnen erzeugt; dann der Wunsch, den beide hegten, Kammerherr oder Flügeladjutant zu werden, sie zu Nebenbuhlern gemacht. Jeder fürchtete, der andere werde ihm hierbei im Wege sein, und glaubte, besondere Mittel anwenden zu müssen, um das Ziel sicherer und früher zu erreichen. Günther schloß sich dem bei Hofe vertrauten Timon an und war bald dessen fügsamer Diener. Jobst suchte die Gunst der Schauspielerin Mira zu gewinnen und war viel um sie. Sein Verhältniß zu dieser älteren Frau ohne anziehendes Aeußere war gewiß kein unsittliches im gewöhnlichen Sinne des Worts; aber es führte ihn in gefährliche Verbindungen mit der Schauspielerwelt.

Die Königin hatte sich in diesem Jahre zu einer weiteren Reise, welche sie nicht liebte, entschlossen und in den letzten Sommermonaten

die Schweiz besucht, wohin dann auch Tante Balbina mit Marie gereist war. Nach ihrer Rückkehr versammelte Tante Balbina wieder diejenigen Personen um sich, mit denen sie zuletzt auf einem guten Fuß gestanden hatte, die Melanie und deren Anhänger. Günther kam gewöhnlich mit Timon, der jetzt Marie den Hof machte. Herr Müller, welcher Wien ungeadelt verlassen hatte, war intimer Hausfreund. Wichard ging nicht mehr zu Tante Balbina, und ich machte ihr meine Besuche zu einer Zeit, wo ich der Melanie nicht begegnete.

Bei diesen wenig erquicklichen Umständen war die Freundlichkeit, welche die liebevolle und geistreiche Frau Elisabeth mir und Wichard erwies, eine Wohlthat für uns. In ihrem Hause sahen wir nur angenehme, nach dem Guten strebende Menschen. Ich glaube, ihr Kreis war derjenige in Hannover, welcher alle Menschen und Begebenheiten am mildesten beurtheilte und am liebsten zum Besten leitete. Man suchte nach dem Schönen und erquickte sich an dem Erfreulichen, was wir noch besaßen. Man bekämpfte jede Unbill, trachtete aber, alle Schärfen zu vermeiden. So machte man auch darin eine Ausnahme, daß die bei dem König und in den Regierungskreisen obwaltende feindselige Stimmung gegen Preußen kein beliebter Gegenstand des Gesprächs war. Man wollte nicht mit in das allgemeine Horn stoßen, um den Mißklang nicht zu verschärfen.

Bei Tante Balbina war dies anders. Da mußte ich die Klagen gegen Preußen immer hören. Sie selbst wurde einmal so heftig, daß sie sich zu dem Ausruf hinreißen ließ: „Prinzeß Friederike kann nimmermehr einen preußischen Prinzen heirathen!“ An diesen Heirathsgeschäften nahm sie, gewiß unaufgefordert und — wenigstens gegen mich — sonst auch verschwiegen, den lebhaftesten Antheil.

Die Melanie, Melet und Timon hielten Tante Balbina im österreichischen Interesse fest. Obgleich Oesterreich und Preußen in Schleswig-Holstein gemeinschaftlich handelten, war die Eifersucht des Kaiserstaates auf Preußen so wenig beseitigt, wie die Unmöglichkeit, daß letzteres sich in den deutschen Angelegenheiten Oesterreich unterwerfe. Am 30. Oktober 1864 war der Wiener Frieden geschlossen worden, in welchem der König von Dänemark seine Rechte an Schleswig-Holstein und Lauenburg an die beiden deutschen Großmächte abtrat, welche hierdurch gemeinschaftliche Herren jener Länder wurden. Dies war ein Zustand, der unmöglich von langer Dauer sein konnte. Die Erbfolgefrage in Schleswig-Holstein war, statt durch den Friedens-

schluß ihrer Erledigung näher gerückt zu sein, verworrener geworden. Denn es hatten nun auch der König von Preußen und der Großherzog von Oldenburg Erbansprüche auf Schleswig-Holstein geltend gemacht. Ja, nach Hannover waren Schmeichler gekommen, welche dem König Georg vorredeten, er habe ebenfalls nahe Rechte an diesen Ländern.

Meine Besuche bei Tante Balbina hatten für mich nicht allein die unerfreulichen allgemeinen Eindrücke, sondern auch eine persönliche Unannehmlichkeit zur Folge. Da ich bemerkt hatte, daß meine Cousine Marie Timons Huldigungen ernst nahm, glaubte ich sie warnen zu sollen und wies, als wir einmal allein waren, darauf hin, daß Timon nur eine sehr Vornehme heirathen werde. Das nahm sie übel und beging dazu noch die Thorheit, dies Gespräch ihrem Bruder Günther mitzutheilen, der nun anderen Tages zu mir kam, um mich zur Rede zu stellen. Er fing damit an, daß Cordula beinah Hofdame geworden wäre und Marie dies zu werden wünsche, wozu Timon ihr helfen könne. Als Hofdame aber wäre sie so vornehm, daß Timon sie heirathen würde. Ich war nun in die Nothwendigkeit versetzt, dem jungen Vetter meine Meinung in sehr derber Weise zu sagen, was er trotz seiner Zanksucht erschrocken und sich entschuldigend hinnahm; aber er und Marie zürnten noch lange mit mir, und erst allmählich gelangte letztere wieder zu dem richtigen Benehmen gegen mich und auch gegen Timon.

Inzwischen hatte Wichard's Vater hinsichtlich derjenigen Aenderung, welche er in dem Familienstatut bewirkt zu sehen wünschte, eine vorläufige Anfrage an seinen österreichischen Bruder gerichtet und die befriedigendste Antwort erhalten. Christian und Friedrich hatten über Wichard's Verlobung aufrichtige Freude geäußert und billigten Alles, was ihr Vater in obiger Beziehung thue. Es fehlte nur noch die Zustimmung des dänischen Onkels und seiner Söhne. Die der letzteren war zu erwarten, wenn ihr Vater sich derselben nicht widersetzte. Dieser aber beharrte bis jetzt in seiner unfriedlichen Haltung, weshalb der Baron es noch nicht für gerathen hielt, sich an ihn zu wenden. Auf dem Gute hatte man dem Capitän und Frau Charlotte, Pastors und, auf Clotildens besonderen Wunsch, auch Zephirius Wichard's Verlobung vertraulich angezeigt und erwartete nun den glücklichen Bräutigam zum Weihnachtsfeste. Je mehr wir uns diesem näherten, um so ausgelassener fröhlich wurde Wichard, während ich mich zum ersten Male vor dem schönen Feste, vor Adelens Nähe scheute. Des-

halb fühlte ich mich wirklich erleichtert, als ein dienstlicher Zwischenfall meinen Urlaub verhinderte. Alfred wollte ebenfalls zu Hause bleiben, um sogar die Festtage zu benutzen, damit er die für seinen jetzigen Beruf nöthigen Kenntnisse so schnell als möglich erwürbe.

Als Wichard, glückselig durch Clotildens Liebe, zurückkam, waren ihm alle anderen Beziehungen gleichgültiger geworden. Ich hatte Mühe, ihn zu bewegen, daß er wenigstens die nächsten Freunde nicht vernachlässigte. In der Hofgesellschaft, wo er noch immer begehrt war, machte er keine Besuche. Ich mußte auf manche deshalb an mich gerichtete Fragen ausweichende Antworten geben. Ihn selbst hatte man einige Male durch Einladungen, welche ihn mit der Melanie zusammengeführt haben würden, in Verlegenheit gesetzt, und als wir auf den Teichen des Georgsgartens Schlittschuh liefen, wurde ihm nahe gelegt, in dem sehr begrenzten, vertraulichen Cirkel zu erscheinen, in welchem die Königin dies Vergnügen auf die bequemste Weise genoß. Man benutzte hierzu den Graben, welcher den großen Herrenhäuser Garten umgibt und der gegen die Theilnahme und den Einblick des Publikums abgeschlossen wurde. Da auch dort die Melanie nie fehlte, so ging Wichard mit einer scherzenden Wendung über diese Aufforderung hinweg, und wir liefen nicht mehr im Georgsgarten, sondern auf entfernteren Eisflächen Schlittschuh. Auch Timon, welchen Wichard auf das Kälteste behandelte, versuchte noch einmal, das frühere Verhältniß zu ihm wieder zu gewinnen, erfuhr hierbei jedoch eine so schnöde Abweisung, daß ich fürchtete, es werde zu einem Duell kommen. Dieser Art, persönliche Angelegenheiten zu behandeln, war Timon aber abgeneigt, und er belästigte Wichard nicht mehr. Solche Zudringlichkeiten verleideten meinem Freunde das Leben in der Residenz, und er sehnte sich nach seinem Regiment zurück.

Den Hof sah man in dieser Saison selten. Mit den anderen Höfen schien der persönliche Verkehr ganz aufgehört zu haben. So wenig unsere Allerhöchsten Herrschaften zu ihnen, kamen ihre Fürsten zu uns. Der nahe verwandten preußischen Königsfamilie entfremdete man sich mehr und mehr.

Es wurde einsam in Herrenhausen. Und in dem Kreise, welcher die Majestäten umgab, kämpften verschiedene Strömungen mit einander. Da war die österreichisch-katholische Partei; dann eine Verbindung besserer Naturen, welche den Zusammensturz verhüten wollten; endlich

die Nebenregierung derjenigen subalternen Menschen, die nicht an die Oberfläche kamen, aber nur zu merklich handelten.

Auch die Schauspieler und Schauspielerinnen gewannen mehr Bedeutung. Die auserlesensten von ihnen nahmen sogar an anderen königlichen Lustbarkeiten, als den kleinen Abendgesellschaften Theil. Mira hatte eine Schauspielerin, Pauline, in ihre Freundschaft geschlossen und an den Hof gebracht, eine junge, schöne Person, welcher die Leute nachsagten, daß sie Timon's Geliebte sei.

Auch diese Mode machte Tante Balbina mit. Wie ich hörte, sah man an ihrem Theetische jetzt die Schauspielerinnen Mira und Pauline mit meinem Vetter Jobst öfter.

Eines Abends fand ich in meiner Wohnung ein Billet von ihr, worin sie mich bat, anderen Morgens um elf Uhr zu ihr zu kommen. Sie mußte mir etwas Wichtiges sagen wollen. Sie empfing mich noch in Morgentoilette, Marie war ausgeschickt.

„Ich wollte einmal über Euch jungen Männer mit Dir sprechen," fing sie an. „Daß ich nicht mehr das Vergnügen habe, Dich in meinen Gesellschaften zu sehen, ist mir erklärlich. Dein Intimus, der Gelehrte, hat Dich angesteckt. Wie hieß er doch?"

„Du weißt recht gut, wie er heißt, Tante," antwortete ich. „Alfred ist allerdings mein intimer Freund. Womit hat er mich angesteckt?"

„Auch Du steckst immer in den Büchern. Aber Wichard nicht, und über den wollte ich mit Dir sprechen. Man sieht ihn nirgends. Er ist wohl verliebt?"

„In Dich, Tante."

„Scherze nicht. Ich meine es ernsthaft. Er kann ja seine Liaisons haben. Das geht mich nichts an."

„Er hat keine."

„Aber es ist nicht schicklich, sich so zurückzuziehen. Und es schadet ihm. Man sagt, er sei böse auf den König."

„Das zu sagen, ist sehr thöricht und unrecht, Tante."

„Man sagt, er sei ganz augustenburgisch."

„Das ist er gar nicht," fiel ich ihr lachend in's Wort.

„Oder er habe es übel genommen, daß Seine Majestät, unser Allerhöchster Herr, über diesen Punkt nicht so denkt, wie sein Vater."

„Auch das zu sagen, ist thöricht."

„Du findest Alles thöricht, es ist aber so. Was sein Vater

denkt, das geht uns Nichts an, denn er ist Holsteiner; aber Dein Freund muß denken, wie Seine Majestät es will. Das ist seine Pflicht."

„Er erfüllt seine Pflicht."

„Besucht aber die Gesellschaften nicht."

„Das ist auch nicht seine Pflicht."

„Pflicht der Höflichkeit —"

Der Diener trat ein und meldete die Melanie. Tante Balbina wollte überrascht scheinen, war es aber nicht. Die Melanie hatte diese Entrevue angeordnet. Erst wollte ich weggehen; dann fiel mir ein, daß ich doch sehen müsse, wie das freche Weib sich benehmen werde. Ich blieb.

Die Melanie that, nachdem sie Tante Balbina begrüßt hatte, als kenne sie mich nicht, dann, als erkenne sie mich wieder, und hierauf sagte sie mit der größten Herzlichkeit: „Ach, ich habe Sie lange nicht gesehen." Nun wandte sie sich an Tante Balbina: „Die Königin wünscht Sie heute um drei Uhr zu sprechen. Ich glaube, es ist wegen der Krippe."

Dann fragte sie mich: „Wie geht es Ihrem Freunde? Auch ihn habe ich lange nicht gesehen. Ist er jetzt wohl?"

„Er ist immer vollkommen wohl gewesen."

„Das freut mich. Als ich ihn das letzte Mal sah, es war in meinem Hause, war er sehr aufgeregt. Es war freilich eine traurige Zeit."

„Welche?" fragte Tante Balbina.

„Ach! die schreckliche Katastrophe der entwandten Schatullgelder. Ich hatte gerade die erste Kenntniß davon erhalten, als Ihr Freund wegen eines Festarrangements zu mir kam. Ich war ganz erschüttert."

Ihren damaligen Versuch gegen Wichard wollte sie also als eine Erschütterung ihrerseits, als ein etwaiges Mißverständniß des aufgeregten Wichard betrachtet wissen. Der zweite, noch verbrecherischere Versuch sollte gar nicht existiren. Da war sie verschleiert gewesen.

Ich stand jetzt auf. „Deine Zeit ist wohl um?" sagte Tante Balbina. Ich machte beiden Damen eine Verbeugung und ging weg.

Ich erzählte Wichard den ganzen Hergang wörtlich. Ueber Tante

Balbina's Unterhaltung mit mir lachte er. Das Komödienspiel der Melanie empörte ihn.

Nach einiger Zeit hatte diese anscheinend ein anderes Mittel, wieder mit ihm anzuknüpfen, ergriffen. Sein General, ein sehr liberaler und wohlwollender Herr, hatte ihm eines Tages gesagt: „Morgen ist das letzte große Hofvergnügen, da kommen Sie endlich einmal. Sie sind in diesem Winter noch gar nicht dagewesen."

Nun mußte Wichard hingehen.

Es war ein sogenannter „Mamsellenball". Da wir beide nicht tanzten und ich neugierig war, was sich mit Wichard etwa zutragen möchte, blieb ich immer in solcher Nähe von ihm, daß seine Begegnungen mir nicht entgehen konnten. Da sah ich, daß Ihre Majestät, als sie, von mehreren Kammerherren und Damen begleitet, einen Rundgang durch den Tanzsaal machte, Wichard zu sich rufen ließ und sich lange mit ihm unterhielt. Es war ein angenehmer Anblick: Der schöne junge Mann mit seiner eleganten Haltung und seinem vornehmen Wesen, wie er mit anmuthiger Unterthänigkeit die Fragen ausführlich und ersichtlich zum Gefallen Ihrer Majestät beantwortete. Ich bewegte mich näher hinan, verbarg mich hinter einem Pfeiler und beobachtete, wie der Melanie trunkene Augen auf Wichard gerichtet waren. Die Umstehenden achteten, wie das bei solchen Gelegenheiten geschieht, auf die Königin und den, mit welchem sie sprach. Jetzt war die Unterhaltung zu Ende, und die Königin wendete sich nach einem gnädigen Gruß um.

Nun trat die Melanie auf Wichard zu, offenbar um ihn anzureden. Da sah ich einen Blick von ihm, dessen ich ihn kaum für fähig gehalten hätte. Gerade aufgerichtet stand er da, sie zu erwarten, und sah sie mit so tiefer Verachtung an, daß sie, die dreisteste Frau, die ich kennen gelernt habe, unter ihrer Schminke erröthete, die Augen niederschlug und, mehr wankend, als gehend, der Königin folgte.

Da ich gehört hatte, daß mein Vetter Jobst der Schauspielerin Pauline, welche er auch in den Abendgesellschaften Tante Balbina's traf, den Hof machte, so lenkte ich der letzteren Aufmerksamkeit auf das Mißliche dieser Zusammenkünfte. Sie wollte hiervon Nichts wissen; vielleicht fürchtete sie, es mit Pauline und dadurch mit Timon und der Mira zu verderben. Sie behauptete, die junge Schauspielerin sei eine sehr ehrenwerthe Person, und Jobst gehe ganz unbefangen mit ihr um. „Wenn Du mir endlich einmal Deine Gesellschaft am Abend

schenken willst, so komm' heute. Da kannst Du Beide beobachten. Und heute wird es interessant bei mir. Timon bringt einen Claviervirtuosen mit, Du wirst schöne Musik hören."

Obgleich ich Timon's Gesellschaft mied, nahm ich diese Einladung an.

Herr Müller war schon da, als ich kam. Dann kam mit der Mira Fräulein Pauline und zugleich Jobst; etwas später Timon mit einem Herrn, den er als einen soeben aus Amerika angekommenen Pianisten einführte, und einer Dame, die von letzterem als seine Frau vorgestellt wurde.

Während der Pianist spielte, — sein Spiel war recht schön, aber nicht hervorragend — konnte ich die zuhörenden Personen beobachten. Tante Balbina und die Mira erwiesen sich stille Höflichkeiten, Herr Müller langweilte sich, Timon machte der Dame, die mit dem Pianisten gekommen war, den Hof und Jobst, war ganz von Pauline eingenommen. Diese betrug sich auf die sittigste Weise und dennoch mußte ich nach einigen Blicken, welche sie und Timon wechselten, an ihr Einverständniß glauben, welches aus früherer Intimität in eine vertragsmäßige Duldsamkeit übergegangen war. Meines Vetters Vertraulichkeiten wies sie mit jungfräulicher Scheu zurück, und dann sah sie ihn wieder so zärtlich an, daß er sich einbilden konnte, sie trage für ihn die reinste Liebe im Herzen.

Ich freute mich, als der für mich peinliche Abend zu Ende war. Meine Wahrnehmungen hatten mich um Jobst besorgt gemacht, so daß ich genauere Erkundigungen nach seinen Verhältnissen einzog. Da erfuhr ich, daß er bedeutend verschuldet war. Ich stellte ihn zur Rede, er nahm jedoch meinen Rath nicht an. Hierauf schrieb ich seinem Vater und wandte mich in dessen Auftrage an den Commandeur, welcher die Versetzung meines Vetters in eine andere Garnison beantragte; daß er dies gethan, aber leider Jobst eröffnete. Nun bekamen natürlich Pauline, Mira und Timon Kunde davon, und wahrscheinlich haben letztere bewirkt, daß jenes Gesuch abgelehnt wurde. Jobst blieb in Hannover, und andere Urheber der bedauernswerthen Entscheidung waren nicht zu finden.

Während diese verdrießliche Angelegenheit mich beschäftigte, erzählte Tante Balbina mir eines Tages, wie hübsch der gestrige Abend in Herrenhausen gewesen war. Jener Claviervirtuose, welchen ich bei ihr kennen lernte, hatte vor den Allerhöchsten Herrschaften gespielt, und dabei hatte sehr Interessantes sich zugetragen. Seine Majestät war den

eigenthümlichen Weisen, welche der Pianist vortrug, mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit gefolgt. Dieselben hatten den König sogar in eine, von Allen bemerkte, Unruhe versetzt. Er hatte sich in seinem Sitz hin und her bewegt und nach Beendigung des Spiels lebhaft gefragt: „Was spielten Sie da?"

„Volkslieder aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Euere Majestät," antwortete jener.

„Haben Sie die Lieder in Amerika selbst gehört?"

„Ja wohl, Euere Majestät."

„Sind die Lieder dort verbreitet?"

„Sehr! dies" — er spielte etwas auf dem Flügel — „singen in New-York die Jungen auf der Straße. Dies". — er schlug ein anderes an — „ist in Boston an der Tagesordnung; dieses singt man in Cincinnati."

„Oho!" rief der König. „Ich habe sie ja componirt."

Diese überraschende Erklärung hatte den Künstler fast aus der Fassung gebracht. „Es ist das größte Compliment für einen Componisten, wenn seine Melodien Volkslieder werden," hatte er ausgerufen.

Nun war die Freude in der Gesellschaft groß gewesen. Der Pianist hatte die einzelnen Lieder wiederholen müssen, und Se. Majestät bei jedem in der huldvollsten Weise erzählt, wann und wo er dasselbe componirt habe.

„Es ist sehr auffallend," sagte ich, „daß hier die Lieder ganz unbekannt sind."

„Der Prophet gilt Nichts in seinem Lande," erwiderte Tante Balbina.

Zum Geburtstage des Königs wurde ein großes Fest in Herrenhausen vorbereitet. Es sollte eine Theatervorstellung, bei günstigem Wetter unter freiem Himmel in dem Heckentheater des großen Gartens, aufgeführt werden; aber nicht von Herren und Damen der Gesellschaft, sondern von den königlichen Schauspielern. Wallenstein's Lager wurde gewählt. Dabei sollte das Trompetercorps der Garde-du-corps im Costüm jener Zeit zu Pferde auf der Bühne erscheinen. Zu den Proben, welche die Königin mit ihrer nächsten Umgebung anzusehen pflegte, wurde auch mein Vetter Jobst zugezogen. Die Trompeter seines Regiments, welche einer Aufsicht bedurften, mußten den Vorwand geben; in Wirklichkeit verdankte er es Mira. Günther, der nicht so glücklich war, entbrannte in Eifersucht und Zorn gegen den

Bruder, welcher dem Kammerherrn jetzt erheblich näher gerückt zu sein schien.

Die Flaggen auf den Häusern, Glockengeläut und Kanonendonner verkündigten den 27. Mai 1865. Auch diesmal brachte der Geburtstag des Königs eine Generalordre, welche Beförderungen im Officiercorps enthielt und nach der Parade auf dem Waterlooplatze von dem zu Pferde neben Sr. Majestät haltenden General-Adjutanten vorgelesen wurde. Ich hörte am Schluß Wichard's Namen, ohne den Satz deutlich zu verstehen, sah aber gleich eine Ueberraschung bei den Nächststehenden. Wichard war seiner Stellung als Adjutant enthoben und zu seinem Regiment zurückversetzt worden.

Obgleich ich wußte, daß ihm diese Veränderung an und für sich angenehm sein würde, verdroß mich die Nachricht auf das Heftigste. Als der König weg geritten war und die Officiere über die neuen Beförderungen, welche für Einige unverdientes Glück, für Andere Härten enthielten, sprachen, war auch von Wichard's unerwarteter Versetzung die Rede. Er war ein sehr tüchtiger Adjutant geworden, sein General hatte ihn immer gelobt und war gleichfalls vollständig überrascht. Auch hier lag ein Act unberechtigter Einmischung vor; Wichard und ich wußten, von wem er kam. Die Theilnahme, welche ihm jetzt von allen Seiten bezeugt wurde, ließ seine Beliebtheit erkennen und erfreute ihn, so daß er selbst ganz zufrieden war. Sein General dagegen war sehr mißvergnügt; diese Versetzung, um welche man ihn nicht gefragt, von der man ihm nicht einmal eine Andeutung gegeben hatte, enthielt auch für ihn eine Rücksichtslosigkeit.

Die, in so kleinen Zügen sich äußernde Mißregierung schmerzte mich tiefer, als Wichard. Seine Gemüthsart war zu fröhlich, er war mit unserem Lande nicht so verbunden wie ich, und der Zustand seines Herzens zu glücklich. Wir fuhren zusammen nach Herrenhausen. Er wollte der Gesellschaft zeigen, daß der Schlag ihn nicht getroffen habe.

Es war ein lieblicher Sommerabend, der große Garten vom Schlosse bis zu dem Heckentheater tageshell erleuchtet, die entfernteren Wege und Plätze lagen in matterem Licht, alle Fontänen und Cascaden sprangen; bunte Lampions, um sie herum angebracht, warfen ihren Schein auf die steigenden und fallenden Wasser.

Das Heckentheater war mit Fahnen und Wimpeln, mit Pflanzen und Blumen, mit Teppichen und glänzenden Candelabern reich ver-

ziert. Ein Vorhang in Grün und Gold, auf welchem das hannoversche Wappen prangte, schloß die Bühne von dem Zuschauerraum ab. In diesem glänzten die Uniformen der Herren, die prächtigen Toiletten der Damen.

Die Königlichen Herrschaften, von Musik empfangen, nahmen Platz. Die Bühne öffnete sich. Das Stück, in der natürlichen Landschaft der hohen Bäume und grünen Büsche von den besten Kräften des königlichen Theaters dargestellt, die Kürassiertrompeter, „Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ blasend, das Alles machte einen äußerst lebendigen Eindruck.

Nach der Beendigung des Schauspiels folgte die Gesellschaft dem königlichen Hofe nach den Blumengärten und unteren Räumen des Schlosses. Zu dem Geburtstage des Königs kamen in jedem Jahre viele Personen von auswärts, um im eigenen Namen oder in dem ihrer Auftraggeber zu gratuliren. Sie wurden zu den Festen dieser Tage eingeladen. Die Gesellschaft war mithin zahlreicher und, da man alte Bekannte wiedersah oder neue Bekanntschaften machte, auch lebhafter als sonst. Man bewegte sich ziemlich zwanglos, war von der eigenen Unterhaltung in Anspruch genommen und achtete weniger auf die Anderen.

Die Nachricht von Wichard's Versetzung verbreitete sich in seiner ausgedehnten Bekanntschaft; allerseits erwies man sich freundlich gegen ihn, wodurch er in noch fröhlichere Stimmung kam. So trat er, durch seine liebenswürdige Heiterkeit verschönt, unter den vielen Menschen mehr hervor, als sonst geschehen sein würde. Es gewährte mir eine Genugthuung, als ich sah, daß die Melanie ihn unlustig betrachtete.

Frau Elisabeth, welche bei diesem Feste nicht fehlen wollte, war immer von Freunden umgeben, und mehrere Fremde ließen sich ihr vorstellen. Aber die Aufmerksamkeit, welche sie, die fast nie aus ihrem stillen Leben heraustrat, erregte und einem jedem erweisen wollte, griff sie an. Als das Souper beginnen sollte, wünschte sie sich zurückzuziehen. Da ich gerade zu ihr gekommen war, bat sie mich, ihren Diener und Wagen an das Portal zu bestellen.

Ich hatte dies gethan und war auf dem Rückwege zu ihr. Die Gesellschaft begab sich in die Säle, wo das Souper servirt war. Ich begegnete Wichard, der Felicia führte. Er rief mich an: „Frau von Leinau wünscht die große Fontäne in der Beleuchtung zu sehen, geh' mit uns.“ Ich antwortete, daß ich nachkommen wollte, sobald

ich Frau Elisabeth an den Wagen gebracht hätte. „Wir erwarten Dich,“ sagte Wichard. Dann kam er mir noch ein paar Schritte nach und sagte leise: „Du wolltest ja das Blumenparadies sehen, in dem ich der verschleierten Melanie begegnete. Wenn wir daran sein werden, gebe ich Dir ein Zeichen.“

Als ich nun weiter ging, sah ich die Melanie, welche sich eben von einer größeren Begleitung losgemacht zu haben schien und allein stand. Ich that, als bemerke ich sie nicht, und gelangte zu Frau Elisabeth. Diese wünschte den Bekannten gute Nacht; es verging einige Zeit, bis sie sich entfernen konnte. Dann führte ich sie nach ihrem Wagen und eilte hierauf Wichard und Frau von Leinau nach. Sie waren in einer der breiten Alleen weiter gegangen, zuletzt aber stehen geblieben, damit ich sie erreiche. Nun schritten wir nebeneinander fort, schweigend den Nachtigallen zuhörend, die in den Büschen neben uns sangen.

Da faßte Wichard mich an und wies seitwärts. Ich bemerkte in der hohen Hecke einen schmalen Ausschnitt. Das war die versteckte Pforte. Die Neugierde trieb mich, ich ergriff die Thür, die nicht verschlossen war. Ich trat ein, vielleicht ohne daß Frau von Leinau es bemerkte. Im Inneren des Quarrés umgab mich Blumenduft. Es war hell genug, daß ich gegenüber in der Ecke den Ruheplatz erkennen konnte. Stehenbleibend vergegenwärtigte ich mir die Scene, in der Wichard unfreiwillig mitgespielt hatte.

Da hörte ich draußen der Melanie Stimme, nicht laut, aber höchst erregt. Von Leidenschaft und Eifersucht fortgerissen, stieß sie die heftigen Worte heraus: „Ei, die sittsame Frau! In dieser Begleitung allein! Im Hellen so empfindlich auf ihren Ruf, hier seitwärts hört das auf.“

Erschrocken und um die Freunde besorgt, trat ich leise vor. Um die Hecke, die mich verbarg, sah ich, daß Felicia sich von Wichard losmachen wollte, um zu entfliehen; er hielt sie aber fest. Mit seiner anderen Hand hatte er den Arm der Melanie ergriffen. Sie wollte sich ihm entwinden, vergeblich; er drückte sie fast zu Boden. Mit zornfunkelnden Augen sah er sie an, während er sprach: „Sie, Schamlose, wagen es, mir noch einmal zu begegnen? Sie sind nicht werth, die Luft zu athmen, welche diese edle Frau umgibt, und vor mir vergrößert die Leidenschaft Ihre Schande.“

Bei den letzten Worten ließ er sie mit einer kalten Bewegung, als werfe er sie von sich, los und führte Felicia davon.

Die Melanie stand einen Augenblick zitternd da. Dann bewegte sie sich gegen mich. Ich zog mich leise in die Ecke zurück. Sie trat ein und stürzte nach dem Ruhesitze hin. Hinter ihr schlich ich aus der Pforte. Draußen sah ich Wichard und Felicia dem Schlosse zueilen. Ich selbst ging nach der entgegengesetzten Richtung in den Seitenweg, auf welchem die Melanie gekommen sein mußte; denn wie in solchen Lagen nicht selten mit dem Ernsten das Komische sich verbindet, dachte ich in diesem aufregenden Momente an die Rathschläge und Warnungen, welche Alfred auf jenem Costümballe als niederländischer Greis ausgesprochen hatte, und es fiel mir ein, daß ich hier, wo Keiner mich sehen und nur die Melanie mich hören würde, seine Rolle fortspielen könne. Ich schlich noch um die folgende Ecke des Quarrés und befand mich hinter ihrem Ruhesitze, nur die undurchsichtige Hecke zwischen mir und ihr. Alles außer den Nachtigallen und rauschenden Fontänen war still, meine Worte mußte sie vernehmen. Ich stellte mich nahe an die grüne Wand und mit einer Stimme, welche ich der damaligen Alfred's nachzuahmen suchte, sprach ich feierlich: „Melanie!“

Ich hörte ein Geräusch. Die Gerufene schien aufzustehen.

„Der Greis spricht, der Dich seit jenem Abend kennt, wo die Treffkönigin am Arme des Kartenkönigs ging. Du irrst, wenn Du Deine Handlungen verborgen wähnst; denn immer wirst Du beobachtet. Auch auf dem Platze, wo Du jetzt bist, wolltest Du einst verschleiert sündigen.“

Ein leiser Schrei drang zu mir; dann rauschten ihre Kleider. Durch die Seitengänge entfernte ich mich.

Die Musik aus dem Schlosse klang mir entgegen. Der größte Theil der Gesellschaft war drinnen; aber auch draußen waren Viele, welche lustwandelnd die milde Nacht genossen. Ich suchte Wichard und Leinau's, sah sie zusammen fortgehen und kam ihnen auf einem Umwege entgegen. Sie hatten mich gesehen. Dann mischte ich mich unbefangen in die Gesellschaft.

Als die Majestäten sich zurückgezogen hatten, trat Tante Balbina mit Marie zu mir: „Ein schönes Fest! Nicht wahr, Ernst?“

„Prächtig.“

„Ich wollte der Melanie noch gute Nacht sagen, kann sie aber nicht finden.“

„Ich habe sie beim Souper nicht gesehen.“

Am andern Morgen früh kam Wichard zu mir: „Frau von Leinau bat ihren Mann, daß sie gleich nach Hause führen. Sie nahmen mich mit. Unterwegs erzählten wir ihm Alles. Er fühlt sich von der Melanie so beleidigt, daß er sie zur Rechenschaft ziehen will.“

Ich antwortete: „Geh' zu ihm und bitte in meinem Namen, dies nicht zu übereilen. Versäumt wird hierdurch Nichts. Ich habe Alles gesehen und gehört und bin Zeuge. Felicia ist vollständig gerächt. Will er trotzdem nicht warten, so bitte ihn, mich wenigstens erst zu hören und benachrichtige mich. Am besten ist aber, es wird von der Sache gar nicht gesprochen.“

Nach einer Stunde brachte Wichard die angenehme Nachricht, daß der gekränkte Ehemann vorläufig beruhigt war.

Am Nachmittage ging ich zu Tante Balbina und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Sie sei wohl, sagte sie, die Melanie aber krank. In der folgenden Zeit erfuhr ich auf demselben Wege, daß letztere ganz still leben müsse, und nicht viel später, daß sie abgereist war, um sich zu erholen.

Der König hatte den Pianisten, welcher Sr. Majestät Compositionen als amerikanische Volkslieder gespielt hatte, zum Concertmeister gemacht, und dieser sollte ein Musikfest leiten, zu welchem eine Probe in dem schönen neuen Wagenhause des königlichen Marstalls stattfand. Um die Akustik des Raumes zu prüfen, war derselbe statt des Publicums mit dahin commandirten Soldaten gefüllt. Der Hof erschien zu der Probe, bei welcher sich herausstellte, daß der neue Concertmeister seiner Aufgabe keineswegs gewachsen war; er konnte nicht einmal die Partitur lesen. Nun richtete der König eingehendere Fragen an ihn, worauf der Concertmeister behauptete, selbst Symphonien componirt zu haben. Hierauf befahl der König, daß in dem ersten Theaterconcert der nächsten Saison eine dieser Symphonien aufgeführt werde.

18.

Die Verhandlungen, welche nach dem Wiener Frieden zwischen Oesterreich und Preußen über die Elbherzogthümer geführt wurden, ließen die Unmöglichkeit einer Einigung der beiden Großmächte in den

wichtigsten deutschen Angelegenheiten von Neuem erkennen. Oesterreich wollte Preußen eine Machtvergrößerung im Norden nur dann gestatten, wenn es selbst durch die Abtretung preußischer Landestheile vergrößert würde, was der König Wilhelm ein für alle Mal verweigerte. Und doch mußte die unerträgliche gemeinschaftliche Verwaltung jener Länder aufhören. So kam im August 1865 der Gasteiner Vertrag zu Stande, in welchem Preußen das Herzogthum Lauenburg gegen eine an Oesterreich zu zahlende Geldsumme für sich allein erwarb, während Schleswig-Holstein gemeinsamer Besitz blieb, aber getrennt, Schleswig von Preußen, Holstein von Oesterreich besetzt und verwaltet werden sollte. Nur zu den Garnisonen von Rendsburg und Kiel bestimmte man Truppen beider Mächte. Dieser Vertrag war lediglich ein Auskunftsmittel, die Entscheidung weiter zu vertagen.

Im Königreich Hannover waren indessen neue Zwistigkeiten entstanden. Das Ministerium, welches die Erbschaft des Grafen Borries angetreten und sich bemüht hatte, den Unfrieden zu beseitigen, hatte die Gnade des Königs bereits verloren und war in Gefahr zu scheitern. Augenblicklich wartete ein, die Landtagswahlen betreffendes Gesetz, welches mit der Genehmigung des Königs den Ständen vorgelegt und von ihnen gebilligt worden war, auf die königliche Vollziehung, letztere mußte erfolgen oder der Minister des Innern abtreten. Als hiervon eines Abends bei Frau Elisabeth die Rede war, sagte Aurelius, daß der ehemalige Polizeidirector Wermuth, welcher jetzt Landdrost in Hildesheim war, den König nachträglich vor dem Gesetze wegen darin enthaltener liberaler Concessionen gewarnt habe, daß aber die vier neuen Minister im jetzigen Ministerium sich bei der Uebernahme der Regierung gegen einander verpflichtet hätten, zusammen ihre Entlassung zu nehmen, wenn einer von ihnen zur Niederlegung seines Amtes genöthigt würde. Allgemeiner bekannt war, daß Wermuth's Entfernung von der Residenz seinen unheilvollen Rathschlägen bei dem Könige kein Ende gemacht hatte. Das Publicum glaubte, daß die dunklen Rathgeber Georg's V. den Minister des Innern und den der Finanzen, welche von ihren Umtrieben am meisten betroffen wurden und sich denselben widersetzten, stürzen wollten.

Im September fand eine Truppenconcentrirung zu Manövern statt, die bei Hildesheim beginnen, sich nach Hameln und dann zurück nach Hannover ziehen sollten. Die Stadt Hildesheim war im Jahre 1848 revolutionär und bis in die neuste Zeit oppositionell gewesen.

Der Chef der Provinz, der Landdrost Wermuth, wollte die Gelegenheit der Manöver benutzen, um dem König zu zeigen, daß er die Eingesessenen seines Bereichs zu treuen Unterthanen bekehrt habe. Der königliche Hof residirte während der längsten Zeit dieser Truppenübungen in dem fertigen Theile der Marienburg, von wo die Allerhöchsten Herrschaften mehrere Male nach Hildesheim kamen und in der Dienstwohnung des Landdrosten abstiegen. Es hätte keiner Bemühung des letzteren bedurft, um die Bewohner der Stadt und des wohlhabenden Landes umher zur Darbringung schicklicher Huldigungen bei der Anwesenheit des Landesherrn zu bewegen. Auch hier sicherte die Anhänglichkeit an das königliche Haus den Majestäten überall einen freudigen Empfang. Nun aber hatten die Anstrengungen Wermuth's bewirkt, daß diese Aeußerlichkeiten einen byzantinischen Anstrich erhielten und sich wie ein Jubel des Volkes ausnahmen, welcher den König wohl bethören konnte. Die Reden waren überschwänglich, und die Festlichkeiten in Hildesheim auf das Größte angelegt. So ein Fackelzug, welcher, den Domplatz füllend, vor dem Hause des Landdrosten Aufstellung nahm; so besonders die Illumination am Geburtstage des Kronprinzen, bei welcher die Gebäude und Straßen, die der alten Stadt den Namen des norddeutschen Nürnbergs verschafft haben, von Künstlerhand mit Licht und Farben geschmückt, ungemein schön aussahen.

Daß alle diese Veranstaltungen den Landdrosten in der Meinung des Königs noch höher stellten, war begreiflich. In jener Zeit war Wermuth der mächtigste Mann im Lande. Von seiner Behausung strahlte die königliche Gnade aus, seinen Vorschlägen folgend, verlieh Se. Majestät nach diesen Festtagen Titel und Orden.

Die katholische Geistlichkeit der Bischofsstadt benahm sich bei der Anwesenheit des Königs eher zurückhaltend als zuvorkommend. Die geistlichen Herren des Domcapitels hatten die Anordnungen, welche für die Truppenconcentrirung und die Feste getroffen werden mußten, ihrerseits unterstützt und genügten demnächst allen Forderungen, welche die Etiquette an sie stellte; aber sie gaben nicht die begeisterte Theilnahme zu erkennen, die man von ihnen erwartet hatte, und hieran vermochten weder die Besuche, welche sie von den Flügeladjutanten erhielten, noch die Aufmerksamkeiten, welche die Majestäten ihnen erwiesen, etwas zu ändern. Wahrscheinlich wollten sie ihre Mißbilligung

ausdrücken, daß an dem Sturze des Ministeriums gearbeitet wurde, dem Windthorst angehörte.

An einigen Manövern nahmen braunschweigische Truppen Theil. Es war bemerkenswerth, daß ihre Officiere auf unsere Gemeinschaft weniger als früher Werth legten. Nach der Formation des 10. Bundes-Armeecorps gehörten sie in den taktischen Verband der hannoverschen Truppen. Sie hatten, wie es schien, die Hoffnung aufgegeben, daß diese Formation militärisch ersprießlich sich entwickeln könne. Ihre Sympathien gehörten der preußischen Armee.

Am Schluß der diesjährigen Manöver gab der König ein großes Militärdiner im Residenzschlosse zu Hannover und trank hierbei auf das Wohl seiner Armee, in welcher, wie er sagte, alle Waffen unübertrefflich, alle Chargen mit ausgezeichneten Männern besetzt seien. Durch eine solche Armee, so schloß er, sei Er, sein Haus und sein Königreich sicher.

Wenige Wochen nach den Hildesheimer Festen trat der Ministerwechsel ein. Dort war das Schicksal des bisherigen Ministeriums entschieden, das heißt der vier Minister, welche nach dem Abgang des Grafen Borries ernannt waren; denn die Minister des Auswärtigen und des Krieges blieben in dem neuen, dem letzten hannoverschen Ministerium. Den Minister Windthorst hätte, so sagten kundige Leute, der König gern behalten, und er wäre auch gern Minister geblieben; aus Solidarität mit seinen Collegen mußte er deren Schicksal theilen. Neue Minister wurden: für das Innere Bacmeister, der als kenntnißreich und sehr klug bekannt war; für die Justiz Leonhardt, ein namhafter Jurist; für die Finanzen Dieterichs und für den Cultus von Hodenberg. Von Dieterichs wußte man Nichts, als daß er ein Neffe des Landdrosten Wermuth und früher Postrath gewesen und von Hodenberg, daß er ein ganz junger Diplomat und sehr kirchlich gesinnt war. Diese Ministerernennungen machten den ungünstigsten Eindruck im Lande. Die Namen Bacmeister und Leonhardt vermochten nicht, das Mißtrauen gegen das neue Ministerium zu beseitigen. Im Publicum erzählte man sich sogar, Wermuth stehe im preußischen Solde und müsse die Mißregierung in Hannover so arg wie möglich machen. Tante Balbina fand keinen Unterschied zwischen den neuen und den abgetretenen Ministern; es waren abermals drei bürgerliche und nur ein adeliger.

Die Gesellschaft rüstete sich wieder zu den Freuden des Winters.

Im Hoftheater begannen die Concerte, und das erste sollte eine Symphonie bringen, welche der für die amerikanischen Volkslieder zum Concertmeister gemachte Pianist componirt hatte. Der Hof war erschienen, der Saal gefüllt, die Symphonie begann, ein sonderbares Tongewirr. Die Anwesenden begriffen erst nicht; sie wurden gespannter, die folgenden Sätze erhöhten die Verwunderung und das Mißfallen. Man hörte ein Machwerk der unkundigsten Hand. Die Unzufriedenheit im Saale fand einen starken, nur durch die Gegenwart der Majestäten gemäßigten Ausdruck. Als das Publicum das Theater verließ, hatte manche Dame Thränen in den Augen, und die Männer waren außer sich vor Scham und Entrüstung. Der blinde König konnte nicht vollständig begreifen, was in dieser Stunde um ihn her vorging; denn er sah die Gesichter nicht. In der Nacht verließ der Concertmeister Hannover heimlich für immer.

Dieser Vorfall war nur eine von den Verdrießlichkeiten, welche Georg V. von Schmeichlern bereitet wurden. Nicht lange mehr sollten die großen Ereignisse ausbleiben, die ihm den Thron kosteten, weil er, der Rathgeber bedürftig, die schlechten lieber als die guten hörte.

Frau Elisabeth vermied, von Hofgeschichten zu sprechen, wenn sie ihr nicht Gelegenheit gaben, die Königin zu loben. Ein Anderer brachte in ihrer Gesellschaft das Gespräch auf des Pianisten Auftreten und Verschwinden und äußerte, daß die Königin unvorsichtig gehandelt habe, indem sie gestattete, daß er bei ihr spielte.

„Die arme Königin!“ sprach hierauf Frau Elisabeth. „Ist es nicht begreiflich, daß sie jede Gelegenheit benutzt, den König zu zerstreuen? Ihre nächste Umgebung hatte den Mann empfohlen und wenn der König nicht selbst den Betrug mit den sogenannten amerikanischen Volksliedern erkannte, was konnte die Königin thun?“

„Sie sollte ihre Umgebung kennen und ihr nicht vertrauen,“ meinte Jener.

„Kaum eine Frau kann sagen, wie selbständig sie in der Lage geblieben wäre, in der sich die Königin seit Beginn ihrer Ehe befunden hat,“ entgegnete Frau Elisabeth. „Männer können dies noch weniger; denn sie wissen nicht, wie sehr eine gute Frau von dem Gedanken beseelt wird, den Lebensgefährten zu beglücken. Der Freund, welchem die unerfahrene Kronprinzessin, die junge Königin ihr Vertrauen schenkte, der sie leiten sollte und allein leiten wollte, war ihr blinder Mann. Ist es nicht natürlich, daß sie, von Mitleiden mit ihrem Gemahl er-

füllt, Alles vermied, was dessen mißtrauisches Gemüth auch gegen sie und die heranwachsenden Kinder richten konnte; daß sie ihren eigenen Willen aufgab, damit der König in ihrer Nähe sich wohl fühle?"

„Wenn aber des Königs Willen auch da keinen Widerstand findet, wo er in's Unglück führt?"

„Dann wird die Königin in ihrem Gott ergebenen Herzen die Kraft finden, das Unglück würdig zu tragen," antwortete Frau Elisabeth.

Das Verhältniß meines Vetters Jobst zu der Schauspielerin Pauline bedrohte die Familie mit Kummer und Aergerniß. Er war ganz von ihren Banden umstrickt, und sie legte es darauf an, daß er sie heirathe. Sein Commandeur wollte nicht noch einmal den Versuch machen, ihn aus Hannover zu entfernen. Er sagte mir: „Ich habe Ihren Vetter gewarnt und warnen lassen, mehr kann ich augenblicklich nicht thun. Will er die Person heirathen, so muß er abgehen. Es wäre schade, denn es steckt ein guter Cavallerist in ihm."

Als meine Vorstellungen bei Jobst nutzlos blieben, rieth ich Onkel Georg, ihm zu schreiben, daß er die väterliche Einwilligung zu einer Ehe mit der Schauspielerin nicht erhalten würde und, wenn noch weitere Schritte nöthig wären, nach Hannover zu kommen, um eine Audienz bei Sr. Majestät zu erbitten.

Onkel Georg wollte sich nicht gern mit einer Anklage seines eigenen Blutes an den König wenden. Da Jobst aber geantwortet hatte, daß er als fünfundzwanzigjähriger Mann wisse, was er zu thun habe, daß Fräulein Pauline eine ausgezeichnete Dame sei, die er liebe und heirathen werde, so kam sein Vater nach Hannover, wo er die erbetene Audienz sogleich erhielt. Ihren Verlauf erzählte er mir, durch die königliche Huld in eine gehobene Stimmung versetzt. Der König hatte ihm ruhig, nur einige Male „Oho!" rufend zugehört und dann gesagt: „Das habe ich gar nicht gewußt, das hat man mir nicht gemeldet. Man hat mir berichtet, Ihr Sohn habe Schulden, sei aber ein tüchtiger Officier. Schulden machen, wenn man sie bezahlen kann, ist ja nicht so schlimm. Ihr Sohn ist ein großer, stattlicher Mann und paßt in meine Garde-du-corps. Deshalb lehnte ich seine Versetzung ab. Jetzt aber werde ich sie sogleich befehlen. Ich will keine unpassenden Verbindungen meiner Officiere."

Es war, wie ich vermuthet hatte. So wurden höchst wahrscheinlich auch andere Fälle dem König, der ein empfindliches Gefühl für

Im Hoftheater begannen die Concerte, und das erste sollte eine Symphonie bringen, welche der für die amerikanischen Volkslieder zum Concertmeister gemachte Pianist componirt hatte. Der Hof war erschienen, der Saal gefüllt, die Symphonie begann, ein sonderbares Tongewirr. Die Anwesenden begriffen erst nicht; sie wurden gespannter, die folgenden Sätze erhöhten die Verwunderung und das Mißfallen. Man hörte ein Machwerk der unkundigsten Hand. Die Unzufriedenheit im Saale fand einen starken, nur durch die Gegenwart der Majestäten gemäßigten Ausdruck. Als das Publicum das Theater verließ, hatte manche Dame Thränen in den Augen, und die Männer waren außer sich vor Scham und Entrüstung. Der blinde König konnte nicht vollständig begreifen, was in dieser Stunde um ihn her vorging; denn er sah die Gesichter nicht. In der Nacht verließ der Concertmeister Hannover heimlich für immer.

Dieser Vorfall war nur eine von den Verdrießlichkeiten, welche Georg V. von Schmeichlern bereitet wurden. Nicht lange mehr sollten die großen Ereignisse ausbleiben, die ihm den Thron kosteten, weil er, der Rathgeber bedürftig, die schlechten lieber als die guten hörte.

Frau Elisabeth vermied, von Hofgeschichten zu sprechen, wenn sie ihr nicht Gelegenheit gaben, die Königin zu loben. Ein Anderer brachte in ihrer Gesellschaft das Gespräch auf des Pianisten Auftreten und Verschwinden und äußerte, daß die Königin unvorsichtig gehandelt habe, indem sie gestattete, daß er bei ihr spielte.

„Die arme Königin!“ sprach hierauf Frau Elisabeth. „Ist es nicht begreiflich, daß sie jede Gelegenheit benutzt, den König zu zerstreuen? Ihre nächste Umgebung hatte den Mann empfohlen und wenn der König nicht selbst den Betrug mit den sogenannten amerikanischen Volksliedern erkannte, was konnte die Königin thun?“

„Sie sollte ihre Umgebung kennen und ihr nicht vertrauen,“ meinte Jener.

„Kaum eine Frau kann sagen, wie selbständig sie in der Lage geblieben wäre, in der sich die Königin seit Beginn ihrer Ehe befunden hat,“ entgegnete Frau Elisabeth. „Männer können dies noch weniger; denn sie wissen nicht, wie sehr eine gute Frau von dem Gedanken beseelt wird, den Lebensgefährten zu beglücken. Der Freund, welchem die unerfahrene Kronprinzessin, die junge Königin ihr Vertrauen schenkte, der sie leiten sollte und allein leiten wollte, war ihr blinder Mann. Ist es nicht natürlich, daß sie, von Mitleiden mit ihrem Gemahl er-

Krone Hannover. Der König reiste dazu nach Aurich und beantwortete die Huldigungen, welche ihm dargebracht wurden, damit, daß er das Welfenreich pries, welches bestehen werde „bis an's Ende aller Dinge“. Als schon der Boden unter seinem Throne von Tag zu Tag unsicherer wurde, glaubte er noch, ein mächtiger Herrscher zu sein. Bei diesem ostfriesischen Jubiläum stiftete er einen neuen Orden, den Ernst-August-Orden. Das Jahr, welches das letzte seiner Regierung sein sollte, ging für ihn in schönen Träumen zu Ende.

Mir brachte der Schluß des Jahres zu den Verdrießlichkeiten, die ich erzählt habe, noch die Schmerzen, welche mir das Wiedersehen Adelens bereitete; denn ich konnte es nicht verweigern, mit Wichard das Weihnachtsfest bei unseren Eltern zu verleben. Alfred hatte sich vor einigen Wochen im Auftrage seines Geschäftshauses zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach London begeben.

Als wir am Tage vor dem Weihnachtsfeste auf dem Gute ankamen, fanden wir einen uns fremden Gast, Guido, einen Oesterreicher. Er war ein Dreißiger, nicht häßlich, hatte etwas Gutmüthiges und einen Zug von Trauer in seinem Gesicht. Wie ich alsbald von meiner Mutter hörte, war er bei der österreichischen Verwaltung in Holstein beschäftigt, Wittwer mit einem Kinde, sehr reich und sehr vornehm. Auf die Empfehlung des österreichischen Bruders des Barons, welche er bald nach seiner Ankunft in Holstein überbracht hatte, war er auf dem Gute freundlich aufgenommen und zum Weihnachtsfest eingeladen.

Zum ersten Male seit langer Zeit waren im Schlosse alle Kinder des Hauses wieder vereinigt. Christian war preußischer Gardeofficier, von seinem Dienst begeistert, von preußischen Anschauungen bereits sehr erfüllt. Friedrich sah mehr wie ein Gelehrter oder Geistlicher aus, war schweigsam und beschäftigte sich mit der Jurisprudenz, welche er zum Beruf gewählt, und mit archäologischen und ästhetischen Studien, die er in Rom mit Eifer begonnen hatte. Er war von der katholischen Religion eingenommen, sehr österreichisch gesinnt und wartete mit der Absicht, in den Staatsdienst seines Vaterlandes zu treten, auf die endliche Entscheidung von Schleswig-Holsteins Schicksal.

So waren wir Alle versammelt, bis auf Alfred, der nicht wieder nach dem Gute gekommen, aber brieflich mit meinen Eltern, dem Baron und dem Capitän in ununterbrochener Verbindung geblieben war. Die Herren vom Gute hatten ihn einige Male in Hamburg ge-

sehen und Gelegenheit gehabt zu hören, daß er die hohe Achtung seiner Chefs und seiner Mitarbeiter besaß. Trotz der ihm ungewohnten Lebensweise hatte er sich äußerst kräftig erhalten. Durch zweckmäßige Ausnutzung der Zeit machte er es möglich, daß er ritt, Schlittschuh lief oder ruderte und schwamm. In den drei letztgenannten Fertigkeiten war er den jungen Männern Hamburgs überlegen.

Wann endlich der Zeitpunkt von Wichard's Hochzeit gekommen sein werde, lag noch im Schooße der Zukunft. Der Baron wollte zu Gunsten seiner Brüder in einem alten Proceß nachgiebig sein, wenn sie in die Aenderung des Familienstatuts willigten. Augenblicklich war sein dänischer Bruder krank, so daß an Verhandlungen mit diesem nicht zu denken war. Doch wurde Wichard's Verlobung, wenn auch nicht öffentlich erklärt, nicht mehr als ein Geheimniß behandelt.

Die beiden Brautleute, glücklich in ihrer Liebe, lebten mehr unter sich als mit uns. Unter den Andern aber waren verschiedene Neigungen und Ansichten, die sich zuweilen lebhaft äußerten.

Der Baron, welcher aus dem Briefwechsel, den er sowohl nach Wien, wie nach Berlin unterhielt, wußte, daß die österreichische Regierung die Absicht festhalte, durch zähes Ausharren und geschickte Einwirkung auf die anderen Mächte Preußen zur Nachgiebigkeit in den deutschen Angelegenheiten zu zwingen, war mehr und mehr auf den politischen Standpunkt des Capitäns gekommen: daß nur Preußen befriedigende Zustände in den Herzogthümern, wie in Deutschland überhaupt herbeiführen könne. In dieser Ansicht bestärkte ihn das mit ihrem eigentlichen Wesen in Widerspruch stehende Verfahren der österreichischen Regierung, die Ansprüche des Herzogs Friedrich durch demokratische Umtriebe unterstützen zu lassen.

Daß dem letzteren die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zustehe, war die Ueberzeugung, welche mein Vater aus dem Studium der verwickelten Frage gewonnen hatte. Deshalb waren ihm die Bedenken, die man gegen einen neuen kleinen Staat erhob, wenn auch an sich begründet, zunächst doch nebensächlich. Als Feind demokratischer Agitationen beklagte er, daß in ihnen der Herzog einen Bundesgenossen gefunden hatte, und es verletzte ihn, daß die österreichische Regierung, welche früher von den Augustenburgischen Ansprüchen Nichts hatte wissen wollen, dem Herzog jetzt das Land aus keinem anderen Grunde verschaffen wollte, als um es Preußen zu entziehen; jedoch konnte auch dies Vaters Rechtsanschauung nicht beeinflussen.

Meine Mutter verleugnete ihre Kehdingsche Geburt nicht; sie hatte immer gehört, daß von Preußen nichts Gutes zu erwarten sei, und blieb hierbei, ohne indeß, wie wohl in früheren Jahren, lebhaften Widerspruch gegen die andere Meinung zu erheben. Die Baronin stand auf der Seite des Königs von Preußen, des Onkels ihres mecklenburgischen Großherzogs. Uebereinstimmend waren beide Damen — wie mir schien, mit einem Vorurtheil — gegen Guido eingenommen, seitdem sie bemerkt hatten, daß er sich um Adelens Neigung bewarb. „Guido ist ja Katholik,“ sagte meine Mutter. Das war er, aber kein starrer Ultramontaner, vielmehr freidenkend hinsichtlich der Confessionen. Mich peinigte der Gedanke, daß dieser neue Nebenbuhler Adele gewinnen könnte.

Guido war auf Universitäten gebildet, strebsam, hatte sich im öffentlichen Leben schon umgesehen, war einige Jahre Officier, dann bei verschiedenen Behörden in Wien, sowie bei einigen Gesandtschaften beschäftigt gewesen und auf seinen Wunsch nach Holstein geschickt, um die politischen Zustände Norddeutschlands kennen zu lernen. Er gehörte zu den großen Grundbesitzern des Kaiserreichs und hatte die Aussicht, in letzterem die höchsten Stufen zu erreichen. Er beurtheilte die Dinge etwas rasch und für sein Oesterreich war er blind.

Wir kamen bald auf die österreichische Armee, deren jetzigen Zustand er für einen vollkommenen hielt. Sie habe die Erfahrungen des unglücklichen Jahres 1859 benutzt, das Bedächtige abgestreift und den raschen, stürmischen Angriff sich zu eigen gemacht, welcher damals der französischen Taktik die Ueberlegenheit gab.

„Das hat Ihnen im vorigen Jahre gegen die Dänen viel Blut gekostet,“ bemerkte der Capitän.

„Wir machens dafür auf die Art schneller ab,“ entgegnete Guido.

„Hätten die Dänen unser Zündnadelgewehr gehabt, so würde Ihr Darauflosgehen nicht gelungen sein“, meinte Christian.

„Wir kennen Ihr Gewehr aus unserer Kriegskameradschaft. Das Gewehr machts nicht,“ antwortete Guido.

Da jetzt Friedrich die Unvorsichtigkeit beging, die österreichischen Truppen ohne Sachkenntniß zu rühmen und über die preußischen zu stellen, so gerieth er mit Christian in ein hitziges Wortgefecht.

Meine kluge Mutter mochte vorausgesehen haben, daß die Politik die Harmonie unter den jungen Männern stören könnte, wenn nicht Christian, welcher die preußische Großmacht vertrat, durch die stärkere

Macht der Liebe gebunden würde. Sie hatte Eichborns eingeladen, die am zweiten Festtage ankamen. Nun wurde Christian durch Bertha's Anwesenheit unserer Unterhaltung fast ganz entzogen.

An einem der folgenden Tage versammelten wir uns nach dem Diner in dem Abendzimmer der Baronin. Die Thüren nach dem großen Saal, in welchem die Weihnachtsbescheerung stattgefunden hatte, waren geöffnet, die Kronleuchter darinnen brannten. Die hübsche Art, wie die Baronin den Weihnachtssaal auszurüsten pflegte, war in der Umgegend berühmt. Sie verstand und liebte es, ihre Bescheerung mit Tannenbäumen und Tannenzweigen in wechselnder Form zu schmücken. Diesmal ragte zwischen den beiden Kronleuchtern ein hoher, mit dem niedlichsten Zierath bedeckter Tannenbaum bis zu der gewölbten Decke, und an den Wänden waren durch kleine Lichterbäume und bunte Guirlanden Lauben hergestellt, für jeden der Beschenkten eine.

Die älteren Herren waren in das Rauchzimmer des Barons gegangen, die älteren Damen setzten sich mit Guido und Friedrich um den Kamin und hörten des Ersteren Erzählungen aus Oesterreich zu. Als Guido hierdurch gefesselt war, verließ Adele sie und ging in den Saal. Ich folgte ihr. Wichard und Clotilde saßen in einer, Christian und Bertha in einer anderen der entfernteren Lauben. Adele ließ sich an dem großen Weihnachtstische für Pastors Kinderschaar nieder. Ich blieb vor ihr stehen.

„Weshalb ist Alfred niemals wieder zu uns gekommen?" fragte sie.

„Wie ich höre, hat er sich mit seinen Geschäften entschuldigt."

„Das ist ein Vorwand. Wie glücklich Clotilde ist! Wäre doch unser Familienstatut aus der Welt! Ich halte diese Beschränkung der freien Herzenswahl für ein Unrecht. Sie doch auch?"

„Solche Statuten sind nicht ohne Grund entstanden."

„Ich würde mich nie danach richten! Wenn der Mann, den ich liebe, mich liebt, so heirathe ich ihn. Ihnen kann ich das wohl sagen, Ernst. Sie wissen, daß ich Sie und Wichard für Eins halte."

„Wenn aber der, welchen Sie lieben, Sie nicht liebt, Adele?"

Sie stand heftig auf und kehrte erbittert zu der Gesellschaft an den Kamin zurück. Da saß sie, still vor sich niederblickend. Guido erzählte weiter, ich weiß nicht, ob sie ihm zuhörte; aber als er schwieg, bat sie ihre Mutter, die Lichter an den Tannenbäumen wieder anzünden zu lassen und ging, als dies geschehen war, nun mit ihm und

Friedrich in den Saal. Sie war in auffallender Weise freundlicher gegen Guido, als ich dies bis jetzt gesehen hatte, freundlicher gegen Friedrich, welcher die Bewerbung des Oesterreichers um die Schwester zu unterstützen schien. Ich konnte die Kerzen auf den Tannenzweigen nicht fröhlich ansehen; mein Herz brannte und schmerzte. Und auch Adele war nicht froh bei den Weihnachtslichtern an Guido's Seite.

Jetzt kamen die Herren aus dem Rauchzimmer zu uns. Der Baron hatte eine Zeitung in der Hand und wandte sich an Guido: „Im nächsten Monat soll in Altona eine große Volksversammlung zu Gunsten des Herzogs Friedrich stattfinden. Dazu wollen Demokraten aus den entferntesten Theilen Deutschlands kommen. Es ist schon von Steuerverweigerung die Rede. Wird die Regierung das dulden?"

„Wenn die Leute nichts weiter thun, wie reden, glaube ich, lassen wir sie reden," antwortete Guido.

„Würden Sie das in Oesterreich auch dulden?"

Er schüttelte den Kopf.

„Dann sollte Oesterreich auch in diesem von ihm verwalteten Lande Umtriebe, welche Gift in das gesunde Volk tragen, verhindern," sprach jetzt mein Vater.

„Dies Land ist im Ausnahmestande," entgegnete Guido, „und soll erst einen Herrn bekommen. Da dürfen wir die Volksstimme nicht ersticken."

„Freilich verwalten Sie Holstein," sprach mein Vater weiter; „aber Preußen ist Mitbesitzer. Preußen wird gegen Ihr Verfahren Widerspruch erheben, und dann wird die Spannung noch größer."

„Thut nichts. Schließlich gibt Preußen nach," antwortete Guido.

„Woraus schließen Sie das?" fragte jetzt der Capitän.

„Gäbe es nicht nach, dann hätte es einen Krieg mit Oesterreich, welches sich gerade jetzt in der sichersten Position befindet, während Preußen keinen Verbündeten hat. Alle deutschen Staaten sind gegen Preußen, welches sich obendrein im bittersten Streit mit seinen Volksvertretern herumschlägt."

„Und das reicht zu Ihrer Sicherheit hin?" fragte der Capitän weiter.

„Nun! der König von Preußen will unter keinen Umständen ein Stück seines Landes abtreten. Das ist sehr ritterlich, aber nicht politisch: denn Napoleon III. rechnet hiermit. Wir dagegen haben

Venetien, an dem uns Nichts liegt. Geben wir es dem Kaiser der Franzosen, damit er sein Wort: Italien frei bis zur Adria! einlösen kann, so haben wir die Hilfe Frankreichs. Preußen wäre zermalmt, wenn es nicht ein zweites Olmütz vorzöge."

Dem Capitän schwollen die Adern an der Stirn, und auch ich wurde heiß vor Zorn, daß die Oesterreicher daran denken konnten, die Hilfe Frankreichs gegen Deutschland zu erkaufen. Ich mußte mich zwingen, still zu schweigen. Die älteren Herren brachen das Gespräch aus Besorgniß, es möchte allzu lebhaft werden, ab.

Die gründlich verschiedene Auffassung zwischen uns und Guido, der sich übrigens liebenswürdig zeigte, trat noch mehrere Male, innerlich störend, hervor. Wir bedauerten deshalb nicht, daß er uns vor Neujahr verließ. Der Abschied geschah in den verbindlichsten Formen. Guido bat, wiederkommen zu dürfen. Adele hatte sich nach jenem Abend in dem Weihnachtssaal, wo sie sich von ihrer Heftigkeit leiten ließ, zurückhaltender benommen, ohne ihn jedoch diejenige Kälte fühlen zu lassen, mit welcher sie der Werbung des Grafen Eberhard begegnet war. Und Guido war offenbar von ihrem Geist ebenso, wie von ihrer großen, in voller Jugendfrische prangenden, stolzen Schönheit entzückt. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß die Hand, welche von Alfred zurückgewiesen wurde, ihn beschieden wäre, daß Adele, in der Hoffnung, das einfache Loos des geliebten Mannes zu theilen, getäuscht, nach dem Glanze des großen Namens und Besitzes griffe; denn ich war überzeugt, daß dies leidenschaftliche, weiche Herz in solcher Ehe brechen müsse.

Eichhorns, welche das Neujahrsfest unter ihren Gutseingesessenen begehen wollten, verließen uns auch. Christian und Bertha wurde die Trennung schwer.

So waren wir denn am Sylvesterabend und Neujahrstage unter uns. Nur Wichard und Clotilde sahen ohne eine Sorge in die Zukunft. Glücklich, erwarteten sie das größte Glück vom neuen Jahre, welches, wie sie hofften, ihre Verbindung bringen werde. Adele und ich suchten durch äußere Heiterkeit zu verbergen, was in uns vorging. Christian schwieg in den Gedanken an Bertha, und Friedrich schwieg wie gewöhnlich; so geriethen die Beiden wenigstens nicht in Streit. Mein Vater, der Baron und der Capitän sahen der kommenden Zeit um des Gemeinwohls willen mit Sorge entgegen. Der Frauen liebevoller Bemühung gelang es nicht vollständig, die Stirn der Männer

zu glätten. Wir Alle waren aber dankbar für das Gute, welches die so eng verbundenen Familien in ihrem Zusammenleben und Wirken genossen, und wohl jeder von uns trat mit der stillen Bitte, daß dieses schöne Glück ungetrübt bleiben möge, in das neue Jahr 1866.

19.

Als ich auf der Rückfahrt nach Hannover die Elbe überschritten hatte, war mir's wie einem Schiffer, der von dem unruhigen Meere in eine stille Bucht kommt. Hier waren weder Oesterreicher noch Preußen; hier hörte man kaum ein Wort von dem Streit, auf welchen dort jeder Schritt führte. Nicht daß bei den Hannoveranern die Theilnahme an dem Nachbarlande abgenommen hätte; aber die Masse war gleichgültiger geworden, müde der nicht endenden Klagen über Schleswig-Holsteins Leid, wie über die Mißstände im eigenen Lande. Sie nahm das Gegebene hin, war es doch besser als anderswo; denn man hatte keine Kriegsbeschwerden, und was draußen vorging, berührte das Königreich Hannover nicht.

Die politischen Männer dachten freilich nicht so. Ich suchte bald Aurelius auf, bei dem ich den Senator Wellmeier traf. Nach meiner Erzählung von dem, was ich in Holstein gesehen und gehört hatte, sagte Aurelius: „Daß Oesterreich Preußen mürbe zu machen hofft, ist nicht zu bezweifeln; und leider ist letzteres gerade jetzt durch den Unfrieden im eigenen Lande gelähmt. Das ist der Unstern Deutschlands, der nicht untergehen will. Preußen kann und wird sich Oesterreich am Bundestage nicht unterwerfen und, geht es seinen eigenen Weg, so hat es weder die deutschen Regierungen, noch das Volk auf seiner Seite. Was Ihr Oesterreicher von dem Handelsgeschäft seines Kaisers mit Napoleon III. gesagt hat, klingt nicht unglaublich; aber eine solche Missethat würde sich rächen. Nichts könnte Deutschland schneller einigen, als ein Versuch Frankreichs, in seine Geschicke einzugreifen. Sendet Napoleon eine Armee an den Rhein, so steht das deutsche Volk ihm und dem, welcher ihn gerufen hat, einig gegenüber."

„Und was käme hiernach?" sprach nun der Senator. „Keinenfalls eine glückliche Entwickelung; entweder ein besiegtes, oder wieder das jetzige uneinige Deutschland. Unsere Schwäche müssen wir selbst heilen. Das Bismarck'sche „Blut und Eisen", früher oder später wird's zur Wahrheit in einem deutschen Bruderkriege."

„Vielleicht ziehen unsere Fürsten aus den heutigen Erfahrungen eine Lehre“, sagte ich.

„Unser König?“

„Oder der Kronprinz.“

„Der so am Gängelband gehalten wird?“

„Was er, wie es scheint, bitter empfindet“, entgegnete ich. „Er ist ein zu guter Sohn, um seinem Vater zu opponiren.“

„Würde auch Nichts helfen“, meinte Aurelius.

„Er thut mir leid“, nahm der Senator wieder das Wort. „Noch heute sah ich ihn, wie er allein sein Gespann fuhr. Er scheint die Einsamkeit förmlich zu suchen. Und abermals ist eine Hoffnung, daß er selbständiger würde, gescheitert.“

„Wie so?“ fragte ich.

„Der König will nicht, daß er eine Universität besucht. Er soll die Universitätsstudien in Herrenhausen machen, wo er vor den Gefahren einer freien Lehrzeit behütet werden kann. Man sucht einen Professor der ihn unter den Ohren des Königs unterrichten soll.“

„Ist schon gefunden“, unterbrach Aurelius. „Ein ganz junger Mann, der sich des vollkommensten Royalismus rühmt und noch dazu katholisch ist.“

„Gott bewahre!“ rief der Senator aus.

„Er heißt Maxen, ist Privatdocent in Göttingen und wird jetzt Professor der Jurisprudenz und Politik in Herrenhausen. Sonst hat man von ihm noch Nichts gehört. Ich vermuthe, Pernice hat ihn empfohlen.“

„Traurig, traurig!“ sagte der Senator.

Der Professor Pernice in Göttingen war Mitglied der allgemeinen Ständeversammlung und dem Publicum in der Residenz bekannt. Seine colossale Gestalt und seine Lebensweise als Gourmand fielen auf. Er stand, obgleich er ein Preuße war, bei unserem Hofe in Gunst; von seinen staatsrechtlichen Kenntnissen wurde gelegentlich Gebrauch gemacht.

Der Doctor Maxen wurde in der That dem Kronprinzen in Herrenhausen als Lehrer gegeben, was alle diejenigen, welche dem jungen Fürsten eine höhere Anregung und freiere Erziehung wünschten, peinlich überraschte.

Der Notenwechsel zwischen Oesterreich und Preußen, welcher aus dem unhaltbaren Zustande in Schleswig-Holstein entsprang, führte

schon im Januar zu einer bedrohlichen Entfremdung der beiden Mächte. Je deutlicher dies hervortrat, um so feindlicher stellte sich der österreichisch gesinnte Theil unserer Hofgesellschaft — und es war der größere Theil — zu Preußen. Diese Menschen, welche die größte Abneigung gegen den Herzog von Augustenburg und seine liberalen Anhänger hatten, vereinigten sich jetzt mit letzteren im Schelten auf die preußische Regierung. Von Tante Balbina erfuhr ich, wie man bei Hofe gestimmt war. Sie erzählte mit Befriedigung die gegen Preußen gerichteten Worte, welche sie aus des Königs Munde gehört hatte, und fand es fast ungehörig, daß ich sie bat, diese unvorsichtigen Aeußerungen zu unterdrücken. Sie prahlte mit ihrer österreichischen Gesinnung, wie ein thörichtes Mädchen mit einem schönen Kleide. Die Melanie, mit der sie augenblicklich vollkommen sympathisiren würde, fehlte ihr sehr.

„Ist sie noch nicht wieder hier?“ fragte ich.

„Ach nein! Sie wird noch länger fortbleiben.“

„Wo ist sie?“

„In Wien. Da hat sie ja Verwandte und Freunde.“

„Was fehlt ihr denn eigentlich?“

„O, sie ist nicht mehr krank. Sie sieht viele Menschen und schreibt oft an ihre Majestät.“

Die preußenfeindliche Gesinnung, welche bei urtheilslosen Personen beinah zum guten Ton gehörte, führte ein äußerst beklagenswerthes Ereigniß herbei, welches mich tief bewegte und um aller Betheiligten willen betrübte. Der preußische Lieutenant Wellmeier, der allgemein beliebte Sohn des Senators, hatte während seines Urlaubs in einer unserer Tanzgesellschaften durch ein Mißverständniß hinsichtlich der engagirten Dame mit meinem Vetter Günther einen Streit bekommen, welchen der letztere in seiner vom Preußenhaß gesteigerten Zanksucht bis zum Duell trieb. Und in diesem erschoß Günther den jungen, hoffnungsvollen Kameraden. Der unglückliche Fall machte großes Aufsehen, rief das allgemeinste Mitleid hervor und schmerzte uns um so mehr, als er auf die hannoverschen Officiere ein falsches Licht werfen konnte. Bei uns kam fast nie ein Duell vor, man wußte sich kaum eines solchen zu erinnern, und nun ereignete sich dieses mit einem in jeder Beziehung höchst traurigen Ausgange.

Meine Cousine Marie war von der schrecklichen Begebenheit heftiger erschüttert, als ich erwartet hatte. Sie konnte sich nicht fassen

und wollte in Hannover nicht bleiben. In dieser Zeit gewann ich sie lieb. Wie bei Cordula war auch bei ihr das Herz gut. Ihre Eltern kamen, von Gram erfüllt, und nahmen sie mit.

Das Gerichtsverfahren gegen meinen unglücklichen Vetter endete später mit seiner Verurtheilung zu mehrmonatlichem Wachtarrest.

Im März wurde ich durch ein Telegramm von Wichard gebeten, nach dem Bahnhof zu kommen, damit er mich bei seiner Durchreise spreche. Dort theilte er mir mit, daß sein dänischer Onkel gestorben war und sein Vater mit den drei Söhnen zu der Beerdigung reisen wollte. Dieser Todesfall konnte Wichard nicht betrüben, er hatte den Onkel kaum gekannt. Er fuhr, glücklich die Braut zu sehen, weiter und kam demnächst noch glücklicher wieder; denn seine dänischen Vettern hatten des Barons Vorschläge hinsichtlich des Familienstatuts angenommen. Nun sollte Wichard's Verlobung förmlich declarirt werden und im Sommer die Hochzeit sein.

Auf der Rückreise hatte er in Hamburg Alfred gesprochen, der vor Kurzem aus England gekommen war. Er sehe älter, aber wie immer gesund aus und sei mit seiner Lage sehr zufrieden, erzählte Wichard. —

Oesterreich hatte die deutschen Mittelstaaten im Geheimen aufgefordert, ihre Truppen gegen Preußen kriegsbereit zu machen.

Gleich darauf legte Preußen in Frankfurt a. M. seine Anträge zur Bundesreform vor. Es nahm für sich die militärische Führung Norddeutschlands in Anspruch und forderte die Berufung eines deutschen Parlaments. Preußen und Oesterreich rüsteten.

In dieser Zeit — es war im April — sagte Aurelius mir: „Ich sehe Sie für längere Zeit nicht. Es läßt mir keine Ruhe. Ich verreise."

„Für lange? Müssen Sie nicht unsers Landtags wegen hier sein?"

„Ach, was kann der! Nöthigenfalls komme ich wieder. Jetzt hängt Alles von den Entschlüssen des Königs ab, der — bei seiner Denkungsweise kann es nicht anders sein — die preußische Forderung des militärischen Oberbefehls wie einen Raubversuch an der ihm von Gott verliehenen Souveränetät ansieht."

„Aber was wollen Sie? Und wohin?

„Ich fahre zunächst nach Frankfurt, vielleicht weiter. Ich will mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören."

Die preußische Forderung der militärischen Führung in Norddeutschland wurde von den hannoverschen Officieren sehr verschieden aufgefaßt. Die alten Träger der englischen Ueberlieferung in der Armee existirten nicht mehr. Der Kriegsminister von Brandis, welcher noch der Königlich englisch-deutschen Legion angehört hatte, stand außerhalb jeder geistigen Verbindung mit dem Officiercorps. Von den Waterloomännern dienten noch einige. Zu ihnen gehörte der General-Adjutant von Tschirschnitz, durch welchen der König das Commando der Armee führte und der seine Zeit gebrauchte, die Geschäfte bureaumäßig zu erledigen. Er hatte sich durch widerspruchsschwache Unterwerfung unter den Allerhöchsten Willen in seiner Stellung erhalten und mußte die Vorwürfe auf sich nehmen, welche die öffentliche Meinung bei Allem, was zum Nachtheil der Armee geschah, auf ihn häufte. Unter den anderen Generalen waren begabte und kenntnißreiche Männer, welche an den Zuständen, wie sie einmal waren, Nichts zu ändern vermochten und sich ohne Befriedigung mit der treuen Erfüllung ihrer Pflicht begnügen mußten. Sie hielten den ausgezeichneten Geist im Officiercorps aufrecht, der strebsam, ritterlich, nur zum Theil eng hannoversch geblieben war. Der Forderung, daß der Allerhöchste Kriegsherr von seiner Militärhoheit etwas abtrete, waren nicht alle abgeneigt; einzelne freilich, die blinden Preußenhasser oder diejenigen, welche das militärisch Nothwendige nicht begriffen, verwarfen sie als ein Attentat auf die Souveränetät der hannoverschen Krone ganz und gar. Die meisten erinnerten sich, daß für den Kriegsfall schon immer auf den preußischen Oberbefehl gerechnet war, und meinten, daß eine Form, dieses Erforderniß ein für allemal zu regeln, gefunden werden und der König zu ihrer Annahme sich bereit erklären könnte. Es gab aber, und gerade unter den tüchtigsten, auch viele Officiere, welche die sachliche Berechtigung jenes Verlangens anerkannten und demselben Erfolg wünschten, in der Voraussetzung, daß die hannoversche Armee in dem Rahmen des unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen übereinstimmend zu gestaltenden deutschen Heeres als ein selbständiges Corps bestehen bleibe.

Am 15. April, dem gewöhnlichen Termin, wurden bei uns die Rekruten eingestellt, die Mannschaften des ältesten Jahrgangs jedoch nicht wie sonst entlassen. Letzteres deutete auf eine Vorbereitung zur Kriegsbereitschaft. Dem widersprachen aber verschiedene Zeichen einer friedlichen Wendung. Unser Minister des Auswärtigen hatte erklärt,

daß Hannover in dem Streite der beiden Großmächte neutral bleiben würde, und zwischen diesen fanden Verhandlungen über eine Abrüstung statt, welche gegenseitige Zugeständnisse zum Ausdruck gelangen ließen.

Es kam zu keiner Abrüstung. Die deutschen Mittelstaaten versuchten, den Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen nach dem Buchstaben der machtlosen Bundesverfassung zu schlichten, natürlich ohne den geringsten Erfolg.

Oesterreich, welches die meisten Stimmen der Bundesversammlung auf seiner Seite hatte, wollte jetzt durch letztere entscheiden lassen, welcher von den verschiedenen Prätendenten auf Schleswig-Holstein das meiste Anrecht habe. Preußen widersetzte sich diesem Antrage, weil nach dem Wiener Frieden die Verfügung über die Herzogthümer allein den beiden Großmächten zustände, und drang auf die Einberufung eines Parlaments, damit das deutsche Volk Schiedsrichter würde in dem Streite, welchen sonst nur das Schwert beendigen könnte.

Die süddeutschen Staaten machten sich kriegsbereit. Bei uns geschah nichts der Art. Nur wurde ein großer Theil des in Hannover lagernden Armee-Materials nach Stade transportirt, was natürlich nicht unbemerkt geschehen konnte und wie eine Sicherheitsmaßregel aussah, die wohl aus der Erwartung eines Krieges mit Preußen zu erklären gewesen wäre, wenn nicht Auswahl und Menge der in Hannover belassenen Vorräthe diese Deutung widerlegt hätte. So geheim die Sache auch behandelt wurde, erfuhr man doch, daß bei Stade ein verschanztes Lager für fünfundzwanzig bis dreißig Tausend Mann errichtet werden sollte. Dies war allen Kameraden, mit welchen ich davon sprach, unbegreiflich. Befestigungsarbeiten, welche dem Transport des Kriegsmaterials zweckmäßigerweise hätten vorangehen müssen, waren und wurden bei Stade nicht ausgeführt, und den Zweck eines befestigten Lagers an jener Stelle vermochten wir am wenigsten einzusehen. Wurde man durch das Vorhandensein des umwallten Ortes, der nur dem Namen nach Festung war, auf den Gedanken gebracht?

Die kleine, von einem Erdwall und Wassergraben eng umschlossene alte Stadt ohne Hilfsmittel, ohne Kasematten, überhaupt ohne nennenswerthe Vertheidigungskraft war ganz außer Stande, den neuen Angriffsmitteln Widerstand zu leisten. Wollte man den Ort vertheidigen, so mußte man die Höhen befestigen, welche sich an der Geestseite nicht weit von den Stadtwällen erheben. Im Anschluß an das Marschland längs der Elbe konnte dies wohl eine Stellung von einiger Stärke

werden, wenigstens für die Jahreszeit, in welcher die Marschen schwer gangbar sind; aber zunächst hatten wir nicht diese Jahreszeit, sondern den Sommer vor uns.

Die Erbauung des verschanzten Lagers kostete Zeit. Würde Preußen gestatten, daß diese zweifellos feindliche Maßregel, welche ebenso wenig verborgen bleiben, wie mit den Neutralitätsversicherungen des Grafen Platen in Einklang gebracht werden konnte, zur Ausführung gelange? — Was sollte überhaupt die hannoversche Armee in dem entlegensten Winkel des Landes, wo sie dem Feinde das ganze Königreich überließ? Günstigen Falls konnte sie eine Wendung des Krieges abwarten, um in dem entscheidenden Momente vorzubrechen; aber eben deshalb konnte Preußen die Vollendung des verschanzten Lagers, seiner Armirung und Ausrüstung, die Sammlung unserer Armee in demselben nicht gestatten. Es war gar nicht anzunehmen, daß man in Berlin unserem kleinen, in den großen Staat eingeschobenen Lande eine Concentrirung seiner Kräfte zu feindlichem Zwecke erlauben würde. Vor einem Kriege mit Oesterreich mußte Preußen Hannovers sicher sein, auf die eine oder die andere Weise.

Unsere Armee konnte an der Unterelbe durch die österreichische Besatzung Holsteins verstärkt werden, auch hiervon wurde bereits gesprochen; aber das war nur eine Brigade, nicht fünftausend Mann stark. Ferner hieß es, daß der österreichische Statthalter in Holstein Vorbereitungen zur Aufstellung des holsteinischen Bundescontingents treffe. Auf dieses war kaum ernsthaft zu rechnen, und ein paar Tausend Mann neuer Truppen hätten uns wahrscheinlich mehr Verlegenheiten bereitet, als Hilfe gewährt.

Nicht unmöglich ist es, daß bei dem Stader Project Erinnerungen an die ehemalige Verbindung mit England, Hoffnungen auf die Verwandtschaft des Königs mit der Monarchin des großen Inselreichs vorgeschwebt haben. Vor sechzig Jahren hatten englische Schiffe hannoversche Soldaten an unseren Küsten aufgenommen, um sie nach England zu führen, wo man eine Legion aus ihnen bildete. Vielleicht hat Georg V. es für ausführbar gehalten, seine Armee in fremdes Land zu retten, um mit dessen Hilfe sein eigenes später wieder zu gewinnen.

Uebrigens kam das Stader Project nicht weiter, und ich habe nicht erfahren, wer sein Urheber war; in militärischen Kreisen wollte Niemand dafür gelten. Die Vertheilung des Kriegsmaterials gehörte

in den Bereich des Kriegsministers, der sich für den Transport auch persönlich interessirt hatte. Die nach Stade geschafften Kriegsbedürfnisse blieben dort, fortificatorische Arbeiten und andere Vorbereitungen fanden daselbst aber nicht statt.

Indessen führte dieser Zwischenfall zum Nachdenken über unsere militärische Lage. Man begriff allgemeiner, daß Hannover durch alle Verhältnisse auf den mächtigen Nachbar angewiesen war und als Feind desselben untergehen oder nur unter sehr verstärktem Einflusse des katholischen Oesterreichs weiter bestehen würde. Das Letztere fürchteten alle Diejenigen, welchen das Wohl des protestantischen Deutschlands am Herzen lag.

Doch nur die Wenigsten machten sich dies klar, und die Sympathien waren vorwiegend auf österreichischer Seite.

Das Clubleben im Museum trug in diesen Wochen einen anderen, als den gewöhnlichen Charakter. Der Lesesaal war stets von Wißbegierigen gefüllt; die Stille, welche statutenmäßig darin herrschen sollte, wurde durch Fragen und lebhafte Erörterungen unterbrochen. Auch nebenan im „Wachsfigurencabinet“ ging es laut her. Nur der schweigsame Oberst am Ende des Divans blieb selbst unter den obwaltenden Umständen stumm, gab auch keine Zeichen durch Husten und Räuspern. Die Personen, welche er auf solche Art besonders auszuzeichnen pflegte: Wermuth und der Staatsminister a. D. Windhorst fehlten. Der letztere kam jetzt nicht an diesen Ort, zum Bedauern Derer, welche den klugen Mann gern um seine Meinung gefragt hätten.

„Den Gedanken eines deutschen Parlaments kann die preußische Regierung schlechterdings nicht aufrichtig meinen,“ sagte der Geheime Regierungsrath. „Diesem revolutionären Gedanken aus dem Jahre 1848 nachzugeben, fällt dem conservativen Grafen Bismarck nicht ein.“

„Ich halte ihn für ernstlich gemeint,“ entgegnete der Obergerichtsrath. „Preußen greift in der Gefahr unterzugehen nach dem Strohhalm des Liberalismus.“

„So könnte man es erklären,“ erwiderte der Geheime Regierungsrath, „wenn uns die Zeitungen nicht eines Anderen belehrten. Die Parlamentsidee hindert Landtagsabgeordnete und Volksversammlungen, auch preußische, nicht, für den Augustenburger, gegen die preußische Regierung zu reden.“

„Ich halte alle Berliner Vorschläge, die auf Einschränkung der

Souveränetät deutscher Landesherren losgehen, für Humbug," rief der Forstrath. „Das bringt Preußen niemals zu Stande."

„Nach einem Kriege vielleicht," sprach der gelehrte Major, ohne seinen Kopf von dem Polster zu erheben, worauf er ihn stützte.

„Das heißt, wenn es uns Alle unter hat," äußerte halb lachend, halb zornig der Forstrath. „Wenn wir mediatisirt sind, hört freilich die Militärhoheit Seiner Majestät auf; eher aber nicht. Und so weit sind wir noch nicht." Er drehte sich um und sagte, indem er nach dem Lesesaal ging, zu den Nächststehenden: „Es ist unglaublich, daß man so was denken kann!"

„Cavour'sche Politik!" warf der Oberbaurath hin und benutzte den Uebergang, um den bei ihm Sitzenden von seinen Reisen in Italien zu erzählen.

Jetzt nahm ein junger Mann, ein Amtsassessor, das Wort: „Preußen verlangt ja nur Neutralität von uns in einem Kriege mit Oesterreich. Und das kann man ihm nicht verdenken. Hannover wäre, wenn es gerüstet dastände, ein gefährlicher Feind. Wir schnitten Preußen in zwei Stücke —"

„Das thäten wir!" bestärkte der Medicinalrath. „Und deshalb müssen wir rüsten. Unsere Rüstung zwingt Preußen, Frieden zu halten."

Der gelehrte Major lachte halblaut vor sich hin.

„Ich bin anderer Meinung," sagte der Obergerichtsrath. „Wir müssen neutral bleiben, dann riskiren wir nichts. Siegt Preußen, so haben wir seinen Dank zu erwarten. Siegt Oesterreich, so wird uns kein Leid geschehen."

Der Geheime Regierungsrath aber behauptete: „Siegt Preußen, so steckt es uns nachher ein. Siegt Oesterreich, so können allerlei Compensationen eintreten, und da lägen wir abermals für Preußen am nächsten. Nein! Ich meine, alle Mittelstaaten müssen an Oesterreichs Seite waffnen, damit der Krieg vermieden wird."

Hierauf sprach der Consistorialrath, welcher zuletzt hinzugekommen war: „Es gibt einen Mittelweg, — bewaffnete Neutralität."

Nun erhob sich der gelehrte Major mit den Worten: „Herr! Sind Sie toll?" und ging weg.

Anfangs Mai wurde unsere, sonst im Herbst stattfindende, Exercirzeit ausnahmsweise früher befohlen; sie sollte schon in der Mitte des Monats beginnen. Man suchte die überraschende Anordnung durch die in Aussicht stehende gute Ernte zu begründen, welcher dem=

nächst die Arbeitskräfte der zur Uebung vom Urlaub einzuberufenden Mannschaft nicht entzogen werden sollten. Daß dies nur ein Vorwand war, sah Jeder ein. Die Beurlaubten von drei Jahrgängen wurden zum Dienst beordert, und die Uebungen der completirten Truppentheile begannen zu einer Zeit, wo die schwachen Stämme von der Ausbildung der vor wenigen Wochen eingestellten Rekruten in Anspruch genommen waren. Diese Maßregel, welche nach Lage der politischen Verhältnisse den Argwohn der preußischen Regierung erregen mußte, veranlaßte die letztere, in eindringlicher Weise vor Rüstungen zu warnen und auf den Abschluß eines Vertrags zu dringen, durch welchen Hannover sich zu einer unbewaffneten Neutralität verpflichte.

Nun begannen in dem Rathe des Königs Georg die entgegengesetzten Meinungen sich lebhafter zu bekämpfen, in geheimen Besprechungen zwar, aber dennoch den ferner Stehenden bemerkbar. Das Publicum fühlte die Schwankungen, welche aus der Abneigung unserer Regierung gegen Preußen und ihrer Furcht vor diesem drohenden Nachbar entsprangen. Stehen wir zu Oesterreich oder zu Preußen? wurde die Tagesfrage, welche bald so, bald anders beantwortet wurde. Was die erstere Entscheidung zu bedeuten habe, begriffen Wenige; welche Folgen sie haben würde, ahnte Mancher.

In Berlin war in der ersten Hälfte des Monats Mai die Mobilmachung der ganzen Feldarmee befohlen. Dieser Schritt, bei der Organisation der preußischen Militärmacht an sich von der eingreifendsten Bedeutung, zu einer Zeit, wo dort im Lande die schärfsten politischen Zerwürfnisse waren, zeigte, daß die preußische Regierung zu dem äußersten Wagniß entschlossen war. Die Opposition des Abgeordnetenhauses hatte das Geld zu einem Bruderkriege verweigert, Volksversammlungen verurtheilten denselben und Petitionen, an den König Wilhelm gerichtet, äußerten die größte Besorgniß und drangen auf Erhaltung des Friedens.

In Oesterreich und dem übrigen Deutschland glaubte man, das Berliner Wagniß werde schon im Beginn scheitern. Aber die Mobilmachung ging überall in Preußen ruhig von Statten, die Wehrmänner stellten sich pünktlich. Es war nicht länger zu bezweifeln, daß in kurzer Zeit das gewaltige, einheitliche preußische Heer inmitten Deutschlands zum Schlagen bereit stehen würde.

Jetzt endlich wollte der König Georg auch andere als die ihn täglich umgebenden Männer um ihre Meinung fragen. Einige der

Generale, welche das meiste Vertrauen in der Armee besaßen, wurden nach Herrenhausen berufen. Dort sprachen sie die von Sr. Majestät ungern vernommene Ansicht aus: daß eine gegen Preußen feindliche Politik für Hannover verderblich sein würde.

Da nun Rüstungen bei uns nicht stattfanden und von der Regierung öffentlich Nichts geschah, was Sorgen um die Zukunft verrieth, so gab man sich der Hoffnung hin, daß Alles gut verlaufen werde.

20.

Die schönen Maitage sahen wie sonst fröhliche Menschen in der Residenz. Die Menge ist leichtsinnig und wenig fähig, über das Traurige, was von fern droht, lange nachzudenken. Sie sieht das Angenehme, welches nahe liegt, und genießt den Augenblick.

Die Abende füllten das Tivoli an der Königsstraße mit schau- und hörlustigen Menschen. Die Illumination des Concertgartens, w Tausende von bunten Lichtern in den Zweigen hingen, von Baum zu Baum sich zogen oder unter Blumen, unter Wasser hervor glänzten, übte ihre Anziehung. Als ich mich mit anderen Kameraden durch die Lustwandelnden drängte, legte sich eine Hand auf meine Schulter und ich hörte meinen Namen nennen. Ich sah mich um, Graf Eberhard in Civilkleidung stand vor mir. Ich rief den Kameraden „Gute Nacht“ zu und kehrte mit ihm um. „Ich mußte in Familiengeschäften nach Hannover,“ sagte er, „und fahre noch in dieser Nacht nach Berlin zurück. Ich war in Ihrer Wohnung, Ihr Diener rieth mir, Sie hier zu suchen. Leisten Sie mir bis zu meiner Abreise Gesellschaft?“

„Mit Freuden!“

„Plaudern wir nicht in der Georgshalle ungestörter?“

Wir gingen dorthin und setzten uns, wie schon einmal, in eines der kleinen Cabinette. Seit ich ihn nicht gesehen hatte, war er über seine Jahre gealtert. Man konnte ihn für einen Vierziger halten, während er die Mitte der Dreißig noch nicht erreichte. Ernste Arbeit mochte dies bewirkt haben; aber ein melancholischer Zug und daß er Adele zu nennen vermied, ließ mich vermuthen, daß auch seine verschmähte Liebe dazu beigetragen hatte.

Das Gespräch führte von Schleswig-Holstein auf die augenblickliche Lage in Deutschland.

„Wir stehen zum Losschlagen bereit. Erreichen wir unseren

Willen nicht auf friedlichem Wege, so kämpfen wir darum," sagte Graf Eberhard.

„Ich kann noch immer nicht daran glauben," unterbrach ich ihn. „Es stände zu viel für Preußen, für Deutschland auf dem Spiele."

„Für Deutschland? Was würde aus Deutschland, wenn wir nachgäben? Für Preußen steht nicht so viel auf dem Spiele, als Sie annehmen."

„Es wäre ein Kampf um seine Großmachtsstellung."

„Das wohl, aber kein zu gewagter."

„Sie haben außer Oesterreich viele deutschen Staaten gegen sich, und wohl gar Frankreich mischt sich ein —"

„Lassen wir die fremden Mächte; sie können sowohl für wie gegen Preußen sein. Von Frankreich wissen wir, daß seine Armee auf den Krieg nicht vorbereitet ist. Wenn Sie in Hannover glauben, daß die Süddeutschen viel leisten werden, so sind Sie mangelhaft unterrichtet. Die süddeutschen Regierungen sehen keine große Gefahr für sich und thun deshalb militärisch bis jetzt wenig. Nur der König von Sachsen setzt sich mit Entschiedenheit in den Stand, an der Seite von Oesterreich zu fechten. In Bayern schleppt sich alles langsam dahin. Das achte Bundes-Armeecorps ist so uneins in der Führung wie in der Gesinnung. Württemberg, Darmstadt und Nassau stehen mit mehr Leidenschaft als Macht gegen uns, während Baden sich nur gezwungen in deren Action fügt. Kurhessen ist schwankend. Diese alle bereiten uns keine Sorgen. Nur Sie Hannoveraner machen uns Schmerzen."

„Mich däucht, die meiste Gefahr, und eine sehr große, droht Ihnen von Oesterreich. Man sagt hier, Oesterreich werde mit 800 000 Mann in's Feld rücken und ebenso tüchtig wie die österreichischen Truppen vor zwei Jahren in Schleswig waren, soll die ganze kaiserliche Armee sein."

„Hannover bezweifelt nicht, daß wir diesem starken Feinde erliegen müssen, und darauf stützt es seine Politik."

„Wir bleiben, wie es scheint, neutral."

„Wäre es nur wirklich so! Ich weiß, daß Ihr Graf Platen heute so, morgen so spricht. Man kennt in Berlin recht wohl die Abneigung Ihres Königs gegen Preußen, und nun erst gar gegen unsere Reformvorschläge, gegen den preußischen Oberbefehl, gegen die liberale Idee des deutschen Parlaments. Am liebsten stände Ihr König neben Oesterreich, glauben Sie es mir. Aber da der Kaiserstaat

weit weg ist, will man uns hinhalten, bis dieser und die Süddeutschen vollständig kriegsbereit sind. Auf diesem Wege hofft man aus dem Kriege Vortheil zu ziehen."

„Sie wissen mehr von der hannoverschen Politik als ich. Sie werden auch wissen, daß wir uns vollkommen auf dem Friedensfuß befinden."

„Weil wir Einspruch erhoben haben. Ihre verfrühte Exercierzeit sollte ein kleiner Anfang sein. Weshalb schiebt Hannover ein Neutralitätsabkommen mit uns immer mit neuen Wendungen hinaus? Ihr König reizt mit diesem Verfahren seinen besten Freund."

„Wen meinen Sie?"

„Meinen König. Sie sehen mich erstaunt an; aber es ist so. Der König Wilhelm hält auf alte Traditionen wie auf die Verwandtschaft, und jeder Schritt gegen seinen Königlichen Vetter von Hannover thut ihm weh. Und dennoch wird er Gewalt gebrauchen, wenn Preußens Sicherheit dies verlangt."

„Nun, so weit wird es wohl nicht kommen," sagte ich und suchte ein heiteres Gespräch in Gang zu bringen. Das wollte aber nicht gelingen. Graf Eberhard kam immer wieder auf den Krieg mit Oesterreich zurück, den er für unvermeidlich hielt. Seine gedrückte Stimmung machte auf mich den Eindruck, als hege er Zuversicht nicht in dem Maße, wie er sie äußerte. Als die Zeit seiner Abreise heran nahte, begleitete ich ihn nach dem Bahnhof. Beim Einsteigen in das Coupé reichte er mir noch einmal die Hand: „Leben Sie wohl!"

„Auf Wiedersehen!" rief ich ihm nach.

Wie sehr Oesterreich sich bemühte, die Mittelstaaten auf seine Seite zu ziehen und wie die letzteren sich noch den Schein ihrer Selbständigkeit zu bewahren suchten, ging aus den Verhandlungen des machtlosen Bundestages hervor. Oesterreich, welches dem König Georg Gebietsvergrößerungen auf Kosten Preußens nach dem Siege, den es mit Bestimmtheit erwartete, im Geheimen versprach, warnte am 19. Mai in der Bundessitzung Hannover unter Hinweis auf die Solidarität der Bundesstaaten vor dem Abschluß eines Specialvertrages mit Preußen. Und die Mittelstaaten beantragten am 20. Mai die allgemeine Abrüstung, obgleich sie wußten, daß Oesterreich und Preußen sich nach einem solchen Beschluß nicht richten würden.

Um diese Zeit kam der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Prinz Carl von Solms-Braunfels aus Wien nach Hannover. Daß

lediglich der Geburtstag des Königs, seines Stiefbruders, ihn herführte, glaubte Niemand. Das Publicum kannte den Einfluß, welchen die Familie Solms an unserem Hofe ausübte, und bezweifelte nicht, daß der Prinz Carl mit Aufträgen des Kaisers Franz Joseph komme. Der österreichisch gesinnte Theil der Hofgesellschaft verhehlte seine Freude über diesen Besuch nicht. Im Volke machte das Erscheinen des Prinzen in der österreichischen Generalsuniform an der Seite des Königs einen peinlichen Eindruck. Gerüchte von einer Mobilisirung hannoverscher Truppen und ihrer Verbindung mit der Brigade Kalik, d. h. den österreichischen Truppen in Holstein, verbreiteten sich. Die Sorglosigkeit der letzten Wochen war dahin, und eine schwüle Stimmung lag auf dem Lande, als am 27. Mai mit den üblichen Festlichkeiten des Königs Geburtstag gefeiert wurde.

Daß an diesem Tage England, Rußland und Frankreich die deutschen Großmächte, den deutschen Bund und Italien einluden, mit ihnen in Paris über die Aufrechterhaltung des Friedens zu verhandeln, was schnell bekannt wurde, machte wenig Eindruck. Man fühlte, daß die Gegensätze einen friedlichen Ausgleich unmöglich machten, und fing an einzusehen, daß Hannover den Krieg im Lande haben würde, wenn es gegen Preußen stände. Und als für unsere zur Exercierzeit versammelten Truppen Uebungen in vier, aus allen Waffen zu bildenden, Brigaden befohlen wurden, die in der zweiten Hälfte des Juni bei vier verschiedenen, an den nach Norden führenden Eisenbahnen liegenden Orten stattfinden sollten, hielt man das Gerücht von einer beabsichtigten Verbindung unserer Truppen mit der Brigade Kalik für begründet und sprach wieder von dem verschanzten Lager bei Stade, obgleich Arbeiten zu der Einrichtung eines solchen nicht stattfanden.

Die Spannung zwischen den deutschen Großmächten ließ den Ausbruch der Feindschaft zuerst in den Städten, welche bundesmäßig eine österreichische und preußische Garnison hatten, befürchten. Der Antrag, welchen Bayern in Frankfurt stellte: diese Truppen nicht allein von dem Sitze des Bundestages, sondern auch aus den Bundesfestungen Mainz und Rastatt zu entfernen und durch Truppen Bayerns, Badens und der Kleinstaaten zu ersetzen, war allen willkommen. So wurde wenigstens die Gefahr vermieden, daß die Bundesgenossen sich in den Straßen jener Städte bekämpften, welche bisher Repräsentanten deutscher Einheit waren. Im Anfange des Juni passirte ein Eisenbahnzug die Stadt Hannover, welcher das Bückeburgische Contingent

nach Mainz brachte. Ich war zufällig in der Nähe der Eisenbahn. Die Soldaten in dem Zuge sangen muntere Lieder, die mir klangen, als jubelten sie darüber, daß sie dem nahen Bruderkriege entzogen wurden.

Aurelius kam zurück. Er war in Frankfurt, eine kurze Zeit in Stuttgart und München, am längsten in Wien und zuletzt noch einige Tage in Berlin gewesen.

Er war traurig. Er hielt den Ausbruch des Krieges für gewiß. „Wieder Deutsche gegen Deutsche! Wann wird endlich dieses Elend aufhören?“ rief er aus. „Und wenn es nur auf Oesterreich und Preußen beschränkt bliebe; aber die deutschen Mittelstaaten wollen es nicht. Obgleich sie Furcht haben, wollen sie mitspielen, und es ist doch so schwach bestellt um sie! Unser König glaubt das nicht, sonst könnte er unmöglich auf sie rechnen. Der Bundestag sieht vor lauter Acten und österreichischen Großsprechereien den einzigen kräftigen Baum nicht, welcher die deutsche Nation zu beschirmen vermag. Man schreibt und redet sich vergeblich die Angst vom Leibe. Man möchte gern glauben, wie ungeheuer stark Oesterreich ist und kann es nicht recht. Und während man ihm beistehen will, denkt man besorgt an die Fabel, worin der Große den Kleinen verspeist, der ihn gerettet hat. Denn man hat den Fürstentag von 1863 nicht vergessen. Nur Preußen sieht die Sache genau wie sie ist. Es gibt in seiner Zwangslage das unfruchtbare Bundesrecht auf, greift nach seinem Gewaltrecht und wird vielleicht Recht behalten; Gott gebe, zum Heile Deutschlands! — Welcher Unterschied zwischen Wien und Berlin! Dort lustiges Leben, gewürzt durch die Einbildung unbesiegbarer Stärke und dabei Feinde außen wie im eigenen Hause. Italien und Preußen schlagen zugleich auf Oesterreich los und die Ungarn haben Lust, ihnen zu helfen. Preußen weiß sehr wohl, was es thut. In Berlin geht die Regierung mit militärischer Energie vorwärts; die Opposition schreit, aber man hört nicht darauf. — Wir dürfen nicht feindlich gegen Preußen handeln, es wäre unser Untergang. Ich will dies Alles dem König sagen, wenn ich zu ihm gelangen kann. Ob das zu erreichen ist, weiß ich nicht; ich will es durch Malortie versuchen. Er ist der einzige rechtschaffene Mann bei Hofe, der seinen Kopf klar erhalten hat. Auf ihn hört der König nicht; vielleicht daß Se. Majestät mich, den ganz fern stehenden, hören will. Ich kann nachher ignorirt werden.“

Oesterreich schien seiner Sache sicher zu sein, denn es drängte zum

Kriege. Am 5. Juni berief es ohne die Zustimmung Preußens, des Mitbesitzers von Holstein, die Stände des Herzogthums zum 11. nach Itzehoe. Preußen erklärte sofort, daß es den von Oesterreich hierdurch verletzten Gasteiner Vertrag nicht mehr als vorhanden ansehe und das Recht, welches der Wiener Frieden ihm gab, in Anspruch nehme, das Recht, gemeinschaftlich mit Oesterreich Holstein zu besetzen. Der preußische Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, versammelte seine Truppen, um sie nach Holstein zu führen. Auf dem Boden, welchen vor zwei Jahren die Waffenbrüder Arm an Arm betreten hatten, in dem Lande, welches kaum den Dänen entrissen war, schien der Kampf von Deutschen gegen Deutsche zu entbrennen.

Aurelius hatte eine Audienz bei dem König gehabt. Er war niedergeschlagen, als er erzählte: „Ich war auf eine frühe Stunde befohlen und brauchte nicht lange zu warten. Der Kammerdiener führte mich durch den Gang, der im Schlosse zu ebener Erde an der Gartenseite liegt, in das Zimmer, wo am freistehenden Schreibtisch der König saß. Ich war mit ihm allein. Durch die weit geöffneten Fenster schien unbehindert die Sonne auf sein schönes, sehr bleiches Gesicht in die offenen todten Augen. Die Blumen des Gartens dufteten in das stille Gemach hinein, in welchem ich zum ersten und wohl auch zum letzten Male war. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht", redete der König mich an. „Was haben Sie mir zu sagen?" Aus der Stimme klang es heraus, daß er mir als einem Oppositionsmanne nicht gnädig sei. Ich antwortete, daß ich, aus einer alten hannoverschen Familie stammend, mit meinem ganzen Herzen an dem Königreich hinge, daß ich von Reisen käme und in Süddeutschland, in Wien und Berlin Eindrücke gesammelt hätte, welche ich zu Sr. Majestät Kenntniß zu bringen wünschte. Der König hob seinen Kopf, als ob die letzten Worte ihn unwillig machten. Da er schwieg, fuhr ich fort und sagte ihm etwa das, was ich neulich Ihnen gesagt habe, aber, ich glaube, wärmer; denn mein Gefühl wurde durch den Anblick des armen Königs erregt, und die mir gewährte Gelegenheit steigerte meine Hoffnung, daß mein Zweck erreicht würde. Ich sprach offenherzig und eindringlich. Der König unterbrach mich nicht; erst als ich zu Ende war, redete Se. Majestät, auch ziemlich lange."

„Was sagte der König?" fragte ich gespannt.

„Er war ergriffen, sprach aber ruhig und fließend. Ich will seine Worte nicht wiederholen. Meine Warnung hatte keinen Erfolg gehabt

und ich ging mit der traurigen Erinnerung: Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit."

Die Preußen hatten im Herzogthum Schleswig 12 000 Mann, die Oesterreicher in Holstein kaum 5000. Auch in Rendsburg war die preußische Besatzung stärker als die österreichische. Der Statthalter von Holstein zog deshalb seine Truppen vor den am 7. Juni einrückenden Preußen nach Altona zurück. Die holsteinischen Ständemitglieder, welche in Itzehoe eintrafen, reisten unverrichteter Dinge wieder ab. Der General von Manteuffel rückte gegen Altona vor, und nach dieser Stadt marschirten noch 5000 Preußen aus dem Lauenburgischen, während preußische Kanonenboote die Elbe bewachten. Die isolirte Brigade Kalik wäre verloren gewesen, wenn es zum Kampfe kam. Unter diesen Umständen verließ der österreichische Statthalter mit allen Oesterreichern den holsteinischen Boden. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni ging die Brigade Kalik über die Elbe nach Harburg. Jetzt war Schleswig-Holstein in preußischem Besitz.

Daß die hannoversche Politik nunmehr eine bestimmte Richtung verfolge, war in keiner Weise zu erkennen. Im Gegentheil schienen die Maßregeln unserer Regierung sich zu widersprechen. Die Brigade Kalik fuhr auf der Eisenbahn durch unser Land nach Süddeutschland. Die Anhänger Oesterreichs waren hiermit unzufrieden, im Allgemeinen hielt man die Entfernung der Oesterreicher für ein Friedenszeichen. Dagegen blieben die Dispositionen, welche für die Märsche unserer Brigaden nach dem Manöverterrain getroffen waren, unverändert, und diese Truppen wurden mit scharfer Munition und so viel Fuhrwerken, als von den im Frieden gehaltenen Pferden gefahren werden konnten, ausgerüstet, was über das Uebungsbedürfniß hinausging. Freilich waren diese Anordnungen von einer Mobilmachung weit entfernt. Die vier Uebungsbrigaden stellten in ihrer Gesammtstärke nicht zwei Drittel der hannoverschen Armee dar, es war kein Pferd über den schwachen Friedensetat vorhanden, und zur Kriegsbereitschaft fehlten alle administrativen Formationen, ohne welche Truppen im Felde nicht bestehen können. Immerhin waren aber jene Anordnungen geeignet, in Berlin Zweifel an der Aufrichtigkeit unserer Neutralitäts-Versicherungen zu erwecken, während sie uns in keiner Weise zu einem thatkräftigen Widerstande befähigten.

Ich erinnere mich, daß ich, über das letzte Gespräch mit dem Grafen Eberhard und über die nächste Zukunft nachsinnend, in meiner

Stube saß, als der Postbote mir einen Brief meiner Mutter brachte, aus dem ich Folgendes abschreibe:

„Als die Oesterreicher unsere Gegend verließen, kam Alfred, nur für einen Tag. Er war mit einem Wagen ganz hergefahren und fuhr auch so nach Hamburg zurück. Er war liebenswürdig und gut wie immer; aber wäre er noch Officier, ich hätte geglaubt, er käme um Abschied zu nehmen, so wehmüthig war er.

„Dein Vater äußert sich über die Ereignisse wenig; und verworren genug sind sie. Zu allererst traten die Preußen für das Land ein, dann nahmen sie es im Bunde mit den Oesterreichern, und nun jagen sie diese hinaus! Obgleich man nicht leugnen kann, daß sie in Schleswig besser Ordnung gehalten haben als die Oesterreicher in Holstein, so finde ich die Art, wie Manteuffel mit seiner Uebermacht die alten Waffenbrüder verdrängte, doch empörend. Das Gute bei der Sache ist, daß Guido mit fort ist. Er kam für ein paar Stunden, um Adieu zu sagen. Wir waren gerade mit Alfred im Schlosse. Ich glaube, daß er sich ernsthaft mit dem Gedanken beschäftigt, Adele zu heirathen. Sie ermuthigte ihn nicht; aber er versicherte, daß er wiederkommen würde. Ich freue mich nur, daß Friedrich mit ihm weggereist ist. Der Baron willigte ein. Friedrich will in Wien abwarten, wie unsere Verhältnisse sich gestalten. Hier würde er gelegentlich mit den Preußen in Conflict gerathen sein, so haßt er sie. Woher er das nur hat? Für den häuslichen Frieden ist es besser, daß er fort ist.

„Der Baron fuhr nach Itzehoe, wo der Landtag sein sollte, und kam am anderen Tage wieder, weil Manteuffel den Landtag nicht duldete. Der Capitän mit seiner Freude hierüber ärgert mich. Und den Baron hat er ganz auf seine Seite gebracht.

„Gott erhalte Hannover nur den Frieden! Wir denken immer an Dich und Wichard. Clotilde ist sehr aufgeregt, ihr Zustand ist zuweilen fast ängstlich. Könntet Ihr doch einmal kommen! Die böse Exercirzeit!

„Barons ängstigen sich um Christian. Noch ist er in Berlin."

Wie mochte auch Wichard sich nach den Seinigen, nach Clotilde sehnen! Nun nahte endlich die Zeit heran, wo die Hochzeit sein sollte: aber was war dann?

Meine gute Mutter drückte sich so aus, als wenn augenblicklich Nichts weiter als eine Exercirzeit uns verhindere, Urlaub zu nehmen. Was stand indessen bevor? Nur der Gedanke war tröstlich, daß seit

den letzten Vorgängen in Holstein die Meinigen und die Freunde dort in Sicherheit waren.

Am 11. Juni hatte Oesterreich, indem es sich darauf berief, daß Preußen in Holstein den Frieden gebrochen habe, in Frankfurt beantragt, daß die nichtpreußischen deutschen Armeecorps binnen 14 Tagen mobil gemacht würden. Das hieß den Bruderkrieg erklären. Trotz Preußens Widerspruch wurde der Antrag zur Abstimmung zugelassen und letztere auf den 14. Juni angesetzt. Es litt keinen Zweifel, daß Preußen diejenigen Staaten, welche für den Antrag stimmen würden, als seine Feinde ansehen müßte. Und Hannover kam hierbei zunächst in Betracht.

Jedoch erfuhren nicht Viele in unserer Hauptstadt diesen Stand der Dinge sogleich, und die davon hörten, glaubten darum noch nicht alle, daß die Entscheidung vor der Thür sei. Die Unruhe wuchs nicht in hervortretender Weise; die Besorgniß Einzelner verschwand gegen die Abneigung der Menge, eine Störung des friedlichen Zustandes zu erwarten.

Im Odeon sollte eines der großen Sommerconcerte der Militärmusiker stattfinden. Am Morgen schrieb Frau Elisabeth mir, daß sie am Abend mit dem Ehepaar Aurelius eine Spazierfahrt machen würde, zu der sie mich einlud. Ich hatte eine Ahnung, daß sowohl jenes Militärconcert wie diese Spazierfahrt mir zum letzten Male geboten würde, und wollte keines versäumen.

Der Garten des Odeons füllte sich mit vielen Officieren und ihren Damen, auch anderer Gesellschaft, wie sonst. In den herkömmlichen Anordnungen war Nichts verändert, von den Vorbereitungen für den Empfang des Königlichen Hofes bis zu dem Programm mit Sachse's berühmtem Trompeten-Solo; aber auf den Gesichtern lag ein anderer Ausdruck. Alle wollten vergnügt erscheinen, doch nur den Wenigsten gelang es. Man wandelte bereits in dem Schatten der nahenden Katastrophe. Jeder fühlte, daß er einen dunkelen Pfad betrete, und wollte ihn muthig durchschreiten.

In dieser Stimmung kam ich zu Frau Elisabeth. Vor ihrem freundlichen Gleichmuth, ihrer frommen Ergebung wich der Trübsinn von mir; in ihrer Nähe genoß auch ich den schönen Abend, in den wir hinaus fuhren.

Wir sprachen kein Wort von dem, was Alle beschäftigte; aber bald genug wurden wir von außen wieder darauf geführt. Schon als

wir an dem Welfenschloß vorbei kamen, welches seiner Vollendung entgegen ging. Der Kutscher, der Frau Elisabeth oft fuhr und sich gewöhnt hatte, dann und wann ein Wort in den Wagen hinein zu sprechen, wies auf die Stelle über dem Hauptportal, wo wir mehrere Männer beobachteten, die etwas zu berathen schienen. „Unser Pferd kommt da nicht hin. Die werden wohl umsonst messen," sagte er und schüttelte den Kopf. Jene Stelle sollte mit dem hannoverschen Pferde geziert werden, welches nach einem colossalen Modelle in einer Erzgießerei Hannovers gegossen wurde. Man lobte das Modell, hatte aber an dem beabsichtigten Aufstellungsplatze viel auszusetzen und der Kutscher dachte wie wir, was aus dem unfertigen Königssitze überhaupt werden möchte. Aurelius erzählte von der feierlichen Grundsteinlegung zu diesem Schlosse, welches Georg V. auf dem Platze des alten Monbrillant erbauen ließ: „Sie fand an einem sehr heißen Sommertage in Gegenwart der Majestäten statt. Der Oberconsistorialrath Leopold hielt die Weihrede, die auf uns einen sonderbaren Eindruck machte; denn er hatte den nicht glücklichen Gedanken gehabt, das Thema aus dem siebenten Capitel St. Matthäi zu wählen von dem klugen Mann, der sein Haus auf einen Felsen baut und von dem thörichten Mann, der es auf den Sand baut. Dieser ganze Bauplatz war Sand, von der Mittagssonne glühend geworden und so tief, daß die heißen Füße versanken."

An Herrenhausen vorbei fuhren wir über die Limmer Brücke und durch das Limmer Gehölz auf die üppigen Felder hinaus, den Benther Berg und weiter den Deister vor uns. „Ein gesegnetes Land," sagte Frau Elisabeth. „An Alles hier rundum knüpfen mich liebe Erinnerungen. Auf den Gütern und Amtssitzen am Deister habe ich die glücklichsten Tage meiner Jugend erlebt. Es war ein vertrauter, freisinniger, ein echt hannoverscher Kreis."

„Auch meine Eltern liebten diese Gegend," sagte Aurelius' Frau. „Nach Wennigsen, nach dem Steinkrug fuhren sie in jedem Sommer, um den Wald zu genießen; nach dem Bettenser Garten zur Erntezeit, und dann war Vater vergnügt, wenn die Schnitter mit ihren Mädchen zu uns kamen, um den Garbenkranz zu bringen und ein Geschenk dafür zu nehmen."

Der Wagen fuhr in dem Geleise des Feldweges langsam. Wir hörten Gesang von Männer- und Frauen-Stimmen und sahen Bauern

und Bäuerinnen uns entgegenkommen. Es mochten Soldaten dabei sein, denn sie sangen das Soldatenlied:

> Ein Schifflein sah ich fahren,
> Capitän und Lieutenant.
> Was hat das Schiff geladen?
> Eine ganze Compagnie Soldaten.
> Capitän, Lieutenant,
> Fähnrich, Sergeant,
> Nimm das Mädchen an die Hand.
> Kameraden! Soldaten!

Als sie an dem Wagen vorbei gingen, zogen die Männer die Mützen, und alle wünschten uns guten Abend. Da rief einer aus ihrer Mitte: „Guten Abend, Herr Lieutenant!“ und drängte sich an den Wagen heran. Der Kutscher hielt. Der Mann reichte mir die Hand und schüttelte sie derbe.

„Sieh', Lücke!“ sagte ich, einen früheren Soldaten meiner Compagnie erkennend. „Wie geht es?“

„Gut, Herr Lieutenant!“ dann rief er: „Rieke!“

Eine hübsche junge Frau mit einem Kinde auf den Arm trat heran und knixte. „Das ist meine Frau, Herr Lieutenant, und das ist unser Kind.“

Ich beglückwünschte die Eltern; dann fragte ich, ob Lücke schon ganz ausgedient habe.

„Wenn es in diesem Jahre Krieg gäbe, müßte ich noch mit; aber es wird ja nicht. Einige im Dorfe sprechen wohl davon. Wir glauben nicht daran. Der Oesterreicher und der Preuße können es ja unter sich ausmachen.“

Und fröhlich zogen sie davon.

Der Kutscher trieb seine Pferde an. Als wir weit genug weg waren, sprach er: „Ob die in vier Wochen noch so vergnügt sind?“

Die Damen hörten dies wehmüthig an, ich sagte: „In vier Wochen fließt viel Wasser durch die Leine.“

„Das meine ich auch,“ entgegnete er.

Ueber den Lindener Berg fuhren wir der Stadt zu. Aurelius' Frau machte uns aufmerksam, wie die Abendsonne auf dem Zifferblatt des Marktthurms glitzerte.

„Wie ungeschlacht er über Alles wegsieht,“ bemerkte ich.

„Und doch ist er den Hannoveranern werth als ein weit sicht=

bares Wahrzeichen der Stadt der Väter," sagte Frau Elisabeth, die in ihren bangen Ahnungen um so tiefer fühlte, wie lieb die Heimath ihr und allen Hannoveranern war.

Als ich von ihr Abschied nahm, reichte sie mir die Hand mit den Worten: „Sie haben viel zu thun. Ich sehe Sie wohl lange nicht, denke aber an Sie." Sie mochte es nicht aussprechen, wie unsicher ihr die nächste Zeit erschien.

Der entscheidende 14. Juni war gekommen und fast vergangen. Ich war damals einem General zugetheilt und sollte mit diesem am nächst folgenden Tage zu den Truppenübungen abreisen. Das Unklare unserer Lage veranlaßte mich, meine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Ich war hiermit spät Abends beschäftigt, als ich durch das offene Fenster meinen Namen rufen hörte. Es war Aurelius, der Eintritt begehrte.

„Ich konnte auf dem Wege nach Hause an Ihrer erleuchteten Stube nicht vorbei gehen," hob er an, als ich ihn eingelassen hatte. „Die Würfel sind gefallen!"

„Wie ist die Abstimmung verlaufen?"

„Der österreichische Antrag ist angenommen. Hannover hat dafür gestimmt."

Er war sehr aufgeregt. Ich glaubte ihn zu beruhigen, indem ich sagte: „Von dieser Entscheidung ist es für uns doch noch weit bis zum Kriege."

„Ich fürchte das Gegentheil. Der preußische Bundestags-Gesandte hat die Sitzung mit der Erklärung verlassen, daß für seine Regierung der Bund nicht mehr bestehe."

„Da wird Preußen mit Hannover wohl weiter verhandeln."

„Das hat es noch in den letzten Tagen gethan. Ich weiß, Preußen hat unsere Regierung gewarnt."

„Mein Gott!" rief ich jetzt aus. „Was sollen wir? Unsere Truppen sind in kleinen Haufen im Lande zerstreut. In Altona steht der General von Manteuffel, bei Minden eine preußische Division an unserer Grenze."

„Das Schiff des blinden Welfenkönigs treibt wehrlos vor dem nahenden Sturm," sprach Aurelius mit zitternder Stimme. Er konnte seinen Schmerz nicht verbergen. Er sah nach seiner Uhr: „Es ist Mitternacht vorbei. Wer weiß, was dieser Tag bringt!"

21.

Nach einem unruhigen Schlafe erwachte ich früh Morgens und die traurigen Gedanken an das nahende Unheil trieben mich auf. Erst in ein paar Stunden konnte ich meinem Dienste nachgehen. Ich legte mich in das geöffnete Fenster. Die Straße war noch still, die Hausthüren wurden aufgeschlossen, einige Leute gingen hinaus — Alles wie gewöhnlich. Die Einwohner wußten noch nicht, wie viel näher das Ungemach war.

Hatte Preußen, wie Aurelius sagte, unsere Regierung vor der gestrigen Abstimmung gewarnt; hatte es hierdurch zu erkennen gegeben, daß es Hannovers Bereitwilligkeit zu der Mobilmachung der nicht-preußischen Armeecorps als einen feindlichen Act auffassen würde, so war das Einrücken der marschbereiten preußischen Truppen in unser Land sogleich zu erwarten.

Was konnten wir thun, um den Krieg aufzunehmen?

Wir konnten alle Beurlaubten einziehen und dadurch die Zahl der Streitbaren vermehren; aber wir konnten die Armee nicht mehr bei Stade zusammenziehen, denn der General von Manteuffel war nahe an diesem ganz unhaltbaren Orte, worin man leider eine Menge von Waffenmaterial unnützerweise aufgehäuft hatte, welches jetzt in der Stadt Hannover besser zu verwenden gewesen wäre.

Am leichtesten war die Armee in und bei der Hauptstadt zu concentriren. Hierhin konnten viele der Beurlaubten vor den Preußen gelangen. Hier hatten wir bedeutende Kriegsvorräthe und andere Hilfsmittel. Und das Terrain um Hannover gewährt günstige Stellungen, welche durch flüchtige Vertheidigungsanlagen mit Hilfe der bürgerlichen Arbeitskräfte erheblich verstärkt werden konnten. Wenn ein tragisches Ereigniß unvermeidlich war, hier war der politische Eindruck am größten. Bei der Residenzstadt mußte die Armee, die Königliche Familie in ihrer Mitte, um einen ehrenhaften Vergleich oder Untergang kämpfen.

Während ich solche Betrachtungen anstellte, verfolgte ich das zunehmende Erwachen der Stadt. Auf der Straße wurde es lebendiger; aber noch verrieth Nichts, daß Besonderes zu erwarten sei.

Da sah ich einen Herrn mit einem Kofferträger hinter sich heran kommen. Alfred? — „Alfred!“ rief ich und eilte die Treppe hinunter. Auf der Straße fiel ich ihm ungestüm in die Arme. „Alfred!“

„Hast Du mich erwartet?“

„Nein. Wie konnte ich Dich erwarten?“

Als wir in meiner Stube allein waren, sagte er: „Die Preußen kommen heute nach Harburg. Sie behaupten, der Marsch durch das Land sei ihnen von Eurer Regierung gestattet. Ich erfuhr es gestern Abend spät. Für alle Fälle hatte ich meinen Koffer schon gepackt und von meinen Principalen Urlaub.“

„Gehen denn jetzt in der Nacht Dampfschiffe über die Elbe?“

„Unsere kleine Dampfjolle hat mich hinüber gebracht. Glücklicher Weise so früh; denn der Eisenbahnbeamte in Harburg schickt alle Locomotiven und Wagen weg. Vielleicht war es schon der letzte Zug, mit dem ich kam.“

„Wir wissen hier von Nichts. Wir sind in tiefem Frieden, freilich in großer Besorgniß. Hast Du gerade jetzt Geschäfte hier?“

„Ich will das Schicksal meiner alten Kameraden theilen.“

Ich erschrak. Weshalb wollte Alfred sich nutzlosen Gefahren aussetzen? „Wie kommst Du auf den Gedanken?“ rief ich aus. „Es ist ja Dein Beruf nicht mehr.“

„Ich will bei der Armee sein, der ich jahrelang angehört habe.“

„Unter welchem Vorwande? In welcher Form? Es kann sich ja nicht jeder beliebig bei der Armee aufhalten.“

„Ich gehe mit meinem Regiment.“

„Es ist gar nicht hier.“

„Wo ist es?“

„Augenblicklich in Wunstorf.“

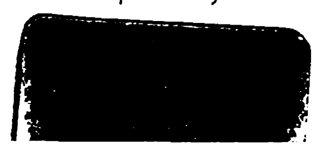
„Ich warte ab, was hier in der Stadt geschieht. Ich werde keine Waffe tragen. Ich will die Müden und Kranken pflegen.“

„Alfred, lieber Alfred!“ sagte ich und drückte ihn an meine Brust. „Sei offen! Was bringt Dich zu diesem Schritt?“

Er entwand sich mir und sagte ungehalten: „Ist das Gefühl der Kameradschaft nicht genug? Ich könnte Dir noch andere Beweggründe nennen, aber sie haben mich nicht bestimmt; ihnen nachzugeben wäre Unrecht. Die Preußen haben meiner Heimath bitteres Leid zugefügt und wenden sich jetzt gegen mein zweites Vaterland. Ich will nicht die Waffen gegen sie gebrauchen, es ist Bruderkrieg, und ich bin dazu nicht genöthigt. Hast Du noch keinen Marschbefehl?“

„Nur zu den Manövern. Vielleicht erfahre ich jetzt etwas Neues, ich muß zum Dienst. Was willst Du thun?“

18*



„In der Stadt umherlaufen, zu Wellmeier's, Aurelius. Ist Zettel hier?"

„Er ist beim Regiment, seine Frau bei ihren Eltern."

Die erste dienstliche Neuigkeit des Tages war, daß in Folge des gestrigen Bundesbeschlusses alle Beurlaubten zu den Fahnen gerufen wurden und zwar gemäß der für die Mobilmachung festgesetzten vierzehntägigen Frist auf den 20. des Monats und die darauf folgenden Tage. Nachdem ich das Nöthige besorgt, trat in meinen Geschäften eine Pause ein. Was weiter geschehen sollte, wußten wir nicht.

Ich benutzte die Zeit, zu Tante Balbina zu gehen, die in der Nähe wohnte. Die bekannt gewordene Abstimmung unserer Regierung für Oesterreich hatte lebhafte Befürchtungen hervorgerufen. Die Menschen auf der Straße sahen ernst aus, blieben stehen und theilten einander mit, was sie wußten und dachten.

Es war noch vor der Besuchszeit, doch hatte Tante Balbina Herrn Melet schon empfangen. Er verließ sie, als ich kam.

„Herr Melet reist mit seiner Herrschaft heute nach Wien", redete sie mich an. „Du weißt doch das Neuste? Prinz Ysenburg" — der preußische Gesandte an unserem Hofe — „hat heute früh dem Grafen Platen ein Schriftstück überreicht, welches er Sommation nennt. Schon diesen Ausdruck finde ich impertinent."

„Was ist der Inhalt?"

„Preußen erklärt uns den Krieg, wenn Seine Majestät sich nicht noch heute dem König von Preußen unterwirft."

„Weißt Du etwas Näheres von den Bedingungen?"

„Bedingungen?"

„Hoffentlich verständigt der König sich mit Preußen noch in dem letzten Augenblick."

„Was denkst Du! Der König gibt Nichts nach. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und Hochmuth kommt vor dem Fall. Preußen will gegen Oesterreich und ganz Deutschland kämpfen? Und hat Herr von Bismarck unsere mächtigen Verwandten vergessen? Der Kaiser Alexander und die Königin Victoria leiden nicht, daß unseren Majestäten ein Haar gekrümmt wird."

„Sie sind weit weg und können uns nicht helfen, wenn wir uns hier nächsten Tages mit den Preußen schlagen", sagte ich, indem ich aufstand, um wegzugehen. Ich freute mich, daß die thörichte Tante Balbina keine Spur von Furcht zeigte. „Ich wollte Dir Lebewohl

sagen", fuhr ich fort, „für den Fall, daß ich in der nächsten Zeit Dich nicht besuchen könnte. Wir haben den Befehl zur Mobilmachung erhalten."

„Da gibt es wohl viel zu thun?"

„Voraussichtlich, besonders wenn die Preußen erst im Lande sind. Der General von Manteuffel kommt heute mit seinen Truppen nach Harburg."

„Was Du sagst! Welche Insolenz!"

„Es heißt, daß unsere Regierung ihnen früher den Durchmarsch gestattet hat. Nun werden sie wohl im Lande bleiben und noch mehr dazu kommen."

„Sie werden nicht lange bleiben."

„Wer treibt sie hinaus?"

„Wir und Oesterreich, Rußland, England. Adieu, Ernst. Auf Wiedersehen!"

Gegen Mittag war die preußische Sommation in der Stadt bekannt. In derselben forderte Preußen, daß Hannover seine Truppen auf den Friedensfuß zurückführe und der Berufung eines deutschen Parlaments zustimme. Preußen wollte hiergegen dem König Georg sein Gebiet und nach Maßgabe der preußischen Bundesreformvorschläge seine Souveränetät garantiren, anderenfalls aber Hannover als im Kriegszustande gegen sich betrachten und behandeln.

Die Aufregung wurde größer. In den Bureaus, den Comptoirs, den Familien trug man sich die Nachrichten zu, sprach man von der Wahrscheinlichkeit der einen und anderen Entscheidung. Viele glaubten noch an eine Verständigung, doch lag die Sorge auf allen Gesichtern.

Da unsere Ständeversammlung tagte, so konnte das Land seine Ansicht durch seine Vertreter kundgeben. Rudolph von Bennigsen stellte in der zweiten Kammer den Antrag: „Seine Majestät zu bitten, diejenigen Räthe der Krone, welche die Mobilmachung befürwortet haben, zu entlassen; den gestrigen Bundesbeschluß nicht zur Ausführung zu bringen, vielmehr strenge Neutralität inne zu halten und auf die schleunige Berufung eines deutschen Parlaments hinzuwirken." Am folgenden Tage sollte über diesen Antrag abgestimmt werden.

Inzwischen waren die Minister in Herrenhausen versammelt. Dort ist unter dem Vorsitz des Königs um ein Uhr Mittags beschlossen worden, die preußische Sommation abzulehnen und die Armee bei Göttingen zu versammeln.

Der letztere Entschluß war ganz neu und vollständig unvorbereitet. Es war schwierig, die zum großen Theil im Nordosten des Königreichs zerstreuten Truppen in jener südlichsten Spitze des Landes zusammen zu bringen, noch schwieriger, sie dort operationsfähig zu machen. Göttingen mit seiner dürftigen Umgebung bot für ihre kriegsmäßige Ausrüstung wenig, für einen längeren Aufenthalt nicht einmal die Lebensmittel. Von Hannover, dem Haupt-Depotorte der Armee, führte nur eine Eisenbahn dahin.

Indem man die Truppen an die südlichste Grenze des Königreichs zog, gab man letzteres dem Feinde Preis in der Hoffnung, es durch eine Vereinigung mit den süddeutschen Streitkräften nach einem glücklichen Kriege wieder zu gewinnen. Nur diese Vereinigung konnte den in letzter Stunde gefaßten Beschluß rechtfertigen.

Oder hatte man letzteren nur so lange geheim gehalten? Waren Verabredungen mit den süddeutschen Staaten getroffen und waren dieselben so zuverlässig, daß man die wichtigste Entscheidung auf sie bauen durfte? Keine Maßregel war getroffen, welche dies andeutete; im Gegentheil, alle bisherigen Anordnungen widersprachen solcher Vermuthung.

Telegraphen und Boten überbrachten nun die Befehle an die Truppen. In der Stadt Hannover trat eine merkwürdige und höchst anerkennenswerthe Bewegung ein. Der erste Schrecken verflog bald. Die Einwohner vergaßen über die plötzliche, schnell begriffene Veränderung ihr eigenes Wohl und Weh. Man hörte keine Vorwürfe mehr, keine Klage, nur Aeußerungen bereitwilliger Hilfe. Die im Orte anwesenden Beurlaubten — und an den folgenden Tagen die aus dem ganzen Lande — begaben sich unaufgefordert so schnell wie möglich zu ihrer Fahne. Schon am Nachmittage fuhren die ersten Eisenbahnzüge mit Truppen nach Göttingen, und Zug auf Zug folgte. Die Eisenbahnverwaltung, obgleich ebenso überrascht, wie alle anderen Behörden, leistete Außerordentliches.

Die außerhalb der Standquartiere befindlichen Truppenkörper setzten sich, wie sie waren, in Marsch, Officiere und Soldaten für einen Kriegszug auf das Mangelhafteste ausgerüstet. Vielen fehlte das Nothwendigste, und ohne Lebewohl schieden die meisten von ihren Angehörigen. Die Garnison der Residenz bereitete sich zum Aufbruch.

Ich hatte Alfred nicht wiedergesehen; erst Nachmittags traf er mich. Er lud mich im Auftrage des Senators Wellmeier für den

Abend nach dessen Hause ein. Ich versprach zu kommen, sobald mein Dienst für heute beendigt sein würde.

Die Stunden verliefen in drängender Arbeit. Man hatte nicht Zeit, an Anderes zu denken. Besonnen, äußerlich ruhig, suchte man das Nöthigste schnell zu ordnen.

Es wurde bekannt, daß die Preußen in Harburg waren, wo sie jedoch kein Eisenbahn-Transportmaterial besäßen. Die eine und andere Nachricht machte keinen Eindruck mehr. Man wußte genug, man wollte handeln.

In später Abendstunde kam ich nach dem Hause des Senators. Er selbst war zu einer Magistratssitzung berufen, seine Frau und Tochter empfingen mich. Das Ehepaar Aurelius und Alfred waren in ihrer Gesellschaft.

Zettel's Frau hatte ihren Mann nicht wiedergesehen. Er war durch Hannover gefahren, ohne sie hiervon benachrichtigen zu können. Sie und ihre Mutter, in tiefer Trauer um den schrecklichen Verlust, den sie vor wenig Monaten erlitten hatten, suchten in freundlichster Weise aufmerksam gegen ihre Gäste zu sein. Sie baten, daß wir die Rückkehr des Senators abwarten möchten; wir selbst wünschten dies, weil wir von ihm das Neuste zu hören erwarteten. Das Ehepaar Aurelius bemühte sich, die Unterhaltung von den Sorgen abzulenken, und Alfred erzählte interessante und komische Geschichten aus seinem Kaufmannsleben; aber immer kam das Gespräch wieder auf die Ereignisse des Tages und auf die Vermuthungen über die Zukunft.

Es war fast zwei Uhr Nachts, als der Senator, erschöpft und traurig, in das Zimmer trat. Der Magistrat und das Bürgervorsteher-Collegium hatten in einer eiligst veranstalteten Sitzung beschlossen, an den König eine Deputation zu entsenden, welche die Bitte der Stadt aussprechen sollte, sich mit Preußen zu verständigen und den Krieg vom Lande abzuwenden.

„Alles vergeblich!“ sagte der Senator.

„Jetzt, spät in der Nacht wart Ihr bei dem König?“ rief seine Frau aus.

„Im Herrenhäuser Schloß war noch Alles wach. Hofbeamte und Lakaien liefen hin und her. Der König verläßt mit dem Kronprinzen Hannover, in ein paar Stunden schon. Sie begeben sich nach Göttingen.“

„Wurden Sie angenommen?“ fragte Aurelius' Frau.

„Wir wurden gleich zu dem König geführt, er war mit der Königin und seinen Kindern allein.“

„Was antwortete der König?“

„Er wies mit größter Bestimmtheit unsere Bitte zurück. Er habe die preußischen Forderungen bereits abgelehnt. Er könne als Monarch, als Christ und als Welfe nicht anders. Er lasse die Königin und die Prinzessinnen hier, sie würden das Schicksal der Residenz theilen.“

Wir schwiegen, schmerzlich bewegt. Aurelius sprach zuerst: „Es ist die Vorstellung seiner unvergleichlichen Welfischen Majestät, die seine Ohrenbläser zu einer Manie gesteigert haben. Schrecklich, diese Vorstellung über das Wohl seiner Unterthanen zu stellen! Als Monarch, als Christ, als Welfe könne er nicht anders! Mit ähnlichen Worten entließ er mich; damals sagte er: Ich muß die Welfenkrone, welche Gott mir anvertraut hat, ungeschmälert erhalten.“

„Sagte die Königin etwas?“ fragte Zettel's Frau.

„Ein paar Worte, treu mit uns ausharren zu wollen. Ihr Muth, ihre fromme Ergebung und würdige Haltung machten auf uns den besten Eindruck.“

„Wie benahm sich der Kronprinz?“ fragte ich.

„Ich glaube, seine Einsicht ist besser, und er verbirgt sie als guter Sohn. Es lag ein trauriger Zug auf seinem Gesichte, aber er spielte mit einem großen Hunde.“

Aurelius stand auf: „Es ist Morgen, wir müssen gehen.“

Tief bekümmert trennten wir uns. Ich nahm von den Freunden Abschied; denn auch ich mußte den Befehl, Hannover zu verlassen, jeden Augenblick erwarten.

Auf der Straße sagte Alfred: „Leg' Dich zu Bett, Du hast den Schlaf nöthig. Ich gehe noch mit Aurelius.“

Ich legte mich halb gekleidet auf mein Bett. Nach ein paar Stunden weckte mein Diener mich und überbrachte mir den Befehl, um sechs Uhr zu meinem General zu kommen. Während ich mich hierzu bereitete, trat Alfred ein.

Er war auf dem Bahnhofe gewesen, um den König abreisen zu sehen, und hatte bis dahin das Treiben beobachtet, welches dort die ganze Nacht herrschte. Auf dem Platze standen Fuhrwerke mit Kriegsbedürfnissen, auf dem Bahnhofe selbst wurden Züge rangirt und beladen. Bürger halfen freiwillig bei allen Arbeiten. Als die Equipagen heran fuhren, versammelten sich die Leute, um den König zu sehen. Er

betrat den Perron am Arm des Kronprinzen. Die Umstehenden verharrten, betrübt und ergriffen, in lautloser Stille. Aus dem Fenster des vergoldeten Eisenbahnwagens sprach der König: „Er gehe mit dem Kronprinzen zu der Armee und vertraue die Königin und Prinzessinnen der Liebe der Hannoveraner an.“ Nun riefen einige der Zuschauer „Hoch!“ andere „Auf Wiedersehen!“ Und während der Zug sich in Bewegung setzte, winkte der König mit der Hand.

Alfred war selbst gerührt und erzählte, um in eine andere Stimmung zu kommen, gleich weiter: „In dem Gefolge des Königs sah ich den Grafen Platen, den Kriegsminister und den General-Adjutanten. Der General von Brandis sah steif und gelb aus wie der alte Schweden-Oberst in dem Bremer Domgewölbe. Noch invalider sieht der General von Tschirschnitz aus, müde und gebeugt schleppte er sich in das Coupé. Dann war auch der Privatrath des Königs, Meding, in dem Gefolge. Als ihn die Leute sahen, verwandelte sich ihre Wehmuth fast in Zorn.“

„Hier ist Kaffee,“ unterbrach ich ihn.

„Ich habe schon in großer Gesellschaft Kaffee getrunken. Als ich weggehen wollte, kam ein Trupp Beurlaubter von unserem Regiment, um mit dem nächsten Zuge zu fahren. Sie erkannten mich trotz meines veränderten Habits. Da lud ich sie zum Kaffee im Wartesaal ein. Von einem soll ich dich grüßen, Lücke.“

„Er läßt Frau und Kind zurück,“

„Er klagte aber nicht.“

Mein General theilte mir mit, daß er selbst um 8 Uhr nach Göttingen abreise, wohin der König alle Generale befohlen hatte. Ich sollte noch zurückbleiben, um seine letzten Aufträge zu erfüllen, und sobald wie möglich nachkommen.

Auf der Straße erzählte man sich die neusten Thatsachen: daß der preußische Gesandte die Ablehnung des Königs mit der Kriegserklärung beantwortet hatte und der preußische General von Goeben, ein Hannoveraner von Geburt, mit seiner Division von Minden her auf Hannover in Marsch war. Dies Alles nahmen die Einwohner jetzt mit einem rühmlichen, von ihrer Einsicht und Charakterstärke zeugenden Gleichmuth auf. Sie konnten daran nichts ändern; nun wollten sie helfen, daß die Soldaten im Stande wären, das ihrige zu thun. Wer die Hannoveraner nicht schon liebte, ihre Tüchtigkeit noch nicht kannte, lernte sie in diesen Tagen schätzen.

Nächst den Anordnungen für die Zusammenziehung der Truppen war das Wichtigste der Transport des in Hannover lagernden Kriegsmaterials nach Göttingen. Nur die formirten Truppen und fünf bei ihnen eingetheilte, mit den Pferden des Friedensstandes marschfähig gemachte Batterien hatten Munition, jedoch äußerst wenig, bei sich. Pulver, Geschosse, die Waffen für die Beurlaubten, die übrigen Geschütze mit allen ihren Erfordernissen, das gesammte Trainmaterial mußte auf das Schleunigste für den Transport bereit gestellt werden. Da griffen die Hannoveraner zu, alte Bürger, junge Leute verschiedener Stände, große und kleine Schüler, und um so eifriger, als nach dem Abmarsch der Truppen die Arbeiten ihnen allein überlassen blieben. Und hierbei hat Alfred, bis wir zusammen weg fuhren, mit klugem Rath unermüdlich geholfen.

Gegen die Mittagsstunde verließen die letzten Truppen, welche den Marsch zu Fuß machen sollten, weil die Eisenbahn nicht Alles befördern konnte, die Stadt. Unsere prächtige Artillerie marschirte, ihre Musik zu Fuß voran, die Kanonen mit Bauern- und Droschken-Pferden armselig bespannt, die Kanoniere kaum im Stande, sich der Abschiedsgrüße des herbeiströmenden Volks zu erwehren, in stolzer Haltung durch die Straßen, welche nach der Göttinger Chaussee führen. Ich begegnete diesem eigenthümlichen, schmerzlich ergreifenden Zuge, als ich, einen freien Augenblick benutzend, nach der Marktwache ging, um meinen dort in Arrest befindlichen Vetter Günther zu sprechen.

Als ich dahin kam, war keine Wache mehr da. Vor dem Abmarsch der letzten Infanterie waren alle Wachen eingezogen. Ich gelangte deshalb ohne Weiteres nach der Arreststube meines Vetters. Sie stand offen und war leer. Ich hatte keine Zeit, nach ihm zu forschen, sondern mußte meine Dienstgeschäfte beschleunigen, um in der nächsten Nacht abreisen zu können.

Die Bürger nahmen die Aufrechthaltung der Ordnung in die Hand. Ohne lange Vorbereitungen bildete sich schnell aus zuverlässigen Männern eine Bürgerwehr. Aurelius, dem ich begegnete, war hierbei thätig. Er erzählte mir in größter Eile, daß die Ständeversammlung durch eine Königliche Proclamation aufgelöst war.

Jeder, der sich rühren konnte, half, wo es noth that. Bis das Einrücken der Division Goeben unmittelbar bevorstand, haben die Bürger Kriegsbedürfnisse aller Art nach dem Bahnhof geschafft und verladen. Freilich nicht Alles in guter Ordnung. Kleidungsstücke,

Waffen und Verpflegungsgegenstände durch einander und dazwischen das Unglück drohende Pulver. Der liebe Gott hat seine Hand darüber gehalten, es ist kein Unglück geschehen.

Kaum rechtzeitig für jenen Nachtzug wurde ich fertig. Ich eilte nach dem Bahnhof, wo Alfred mich erwartete. Er hatte sich eigenthümlich equipirt. Er trug eine Officiermütze ohne Schirm, eine blaue Blouse mit rothem Kragen, die Farben unserer Uniform; hatte eine große Tasche umgehängt, einen Soldatenmantel von feinem Tuch über die Schulter gelegt, einen Stock in der Hand. Die Tracht entsprach seiner kräftigen Gestalt und seinem entschlossenen Gesicht. Man mußte ihn zum Soldatenstande rechnen, ohne zu begreifen, was er war.

Auch Günther fand ich auf dem Bahnhof. Der Officier der abberufenen Wache hatte seine Arreststube aufgeschlossen und ihm angekündigt, was geschehen war, und daß die Wache abmarschire. Günther hielt sich nun für berechtigt, auch davon zu gehen und wollte sich zu seinem Regiment begeben.

In dem Zuge befanden sich die älteren Cadetten, denen man gestattete in die Armee einzutreten; die Cadettenanstalt war aufgehoben.

Alfred und ich mit Günther nahmen Platz in einem Coupé, worin ein Auditeur, zwei Militärärzte mit einem jungen Lieutenant, den sie auf seine dringenden Bitten aus dem Lazareth entlassen hatten und dessen Bruder, einer von jenen Cadetten, saßen. Neigung zu sprechen war bei keinem vorhanden, bald schliefen die meisten.

In Nordstemmen wurden einige Wagen mit Beurlaubten angehängt. Auf dem Berge über dem Bahnhof waren in dem Morgenlicht, welches durch schwere Wolken drang, die Umrisse der Königlichen Marienburg zu erkennen. Wehmüthige Gedanken quälten mich noch eine Zeit lang, dann schlief auch ich ein. — Als ich erwachte, befanden wir uns erst in Salzderhelden. Die sich häufenden Eisenbahnzüge kamen nur langsam vorwärts. Den Mitreisenden, die nach mir wach wurden, sah ich es an, wie sie sich auf ihre augenblickliche Lage besinnen mußten und dann in trübes Nachdenken fielen. Ein kalter Sturm schlug mit Regen und Hagelschloßen an die Fenster der Eisenbahnwagen. Endlich gelangten wir nach Göttingen. Wir mußten weit diesseits des Perrons aussteigen, wenn wir nicht die Zeit verlieren wollten, welche das Freimachen des Geleises in Anspruch nahm. Der Bahnhof war so voll — und er füllte sich noch immer mehr —,

daß es mancher Hin- und Herschiebung bedurfte, um die ankommenden Züge an Stellen zu führen, wo sie entladen werden konnten. Das gesammte Personal der hannoverschen Eisenbahnverwaltung verdient das höchste Lob dafür, daß die Aufgaben dieser Tage, wozu die Vorbereitungen gänzlich fehlten, überhaupt und ohne Unglücksfall gelöst worden sind. Der Eisenbahnbetrieb ist durch die selbständigen Entschlüsse seiner Beamten den Preußen nur von Station zu Station gewichen. Die letzten Züge beförderten die Pioniere, welche die Strecke nach dem Feinde zu unbrauchbar gemacht hatten. Hierdurch und da alles Fahrmaterial entfernt war, ist dem Gegner ein wesentlicher Aufenthalt bereitet worden, dessen die Armee bedurfte, um sich einigermaßen für den Krieg zu bereiten.

Alfred, Günther und ich gelangten an den Geleisen entlang gehend nach dem Bahnhofsgebäude. Wir drängten uns durch die Menge, in der sich viele Studenten befanden, welche, da die Vorlesungen geschlossen waren, abreisen wollten. Ein Adjutant konnte uns Auskunft geben, daß mein General in der Weender Straße wohne und daß unser Regiment, zu dem Alfred sich begeben wollte, in Göttingen selbst, Günther's Regiment in einigen Dörfern einquartiert war. Weiterhin sah ich Onkel Wilhelm und ging mit Günther zu ihm. Nachdem er uns auf einen leeren Seitenplatz geführt hatte, sagte er: „Adieu, Neffen! Ich fahre mit dem nächsten Zuge nach Braunschweig."

„Was sollst Du da?" fragte ich erstaunt.

„Ich bin verabschiedet."

„Du kannst doch jetzt nicht den Abschied nehmen!" rief Günther aus.

„Seine Majestät hat ihn mir ertheilt. Es ist noch Mehreren so ergangen. Die höheren Stellen werden anders besetzt, Gebser reist auch ab."

Dies war der älteste General, welcher ein Truppen-Commando gehabt hatte.

„Der auch!" sagte ich.

Onkel zog mich auf die Seite und flüsterte in mein Ohr: „Der König soll die Absicht gehabt haben, ihm das Commando zu übertragen, aber davon abgegangen sein, weil Gebser verlangte, über die Armee und die Mittel des Landes uneingeschränkt verfügen zu können."

Hier machte ich an mir die Beobachtung, wie schnell man in

ungewöhnlichen Zuständen gegen neue Ueberraschungen abgehärtet wird. Ich vermochte gelassen zu fragen: „Was willst Du in Braunschweig?"

„Abwarten. Seiner Majestät Vetter von Braunschweig ist so vernünftig gewesen, Frieden zu halten. Nach seiner Residenz komme ich noch, ohne den Preußen zu begegnen."

Nun kehrte er sich nach Günther um: „Gott schütze Euch! Ich will Eueren Eltern schreiben, daß ich Euch gesund fand." Er schritt auf Alfred zu und reichte ihm die Hand: „Das ist recht, daß Sie wieder gekommen sind."

Dann verließ er uns, und wir gingen nach der Stadt.

Der König wohnte mit allen in seine Umgebung aufgenommenen Personen in dem bekannten Gasthause „Zur Krone". Der österreichische Gesandte am hannoverschen Hofe, Graf von Ingelheim, war auch eingetroffen.

Nach der Ankunft des Königs in Göttingen sollen die Meinungen und Wünsche hinsichtlich dessen, was zunächst geschehen müsse, sich vielfach durchkreuzt haben. Was in militärischer Beziehung entschieden war, wurde der Armee durch die General-Ordre vom 17. Juni bekannt gemacht. Die Divisionen waren aufgehoben. Die Armee sollte aus vier Infanterie-Brigaden, denen je ein Cavallerie-Regiment und eine Batterie, auch Pioniere zugetheilt wurden, einer Cavallerie-Brigade als Reserve-Cavallerie, der Reserve-Artillerie und den Trainformationen zusammengesetzt werden. Dem ältesten Brigade-Commandeur, General von Arentsschildt, war das Commando übertragen worden.

Diese Beschlüsse waren nicht zu tadeln. Die Divisionen hatten bei der geringen Stärke der Armee, welche nicht viel mehr Köpfe enthielt, als eine preußische Division, keinen Werth, und was das Commando anbetrifft, so war dasselbe, weil der König bei der Armee bleiben wollte, der denkbar traurigste Auftrag ohne entscheidende Bedeutung; denn der König konnte sich seiner Lage und noch mehr seiner Persönlichkeit nach der Macht nicht begeben. Und deshalb konnte es nicht ausbleiben, daß auch er befahl, daß seine Ohrenbläser den gefährlichsten Einfluß auf die militärischen Operationen erhielten und der commandirende General gerade in den wichtigsten Momenten gebunden, nur als Figur benutzt wurde. Die überraschende Erhebung des Generals von Arentsschildt auf seinen jetzigen Platz wurde aus diesem Grunde von der Armee ziemlich gleichgültig aufgenommen.

Von Allen, welche den braven, pflichttreuen Mann persönlich kannten und werth schätzten, wurde er um der Bürde willen, die er hatte auf sich nehmen müssen, bedauert. Der militärischen Aufgabe: die Armee, sobald sie mobil war, nach Süddeutschland zu führen, wäre er hinreichend gewachsen gewesen.

Daß die älteren Generale, von denen mehrere die Strapazen nicht ertragen hätten, die Armee verlassen mußten, war hart für sie, ersparte ihnen aber noch größeren Schmerz. Nur der alleràlteste General, der Kriegsminister von Brandis, blieb ein steter Begleiter des blinden Kriegsherrn.

Für den General von Tschirschnitz wurde der Oberst Dammers in die einflußreiche Stellung des General-Adjutanten Seiner Majestät berufen. Diese Ernennung brachte in dem Officiercorps Ueberraschung und Verstimmung hervor, sie machte einen entmuthigenden Eindruck. Man bezweifelte, daß der Oberst die ganz ungewöhnliche Auszeichnung verdient habe. Bekannt war nur, daß er schon länger die Allerhöchste Gnade besaß.

Das Aeußere der Georgia Augusta erinnerte durch Nichts als die noch vorhandenen Studenten an den Musensitz. Sie wanderten müßig auf und ab, die merkwürdige Veränderung zu betrachten. Die mit den hohen Kanonenstiefeln waren denjenigen berittenen Officieren, welche ihre Garnison mit weniger kriegsgeeigneter Fußbekleidung verlassen hatten, ein willkommener Anblick. Ihnen wurden Anträge auf ein Stiefelgeschäft gemacht, die Proben und, wenn sie gelangen, der Umtausch, zuweilen auf offener Straße bewerkstelligt; dann trennten beide Theile sich sehr befriedigt. Die Preußen unter den Studirenden waren in einer peinlichen Lage; sie wurden plötzlich als Feinde betrachtet und mußten es sogar über sich ergehen lassen, hier und da für Spione gehalten zu werden. Doch dauerte dies nicht lange, bald waren fast alle Studenten abgereist.

Die Universitätsstadt war zum Feldlager geworden. Ueberall Soldaten zu Fuß und zu Pferde, die Straßen voller Fuhrwerke, welche den Truppen die nächsten Bedürfnisse zuführten, eilende Ordonnanzen, in der Weender Straße die verschiedenen Uniformen und Livreen, Equipagen, Gepäckwagen und Pferde, welche zur Person des Königs gehörten.

Alle Eindrücke, die ich bei meiner Ankunft in Göttingen empfing, sind später in meiner Erinnerung lebhaft hervorgetreten. Damals trug

ich sie fast unbewußt mit fort, denn ich wurde gleich auf die bunteste Weise vollauf beschäftigt. Erst als die Abenddämmerung eintrat, konnte ich eine kurze Frist benutzen, um mein Quartier aufzusuchen und nach meinen Pferden und Sachen zu sehen. Mein Quartierbillet lautete auf die Wohnung eines Professors. Die Hausfrau, eine vor Soldaten etwas furchtsame, aber sehr freundliche, runde Dame, empfing mich, geleitete mich mit ängstlicher Höflichkeit in mein Zimmer und wies auf eine Seitenthür: „Die Bibliothek meines Mannes haben wir zur Schlafstube für Sie eingerichtet; es ging nicht anders." Ich war mit Allem zufrieden, und sie verließ mich. Nun öffnete ich die Thür und trat in die Bibliothek, ein Zimmer, welches an allen Wänden mit Büchern bis zur Decke besetzt war. Die Repositorien ragten noch vor das Fenster; es war kaum hell genug, um in der Mitte des Raumes mein Bett erkennen zu lassen. Dann sah ich oben, nicht weit von der Decke, ein Licht und glaubte, als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dabei eine menschliche Gestalt wahrzunehmen. Ich trat näher. Auf der höchsten Stufe einer Rollleiter saß ein Mann und las. Das war wohl der Professor. Ich hustete ein paarmal ohne Erfolg. Erst als ich laut guten Abend rief, bewegte sich der Mann und stieg die Leiter herab. Es war ein kleiner, dünner Herr. Die Laterne hing an einem Riemen um seinen Hals, ihr Licht strahlte von seiner Brust, gewiß eine bequeme Einrichtung, um dort oben zu lesen. Ich stellte mich ihm vor. „Ach ja, ich weiß," sagte er nun. „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich hier eindrang. Es fehlte mir gerade eine Stelle —"

„Ich würde bedauern, wenn ich Sie störte," unterbrach ich ihn und complimentirte mich mit dem gelehrten Herrn, der so glücklich war, bei den jetzigen Zeitläufen nach einer Stelle irgend eines Schriftstellers suchen zu können, bis er hinaus ging.

Als ich zu den Dienstgeschäften, die bis spät in die Nacht fortgesetzt wurden, zurückkehrte, war die Nachricht von dem Einrücken preußischer Truppen in Hannover, von dem Abgang unseres letzten Eisenbahnzuges von dort eingetroffen. Die Division Goeben hatte gegen Abend die Landeshauptstadt erreicht. Der commandirende General des siebenten preußischen Armeecorps, von Falckenstein, war mit ihr gekommen. Ihm hatte die preußische Regierung die Verwaltung des hannoverschen Landes und den Oberbefehl über alle gegen uns operirenden Truppen übertragen.

Am folgenden Tage, den 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht

bei Waterloo oder Belle-Alliance, wurde der Armee die Königliche Proclamation mitgetheilt, welche hier nochmals einen Platz finden möge, weil sie die Auffassung des Königs im Gegensatz zu der Nothlage des deutschen Vaterlandes scharf hervortreten läßt:

An mein getreues Volk!

Seine Majestät der König von Preußen hat mir den Krieg erklärt.

Das ist geschehen, weil Ich ein Bündniß nicht eingehen wollte, welches die Unabhängigkeit Meiner Krone und die Selbständigkeit Meines Königreichs antastete, die Ehre und das Recht Meiner Krone demüthigte und die Wohlfahrt Meines getreuen Volkes erheblich zu verletzen geeignet war.

Eine solche Erniedrigung war gegen Mein Recht und wider Meine Pflicht, und weil Ich sie zurückwies, brach der Feind in Mein Land.

Ich verließ die, augenblicklich gegen feindlichen Ueberfall nicht zu schützende Residenz, die Königin und meine Töchter, die Prinzessinnen, als theure Pfänder Meines Vertrauens zu den getreuen Bewohnern Meiner Hauptstadt dort zurücklassend, und begab Mich mit dem Kronprinzen, wohin Meine Pflicht Mich rief, zu Meiner treuen und auf Mein Geheiß im Süden Meines Königreichs rasch sich sammelnden Armee.

Von hier aus richte Ich an Mein getreues Volk Meine Worte, bleibt getreu Eurem Könige auch unter dem Drucke der Fremdherrschaft, harret aus in den Wechselfällen der kommenden Zeiten, haltet fest wie Euere Väter, die für ihr Welfenhaus und für ihr Vaterland in nahen und fernen Landen kämpften und endlich siegten, und hoffet mit Mir, daß der Allmächtige Gott die ewigen Gesetze des Rechts und der Gerechtigkeit unwandelbar durchführt zu einem glorreichen Ende.

Ich in der Mitte Meiner treu ergebenen, zu jedem Opfer bereiten Armee vereinige mit dem Kronprinzen Meine Bitten für Euer Wohl.

Meine Zuversicht steht zu Gott, Mein Vertrauen wurzelt in Eurer Treue.

Göttingen, den 17ten Juni 1866.

George Rex.

Die Ordre, womit der commandirende General diese Proclamation bekannt machte, lautet:

Ordre an die Armee.

Soldaten!

Aus vorstehender Proclamation seht Ihr, daß das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes, die Sicherheit unseres Königlichen Herrn in Eueren Händen ruht

Seine Majestät der König hat in dieser drohenden Lage mir den Oberbefehl über Euch übertragen, den ich freudig übernommen habe in dem festen Vertrauen auf die gerechte Sache, auf die altbewährte Tapferkeit der Hannoveraner und deren Liebe für König und Vaterland.

Welche Anforderungen an Euch gestellt werden, Entbehrungen und Mühen, Ihr werdet sie mit Festigkeit ertragen, vor Allem aber werdet Ihr freudig in einen

Kampf gehen, der in der gerechtesten Sache das Wohl Eueres Königs und des Vaterlandes Rechte zu wahren bestimmt ist.

Göttingen, den 18ten Juni 1866.

Der commandirende General-Lieutenant
v. Arentsschildt.

Am 18. begann die planmäßige Thätigkeit, der es gelang, mittelst des nach Göttingen transportirten Kriegsgeräthes innerhalb dreier Tage die Armee einigermaßen schlagfertig zu machen. Mit der angestrengtesten, von regster Pflichttreue getragenen Kraft ist in der kurzen Zeit das Aeußerste, was möglich war, zu Stande gebracht worden. Die Vorräthe der Eisenbahnwagen mußten geordnet, Werkstätten und Laboratorien eingerichtet, die Trains, das Verpflegungs- und Sanitätswesen organisirt, gegen dreitausend herbeieilende Beurlaubte uniformirt und bewaffnet werden. Am meisten fehlten die Pferde. Officiere, in die Umgegend entsandt, schafften deren so viele als einigermaßen brauchbare da waren, doch nicht genug, herbei.

Am 18. war die Armee, von welcher einige Regimenter sehr starke Märsche gemacht hatten, um Göttingen versammelt. Nur einzelne Compagnien und Detachements waren in den entferntesten Theilen des Landes zurückgeblieben, und von diesen gelangten später noch mehrere, welche sich durch heimliche Märsche den Preußen entzogen hatten, zu uns.

Meine Vaterstadt Stade war in der Frühe des 18. von den Preußen besetzt worden. In der nicht armirten Festung befanden sich nur drei schwache Artillerie-Compagnien und ein paar Hundert Recruten. Ein preußisches Bataillon war in der Nacht die Elbe hinunter gefahren, bei Twilenfleth gelandet und in die Stadt eingedrungen. Eine Capitulation beendete diese Episode ohne Blutvergießen. Es war, als habe man das werthvolle Kriegsmaterial von Hannover nach Stade geschickt, damit es dort den Preußen in die Hände falle.

Am 19. und 20. kamen noch mehrere Officiere, die zur Landesvermessung commandirt gewesen und in abgelegenen Ortschaften von der Kriegsnachricht überrascht waren, in ihrer Civilkleidung nach Göttingen. Die geringen Kleiderbestände der Kameraden mußten aushelfen, damit sie in Uniform erscheinen konnten.

Junge Männer meldeten sich, die freiwillig die Waffen führen wollten. Am 20. verfügte eine General-Ordre, daß sie angenommen werden dürften. Sie belästigten nur, ohne etwas nützen zu können.

Und ähnlich war es mit den Cadetten, welche der König in Göttingen zu Officieren machte.

Nach rastloser Arbeit war die Armee jetzt, so viel die Mittel gestatteten, mit den nothwendigsten Bedürfnissen theils mehr, theils weniger ausreichend versehen; mit dem Wesentlichsten, der Munition, jedoch am knappsten. Dieses Kriegserforderniß kann nur hinreichend gedeckt werden durch Nachschübe, welche in unserer augenblicklichen Lage unmöglich waren. Indessen war es gelungen, für ein paar größere Gefechte Munition zu beschaffen, und dies konnte als genügend angesehen werden. Freilich mußte später die Verschiedenartigkeit unserer und der süddeutschen Gewehre und Kanonen Schwierigkeiten hervorrufen; denn lediglich die neuen Geschütze, welche wir und die süddeutschen Staaten in den letzten Jahren von Preußen erhalten hatten, waren übereinstimmend. Immerhin ließ sich aber für unsere abweichenden Waffen die Munition beschaffen, sobald wir über die Hilfsmittel größerer Arsenale verfügen konnten.

Am 20. Abends standen in und um Göttingen schlagfertig: 20 Bataillone Infanterie, mit den in ihnen enthaltenen 2000 Recruten etwa 15,000 Mann stark; 24 Schwadronen Cavallerie, 2200 Mann, 8 manövrirfähige Batterien mit 42 Geschützen. Außerdem marschirten mit der Armee, um kein Geschütz zurückzulassen, noch zehn Geschütze, welche mit Pferden des königlichen Marstalls bespannt und von Marstallskutschern gefahren wurden.

Am 20. Nachmittags erging der Marschbefehl.

Persönlich begegnete mir in den Göttinger Tagen außer dem Erzählten wenig Erwähnenswerthes. Ich war vom Morgen früh bis in die Nacht beschäftigt. Und so ging es Allen; zum Glück, denn man konnte nicht weiter denken.

An einem dieser Abende kam Alfred in mein Bureau. Man hatte ihn wieder zum Officier ernennen wollen; er hatte dies abgelehnt, sich aber die förmliche Erlaubniß, bei der Armee zu bleiben, erwirkt. Nun war er im Begriff, Wichard in dessen Cantonnement südlich von Göttingen aufzusuchen. Ich hatte Wichard noch nicht wieder gesehen. Alfred übernahm es, Nachrichten von uns nach dem Gute in Holstein gelangen zu lassen.

Noch Eines muß ich erzählen, eine Begegnung, die ich am letzten Abend in Göttingen hatte. Als ich nach Hause kam, lag auf der

Bank vor meiner Thür ein Soldat und schlief. Mein Diener stand dabei. „Wer ist das?" fragte ich.

„Er nennt sich Lang, Herr Lieutenant, und behauptet, früher Bedienter bei Ihnen gewesen zu sein."

Ich betrachtete nun den Mann beim Licht der Straßenlaterne genauer und erkannte Heinrich Lang. Ich rief ihn und faßte ihn an; es kostete Mühe, ihn zu wecken. Dann ermunterte ihn die Freude, mich zu sehen. Ich nahm ihn mit in mein Zimmer, da mußte er sich setzen und erzählen. Er hatte den geraden Weg durch Westphalen eingeschlagen, aber Nachtmärsche und Umwege machen müssen, um den Preußen zu entgehen. In der vorigen Nacht war er durch den Sollinger Wald gegangen und hatte am Morgen unsere Vorposten bei Uslar glücklich erreicht. In Göttingen hatte er sich gleich bei seiner Compagnie gemeldet, mit der er morgen früh ausmarschiren sollte. Als ich ihn entließ, fragte er: „Wo wohl die Kort's sind?"

„Kort's?"

„Wilhelm und Friedrich Kort."

„Die Cürassiere habe ich noch nicht gesehen, sie liegen draußen nach Cassel zu. Ist Friedrich Kort auch Soldat geworden?"

„Auch Garde-Cürassier."

„Woher weißt Du das?"

Nun wurde er etwas verlegen: „Minna Kort und ich schreiben uns."

„Ist sie Deine Braut?"

„Alle sind damit einverstanden, Herr Lieutenant, nur der Vater noch nicht ganz; aber das soll ihm Nichts helfen. Mein Geschäft geht gut, er wird sie mir zur Meisterin geben."

„Gott schenke Dir Glück und Segen!" sagte ich und reichte ihm die Hand.

22.

Es war ein heller, frischer Morgen, an dem wir Göttingen verließen. Die Truppen hatten sich frühzeitig auf der Straße nach Heiligenstadt in Bewegung gesetzt. Ein kriegerischer Geist beseelte, eine ausgezeichnete Disciplin beherrschte sie.

Hinter der vordersten Brigade schob sich das königliche Hauptquartier in die Marschcolonne ein. Der König sah frisch aus, sein Gesicht hatte Farbe, stolz ritt er inmitten seiner Getreuen, ein blinder

Heerkönig, der aus seinem Königreich zog, um es mit seinen Scharen in einer unbestimmten Fremde wieder zu erstreiten.

Dem König folgten der Kronprinz mit dem Kriegsminister und dem österreichischen Gesandten. Dann kam das ganze berittene Gefolge und darauf eine große Zahl von Hofwagen. In einem saß neben anderen Herren der Regierungsrath Meding, in einem anderen der Armee-Musikdirector Gerold, der in guten Betten geschlafen haben wird, während der commandirende General auf Stroh und der Soldat auf der bloßen Erde lag.

Hinter dem königlichen Hauptquartier marschirte die Reserve-Cavallerie: die strahlenden Regimenter Garde-du-Corps und Garde-Cürassiere. Hier sah ich Wichard zum ersten Male seit der Wandelung der Verhältnisse. Er war guten Muths. Ich ritt einen Augenblick mit ihm. „Hast Du Nachrichten von Haus?“ fragte er. „Gar keine,“ mußte ich antworten.

„Ich auch nicht, die Preußen lassen die Post nicht durch. Alfred hat mir einen Brief an Clotilde besorgt. Er kennt immer Mittel und Wege. Auch von Christian weiß ich nichts. Sein Regiment sollte nach Schlesien. So kann er uns gottlob nicht gegenüber stehen.“ Ich drückte ihm die Hand und ritt zurück. Da nickten mir ein paar Hünen aus der Schwadron zu. „Guten Morgen, Kort's!“ rief ich. „Heinrich Lang ist auch da.“

Nach der Reserve-Cavallerie kam eine andere Brigade, dann die Reserve-Artillerie. Ihr merkte man wohl das Mangelhafte der Organisation, besonders der Bespannung an; aber auch sie machte einen Vertrauen erweckenden Eindruck.

Ich sah alle Truppen unserer Hauptcolonne, zuletzt den Armeetrain, der erst in Göttingen dürftig gebildet, dennoch mit guter Ordnung marschirte.

In meinem alten Regiment begrüßte ich die Kameraden. Zettel, Kastor und Pollux, Alle waren da. Im Garde-Regiment sah ich meinen Vetter Günther. Bei den Dragonern fragte ich nach Jobst. Diese Frage berührte, wie ich bemerkte, seine Regimentskameraden schmerzlich, so daß ich befürchtete, Jobst habe von Neuem Veranlassung zu Klagen gegeben. Endlich antwortete einer: „Den werden die Preußen haben.“ „Mein Gott, wie kommt das?“ rief ich aus.

„Ein Officier mußte in dem abgelegenen Depot zurückbleiben, als

wir zu der Exercirzeit ausrückten, und da hat der Commandeur ihn gewählt, weil er zuletzt in das Regiment gekommen ist."

„Wie viel Mann und Pferde waren in dem Depot?" fragte ich.

„Eine ganze Menge, fünfzig, sechzig."

„Damit hat er nicht durchkommen können," sagte ein anderer.

Die militärische Lage der Armee war keine ungünstige. Der Feind war am 20. mit der Division Goeben kaum über Alfeld hinausgekommen, mit einer bei Wetzlar gesammelten Division unter dem General von Beyer in Cassel eingerückt, dessen kurhessische Garnison vorher im immobilen Zustande südwärts abgezogen war. Von den Truppen des Generals von Manteuffel waren die vordersten erst bis Celle gelangt. Die von Norden nachrückenden feindlichen Streitkräfte konnten mithin unseren Marsch nicht stören, die Division Beyer dies erst versuchen, nachdem sie von der Richtung des letzteren Kenntniß erhalten hatte, und dann kam sie zum ernstlichen Eingreifen höchst wahrscheinlich zu spät. Die großen preußischen Armeen standen an der böhmischen und sächsischen Grenze. Außer den obigen Truppen waren deshalb nur die an der Eisenbahn liegenden Garnisonen in der Lage, mit kleinen Detachements gegen uns zu operiren.

So war der hannoverschen Armee ihre Aufgabe klar vorgeschrieben: sie brauchte nur im Marsch zu bleiben, um der Einschließung zu entgehen. Nach vier nicht zu starken Märschen konnte sie die thüringische Eisenbahn, den gefährlichsten Zufuhrweg feindlicher Truppen, bei Eisenach oder Gotha überschritten haben. Dann vermochten überlegene preußische Kräfte nicht mehr, uns in den Weg zu treten, unsere Vereinigung mit den süddeutschen Truppen zu verhindern. Während der vier Marschtage konnten wir nur schwächeren Abtheilungen des Feindes begegnen, die zu überwältigen wir vollkommen im Stande waren.

Die Erwartung militärischer Erfolge hob die Stimmung. Unser abenteuerlicher Zug und die romantische Gegend mit waldigen Höhen und felsigen Thälern, welche wir in den ersten Tagesstunden durchzogen, regte die Phantasie an und ließ gar ritterliche Träumereien entstehen. Eine Rast in dem lieblichen Bremker Thal gab die Muße, solche Gedanken auszutauschen, die alle, so verschieden sie sonst waren, zwei widersprechende Wünsche enthielten: nach einem Kampf, den unsere Soldatenehre zu fordern schien, jedoch ohne die Waffen gegen Preußen gebrauchen zu müssen. Nun die Schwerter gezogen waren, dachten

auch die bittersten Gegner unseres augenblicklichen Feindes an die geschichtlichen und persönlichen Bande, welche uns mit dem Nachbarlande verknüpften; an die deutsche Zerrissenheit, welche so oft schon zum Bruderkriege führte. Und die Sorge trat wieder hervor, was ein siegreiches Oesterreich aus Deutschland machen würde. „Ueber die Alpen möchten wir ziehen, an der Seite Oesterreichs gegen Italien möchten wir kämpfen!“ rief Einer, und Andere jubelten ihm zu.

Der Weitermarsch führte allmälig in ödere Landschaften. Wir stiegen die dürren Höhen des armen Eichsfeldes hinan. Dort war der Grenzstein zwischen den Königreichen Hannover und Preußen. Die vordersten Truppen erkennen das Zeichen. Einzelne rufen beim Eintritt in Feindesland Hurrah! Doch will der Ruf nicht lauten Anklang finden; der Gedanke: „Wirst du dein Hannoverland wiedersehen?“ läßt ihn verstummen.

Der König war über die Grenze geritten, nicht wie ein Monarch empfangen mit ehrfurchtsvollem Willkommen. Kein Mensch, oder nur Einer, war da außer seinem Gefolge.

Als der König vorbei war, stand ein Mann an den Grenzstein gelehnt. Ich sah ihn lange auf der kahlen Fläche. Seine Haltung zeigte, daß er traurig war. Er blickte unverwandt in die Colonnen, die an ihm vorüber zogen; die Officiere grüßte er, doch schien er mit keinem zu sprechen. Jetzt war ich neben ihm. Da streckte er mir seine Hände entgegen, als kenne er mich; die Thränen trübten wohl seine Augen. „Das Königreich Hannover ist dahin!“ sagte er.

In diesem Augenblick kam Alfred aus einer Schlucht herauf und begrüßte uns. Der mich so traurig angeredet, war der Amtmann von Reinhausen, bei welchem Alfred in der letzten Nacht gastliche Aufnahme gefunden hatte und der mir die letzten Worte sagte, die ich auf jenem hannoverschen Boden hörte: „Gott führe Sie gesund zurück! Unsere Heimath, wie wir sie lieb gehabt, finden Sie nicht wieder.“

Bergauf, bergab zogen wir in der Sonnengluth durch das baumlose Land. Gegen den klaren Himmel zeichneten sich auf den entfernten Hügeln die Gruppen der überraschten und staunenden Einwohner ab, die furchtsam ihre armseligen Dörfer verlassen hatten. Unsere Vortruppen befestigten an den Hauswänden der Ortschaften folgende in Göttingen gedruckte Proclamation:

Bewohner der Königlich preußischen Provinz Sachsen.

Ein trauriger Act verwerflicher brudermörderischer Politik hat Preußen zum Feinde Hannovers gemacht; Länder, die die innigsten Bande verknüpfen, die seit Jahrhunderten nur gewußt haben, daß ihre Krieger Schulter an Schulter dem Feinde entgegenzutreten berufen seien. Fluch treffe den Urheber dieses Bruderkrieges, den wir verabscheuen. Auch Ihr, so wissen wir, verdammt den Ehrgeiz, der unendliches Elend über alle deutschen Lande zu bringen bestimmt ist.

Wenn ich jetzt die hannoverschen Truppen als deren Befehlshaber in Euer Land führe, so werdet Ihr nicht glauben, daß wir als Feinde kommen. Fordern aber muß ich von Euch, daß Ihr der militärischen Gewalt Gehorsam leistet für die Anforderungen, die der Krieg mit sich führt. Für die Haltung der Mannszucht bürgt der Name der hannoverschen Truppen. Sie fordern friedlichen Marsch durch Euer Land und werden nur gezwungen als Feinde auftreten. Kommt den nothwendigen Anforderungen nach und macht unser Geschick nicht noch schmerzlicher, indem Ihr uns zu harten Maßregeln nöthigt. Unser Feldruf wird sein wie vor 100 und vor 50 Jahren bei Minden und Waterloo: Gott schütze das Vaterland!

Göttingen, den 20ten Juni 1866.

Der commandirende General
von Arentsschildt,
General-Lieutenant.

Mancher aus unseren Reihen schüttelte den Kopf, als er die Proclamation gelesen hatte.

Die Armee kam bis Heiligenstadt. Unsere Truppen hatten nach dem heißen Marsche ein kaltes hartes Nachtlager und dürftige Verpflegung. Die Mehrzahl der Einwohner, in strengem Katholicismus lebend, zeigte keine Feindschaft; die Landleute, auf niedriger Bildungsstufe, mit schwer verständlichem Dialekt, wollten sich, nachdem sie Muth gewonnen, sogar freundlich erweisen. Da aber die königlichen Verwaltungsbeamten weggereist waren, um sich unseren Befehlen zu entziehen, so war die Herbeischaffung der Lebensmittel aus der armen Gegend so schwierig und ungenügend, daß schon von den Vorräthen, die nur im Nothfall angegriffen werden sollen, gezehrt werden mußte. „Das schadet nicht," hieß es; „morgen kommen wir in fruchtbares Land."

In der That führte der Marsch am 22. in bessere Gegenden. Wir kamen durch wohlhabende Dorfschaften und sahen viele Orte, welche durch malerische Kirchthürme ein angenehmes Bild machten. Aber die Sonnengluth war noch drückender als Tags zuvor und die erste Ermüdung der seit einer Woche ohne Ruhetag angestrengten Truppen wurde bemerkbar, besonders bei den erst von Urlaub Einberufenen und den Rekruten der Infanterie, welchen das Marschiren

etwas Neues war. Auch von den in Göttingen herbeigeschafften Pferden versagten manche den Dienst. Dies mochte dem österreichischen Gesandten bedenklich erscheinen. Mit ungewohnter Herablassung suchte er die Truppen zu ermuthigen, indem er an ihre Reihen ritt und ihnen allerlei Nachrichten gab, welche einen nahe bevorstehenden entscheidenden Sieg der Oesterreicher erwarten lassen sollten. Noch ein anderer Herr aus dem Gefolge des Königs hielt es für angemessen, den Truppen Muth zu machen. Er erzählte, daß auf dem Schlosse in Herrenhausen die kaiserlich russische Flagge wehe, und sagte dies mit einem Ausdruck, als sei Preußen nun verloren. Diese Mittheilungen wurden kühl aufgenommen, so daß solche Einmischungen sich nicht wiederholten. Unsere Soldaten bedurften keines Zuspruchs, als desjenigen ihrer Vorgesetzten. Müde, aber doch geschlossen, erreichte die Armee ihr Marschziel in und um Mühlhausen. Die Meldungen über den Feind waren in keiner Weise beunruhigend. In der That standen die Divisionen Goeben und Beyer zwei bis drei Tagemärsche, die Truppen des Generals von Manteuffel viel weiter von uns entfernt.

Die Verpflegung machte abermals Schwierigkeiten, heute weil man unsererseits zu schonend auftrat. Die Mühlhauser Bevölkerung war uns weniger wohl gesinnt. In der Nacht brach ein starkes Gewitter über uns los, in dessen Blitzen die zahlreichen Kirchen Mühlhausens wie drohend aus dem Dunkel hervortraten. Regengüsse stürzten auf die Bivouacs herab.

Als der Marsch in der Frühe des 23. wieder begann, hinderte der durchweichte schwere Boden das Fortkommen, bis die wiederum glühende Sonne ihn getrocknet hatte. Wir waren auf der Straße nach Langensalza etwa eine Meile weit marschirt, es wurde eine Rast gemacht. Auf einem Hügel seitwärts der Chaussee, den Truppen hier recht sichtbar, ging der König am Arm des Kriegsministers auf und ab. Der Kronprinz und andere Herren des Gefolges standen in der Nähe. Ich war von einer Entsendung zurückgekehrt, am Fuße des Hügels vom Pferde gestiegen und mit mehreren Kameraden im Gespräch, als ein Flügeladjutant einen Officier in der gothaischen Uniform zu dem König führte. Wir hielten den Fremden, welchem die Augen nicht verbunden waren und der von dort oben unsere Truppen ungehindert betrachtete, mehr für einen Bundesgenossen, als für einen Parlamentär; doch waren wir zweifelhaft über die politische Stellung des Herzogs von Coburg und im Ganzen machte diese Einmischung

einen ungünstigen Eindruck auf uns. Wir ahnten, daß dieses erste Eingreifen des Königs in unsere militärische Action unheilvoll sei.

Oben auf dem Hügel sprach der König mit dem gothaischen Officier und schien, nachdem dieser zur Seite getreten war, mit dem Kriegsminister und anderen Herren Wichtiges zu überlegen.

Endlich wurde der Marsch wieder angetreten. Ein Officier der Garde-du-corps bestieg mit dem Coburger Sendling eine Hofequipage, welche dem König folgte. Noch auf diesem Marsche wurde mir mitgetheilt, daß der Herzog von Coburg auf preußischer Seite stehe; denn jener Officier, der sich Hauptmann von Zielberg nannte, behauptete von dem Commandeur des herzoglichen Infanterieregiments, Oberst von Fabeck, und zwar im Auftrage des preußischen Chefs des Generalstabes, Generallieutenants von Moltke, geschickt zu sein. Der Hauptmann von Zielberg hatte die völkerrechtlichen Formen, unter denen Parlamentäre anerkannt werden, nicht beobachtet; unsere Vortruppen hatten ihn festgehalten. Er hatte sich nicht zu legitimiren vermocht, war aber von dem König, welcher den Vorfall erfahren, zugelassen worden; und nun hatte er, vor Seiner Majestät angelangt, aus seinem Taschenbuche folgendes Telegramm vorgelesen:

Oberst von Fabeck. Commandeur des Regiments Gotha.

Sie haben sogleich durch Parlamentär mit dem bei Heiligenstadt commandirenden hannoverschen General dahin zu verhandeln, daß derselbe die Waffen streckt, weil er von allen Seiten umstellt sei.

Dabei ist anzufragen, ob König bei den Truppen anwesend.

Unterzeichnet: Moltke.

„Das ist nicht richtig!“ rief ich aus, als ich dies hörte. „Das Telegramm ist durch Nichts beglaubigt, das kann Jeder in das Taschenbuch geschrieben haben.“ „Der König hat die Forderung ja auch sogleich entschieden abgelehnt,“ wurde mir erwidert, „und will zur Aufklärung einen Officier zu dem Herzog von Coburg schicken.“

Letzteren hätten wir jetzt feindlich behandeln, der Stadt Gotha um so schneller uns bemächtigen sollen. Der Herzog, welcher augenblicklich dort residirte, würde sie verlassen und nicht länger in unserem Drama mitgespielt haben.

Die Nachrichten, welche wir im Laufe dieses Tages erhielten, ließen keinen Zweifel, daß jenes Telegramm entweder eine Täuschung oder nur insofern richtig war, als von allen Seiten preußische Truppen gegen uns ausgesandt waren. In dem Sinne aber, daß diese Truppen

uns irgend einen Zwang auferlegen könnten, entsprach das Telegramm keineswegs der augenblicklichen Lage. Denn die Truppen in unseren Rücken und Flanken waren, wie ich schon angegeben, noch weit entfernt, und vor uns hatten wir Nichts, als das Coburgsche Contingent und ein paar schnell gesammelte preußische Reserve- und Landwehr-Formationen, die unserem Marsche kein Hinderniß bereiten konnten.

Das Eintreffen des Hauptmanns von Zielberg würde also Nichts zu bedeuten gehabt haben, wenn es nicht die Veranlassung geworden wäre, daß der König, in die Armeeoperation eingreifend, diejenigen Verhandlungen anknüpfte, welche zu einem Gewebe von Fehlern und Täuschungen, zu erschöpfenden Hin- nnd Hermärschen unserer Truppen und schließlich zu der Capitulation führten.

Die Armee gelangte am 23. in eine Stellung um Langensalza, von der aus sie sich am folgenden Tage in den Besitz der thüringischen Eisenbahn setzen konnte. Unsere Arrieregarde rückte bis auf eine Meile an Langensalza heran und unsere Vorposten standen nur zwei Meilen von Gotha und Eisenach entfernt. Das Hauptquartier kam nach Langensalza.

Die Einwohner dieser Stadt nahmen uns mit herzlicher Theilnahme auf. Ihre Betrübniß um diesen Krieg, ihr Bestreben, uns nicht als Feinde zu betrachten, ihre Hilfsbereitschaft that Jedem wohl. Und so haben sie sich in der folgenden, viel traurigeren Zeit bewährt.

Um Aufschluß über die Sendung des Hauptmanns von Zielberg zu erhalten, wollte der König einen in aller Form legitimirten Parlamentär nach Gotha schicken. Im Widerspruch mit unserer militärischen Lage, welche keine Anerbietungen an den Feind nöthig machte, sollte dieser Parlamentär sich mit dem General von Moltke in telegraphische Verbindung setzen und den ungehinderten Abmarsch unserer Armee nach dem Süden fordern, wogegen wir an den Feindseligkeiten gegen Preußen für einige Zeit nicht theilnehmen würden.

Wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen hat, ist unaufgeklärt. Daß der König den Wunsch hegte, Blutvergießen zu vermeiden, ist nicht zu bezweifeln; aber eine andere Vorstellung wird mitgewirkt und im Beisein des zu entsendenden Parlamentärs Ausdruck gefunden haben, die Vorstellung, daß eine Frist von anderthalb oder zwei Monaten für uns ein großer Gewinn wäre, weil die Armee ihre mangelhafte Organisation vervollkommnen und demnächst durch die Siege Oesterreichs die politische Lage ganz verändert sein könnte. Ob dem Parla-

mentär klare Instruktionen ertheilt worden sind, ist ebenfalls nicht aufgeklärt.

Gewiß ist nur, daß die Wahl des Majors von Jacobi für diesen Auftrag die unglücklichste war, welche getroffen werden konnte. Es standen viele zuverlässige Officiere, die einen klaren Blick und das Herz auf dem rechten Flecke hatten, für eine solche Sendung zur Verfügung. Wer dazu den Major von Jacobi empfohlen hat, trägt eine große Schuld an der Katastrophe von Langensalza.

Am Nachmittage fuhr dieser Officier nach Gotha und nahm den Hauptmann von Zielberg mit. Inzwischen ertheilte der General von Arentsschildt die Befehle für den folgenden Tag.

Der König war vor dem Mühlhäuser Thor im Schützenhause von Langensalza abgestiegen, der commandirende General hatte mit dem Generalstabe in einem Gasthause im Inneren der Stadt Quartier genommen. So waren die beiden höchsten Instanzen äußerlich weit genug getrennt, und wenn der König und sein Gefolge sich um den weiteren Verlauf der Dinge gar nicht bekümmert hätten, wäre Alles gut gegangen.

Der General von Arentsschildt beschloß, am folgenden Tage nach Gotha zu marschiren. Als am Abend die Meldung einging, daß einer unserer Husarenofficiere mit einer Patrouille in Eisenach hineingeritten war und darin keinen Feind gefunden hatte, bestimmte der General von Arentsschildt, daß diese Stadt durch die nächsten Truppen: die vom Oberst von Bülow commandirte Brigade und die Reserve-Cavallerie, welche am Abend des 23. kaum zwei Meilen diesseits Eisenach standen, am folgenden Morgen besetzt werde.

Alle übrigen Armeetheile standen am 24. früh 5 Uhr vor dem südlichen Ausgange Langensalza's längs der Chaussee zum Aufbruch nach dem zwei und eine halbe Meile entfernten Gotha bereit. Die Soldaten waren in gehobener Stimmung; sie hatten unsere Lage genug besprochen und wußten, daß es nur noch einen Marsch galt, um die Straßen durch den Thüringer Wald zu gewinnen, auf welchen der Feind uns wohl nacheilen, aber schwerlich mehr festhalten konnte, um so weniger als, wie es hieß, die Bayern zu unserer Aufnahme anrückten.

Da fuhr, von Gotha kommend, der Major von Jacobi an den, auf den Befehl zum Abmarsch wartenden Truppen vorbei. Er hatte eine überaus wichtige und finstere Miene. Die wenigen Officiere,

welche von seiner Sendung wußten, stimmten in der Meinung überein, daß er schlechte Nachrichten bringe und diese nicht, wie er sollte, hinter einem gleichmüthigen Gesicht verberge. „Wo kommt der her?“ fragten andere erstaunt. Einige, die ihm persönlich näher standen, begaben sich an den Wagen, sprachen und hörten in diesen hinein und kehrten ärgerlich um.

„Durch Gotha können wir nicht, hat er gesagt?“

„Die Division Goeben wäre in Gotha?“

„In einer sehr starken Stellung.“

„Das ist kaum möglich!“

„Nun werden wir hier noch lange warten müssen.“

Bei der Spannung, in der Alle waren, fand diese Nachricht schnelle Verbreitung. Die Officiere traten in Gruppen zusammen, sie zu besprechen.

Der Wagen des Majors von Jacobi war schon lange in den Straßen Langensalza's verschwunden. Die Sonne stieg höher. Weder der commandirende General, noch ein Befehl traf ein. Die Truppen wurden ungeduldig. „Was ist das?“ rief jetzt ein Soldat. „Preußische Cavallerie!“ ein anderer.

Unsere Cavalleristen machten ihre Pferde los und bereiteten sich zum Aufsitzen.

Auf der östlichen Höhe ritt Cavallerie, nicht viel, etwa eine halbe Schwadron. Wir sahen dahin gegen die Sonne und deshalb undeutlich.

„Es wird ein Seitendetachement von uns sein“, sagte ein Officier.

„Es sind Dragoner“, antwortete einer, der durch sein Fernglas sah. „Wir haben nur kleine Patrouillen nach jener Seite geschickt.“

Jetzt hielt jener Trupp. Ein Einzelner voran, wohl der Commandeur, schien uns zu betrachten. Dann ritten sie weiter. Sie kamen auf uns zu und verschwanden in einer Terrainfalte. Einer unserer Generale befahl, daß eine Schwadron ihnen entgegen reite. Gleich darauf wurden die Unbekannten wieder sichtbar. Sie trabten; der Commandeur schwenkte ein weißes Tuch. Nun war unsere Schwadron bei ihnen und ein brausendes Hurrah schallte zu uns herüber. Sie kamen zu uns. Es war mein Vetter Jobst mit seinem ganzen Depot, welches er kühn und umsichtig durch die Preußen hindurch glücklich hierher brachte. Das war doch eine Freude und hob die Stimmung

wieder. In diesem Augenblicke verzieh ich Jobst Alles, ich umarmte ihn sogar mit einem gewissen Stolz.

Das erfrischende Ereigniß vermochte jedoch nicht lange die Unruhe zu beherrschen, welche aus dem nutzlosen Warten entsprang; denn Jeder begriff die Gefahr des Zeitverlustes. Es war bald acht Uhr und noch kein Befehl an uns gelangt. Aus der Stadt kam ein Wagen, bei dem Kutscher saß ein Trompeter mit der Parlamentärflagge. Alle sahen dahin und erkannten in dem Wagen den General-Adjutanten des Königs und den Major von Jacobi. Die vor Augen liegende Thatsache, daß diese beiden Officiere nach Gotha fuhren, wirkte niederschlagend. Und nun kam der Befehl, daß die Truppen die Cantonnements der letzten Nacht wieder einnehmen sollten. Aufgeregt, voll Ingrimms ordneten sich die Bataillone, die Schwadronen und Batterien, um den Rückmarsch anzutreten; doch die Commandos führten sofort Ruhe und Stille herbei. Mit musterhafter Haltung marschirten die Abtheilungen auf den Wegen zurück, auf denen sie vor drei Stunden gekommen waren.

Als wir Langensalza wieder betraten, läuteten die Glocken aller Kirchen. Wir waren überrascht. Ist das Friedensgeläute? Der Soldat im Felde vergißt den Kalender, es war Johannisfest. Die Bürger gingen zur Kirche. Auch der König hat an dem Gottesdienst theilgenommen.

Gerüchte und Vermuthungen flogen hin und her. In Wahrheit hatte der Major von Jacobi auf telegraphischem Wege bei dem General von Moltke in Berlin freien Durchmarsch für unsere Armee gegen die Zusage des Königs, sich für längere Zeit der Feindseligkeiten gegen Preußen zu enthalten, beantragt. Auf dieses Anerbieten war eine Antwort aus Berlin in Aussicht gestellt, aber noch nicht erfolgt. Ferner hatte der Major von Jacobi berichtet, vor Gotha in günstiger Stellung stehe der Feind in großer Stärke. In der vorigen Nacht habe ein Eisenbahnzug nach dem anderen die Division Goeben von Hannover herangeführt. Diese Nachrichten wurden selbst in der Umgebung des Königs bezweifelt; im Hauptquartier des commandirenden Generals hielt man sie für falsch. Wie es sich wirklich darum verhielt, wurde erst später bekannt und zwar, daß am 24. 6 Bataillone, 2 Schwadronen und 3 Batterien Alles war, was der Feind uns bei Gotha entgegenstellen konnte. Der größere Theil dieser Truppen

waren Landwehren und Besatzungstruppen der Festungen Magdeburg und Erfurt.

Wenige Tage nach diesem traurigen 24. Juni haben zuverlässige Männer in Gotha mir Folgendes erzählt. Die Einwohner der Stadt erwarteten unseren Einmarsch mit voller Bestimmtheit, sie bereiteten sich auf die starke Einquartirung vor, sie waren uns freundlich gesinnt und wollten unsere Truppen gut verpflegen; sie waren unzufrieden, als die Straßen verbarrikadirt wurden, weil sie befürchteten, daß der unnütze Widerstand die Hannoveraner veranlassen würde, die Stadt zu beschießen.

Der Major von Jacobi scheint nur diese Barrikaden gesehen, dann aber das herzogliche Palais bis zum anderen Morgen nicht verlassen zu haben. Man hat mir erzählt, daß, um ihn zu täuschen, in der Nacht leere Eisenbahnzüge mit starkem Gepfeif hin und her fahren, auf den sichtbaren Plätzen offene Feuer brennen mußten. Das war die Division Goeben, die ankam; das waren die Truppen, die in der starken Stellung bivouakirten. So muß es dem Major von Jacobi vorgestellt worden oder erschienen sein; denn anders ist es nicht zu erklären, daß er dem König meldete, bei Gotha würden wir auf einen starken Feind stoßen. In Folge dieser Meldung berief der König am 24. Morgens 6 Uhr einen Conseil, zu dem er auch den General von Arentsschildt kommen ließ. Man kann sagen, daß letzterer von jetzt an nicht mehr commandirender General war, sondern lediglich nach den unmittelbaren Befehlen Seiner Majestät die militärischen Maßregeln, so gut es ging, anordnete.

Um sich zu überzeugen, in wie weit jene Meldung richtig sei und um die mit dem General von Moltke begonnene telegraphische Correspondenz fortzusetzen, war nun der Oberst Dammers mit dem Major von Jacobi nach Gotha geschickt und in der Voraussicht des gewünschten Erfolges der Verhandlung hatten die Truppen den Befehl erhalten, in die Cantonnements der letzten Nacht zurückzukehren. Sie hatten dahin zum Theil nicht unbeträchtliche Märsche nach rückwärts.

Auch der Brigade Bülow war dieser Befehl überschickt. Bei ihr war inzwischen auf unzweifelhafte Weise bekannt geworden, daß Eisenach jetzt zwar nicht mehr ganz unbesetzt war, indem die Eisenbahn am Abend des 23. zwei aus Berlin eiligst entsandte Garde-Bataillone dahin gebracht hatte, welche aber bei unserem Anmarsch hätten weichen müssen. Der Oberst von Bülow führte deshalb auf eigene Verant-

wortung den bei ihm eingetroffenen Befehl, in die vorigen Cantonnements zurückzukehren, nicht aus, sondern marschirte bis auf weniger als eine Meile an Eisenach hinan und erwartete da neue Befehle. Die Meldung hiervon erhielt der König gegen elf Uhr Vormittags.

Nun wurde sogleich ein Officier nach Gotha mit dem Befehl an den Oberst Dammers geschickt, alle Unterhandlungen abzubrechen; und ferner befahl der König den Marsch der ganzen Armee auf Eisenach. Die Truppen, welche am Morgen bei Langensalza gestanden und zum Theil ihre Cantonnements kaum erreicht hatten, wurden wieder in Bewegung gesetzt. Trotz ihrer Müdigkeit, trotz der brennenden Sonne freuten sie sich, daß man sie vorwärts führte.

Der Officier, welchen der König nach Gotha schickte, begegnete schon vor dieser Stadt dem Oberst Dammers auf der Rückfahrt nach Langensalza. Den Major von Jacobi hatte der Oberst Dammers in Gotha gelassen, um den inzwischen von Berlin angekündigten, vom König von Preußen an den König Georg abgesandten, preußischen General-Adjutanten von Alvensleben nach dem Königlichen Hauptquartier zu geleiten. Nachdem jetzt aber der Oberst Dammers erfahren hatte, daß die Unterhandlungen abgebrochen werden sollten, schickte er durch jenen, ihm begegnenden Officier dem Major von Jacobi den Befehl, Gotha zu verlassen. Trotz dieses Befehls ist der Major von Jacobi im Palais des Herzogs von Coburg geblieben.

Wir waren im Marsch auf dem Wege nach Eisenach. Als ich bei meinem alten Regiment vorbei ritt und dort Alfred nicht sah und nach ihm fragte, wurde mir gesagt, daß er einen kleinen Wagen mit zwei Ponies gekauft habe und auf demselben um die Mittagsstunde voraus gefahren sei.

Der General von Arentsschildt traf vor Eisenach gegen acht Uhr Abends mit der Erwartung ein, daß der Ort längst in unserem Besitz sei. Da fand er, daß der Oberst von Bülow mit dem Commandeur der beiden ihm gegenüber stehenden preußischen Garde-Bataillone einen Waffenstillstand bis zum anderen Morgen acht Uhr abgeschlossen hatte.

Dieser unerhörte Vorfall hat später hinsichtlich der in Gotha gepflogenen Verhandlungen nicht allein zu gerichtlichen Untersuchungen, sondern auch zu weitläufigen Besprechungen durch die Presse geführt, die außerhalb des Rahmens dieser Erzählung liegen; doch muß ich Folgendes anführen.

Der Oberst Dammers hatte in Gotha nach einer Berathung mit dem Herzog von Coburg einem Telegramm nach Berlin zugestimmt, welches vorschlug, daß unsere Armee gegen Gewährung des freien Abmarsches sich während eines Jahres an den Feindseligkeiten gegen Preußen nicht betheilige.

Dieser Vorschlag war, abgesehen davon, daß er gegen die Absichten des Königs gemacht wurde, gar nicht zu rechtfertigen. Was sollte die hannoversche Armee in der Fremde während eines ganzen Jahres machen? Wer sollte sie, wenn dem König die Mittel seines Landes entzogen blieben, unterhalten? Wer sicherte ihr zu, daß die süddeutschen Staaten sie unter solchen Umständen in ihren Grenzen dulden würden?

Der preußische Ministerpräsident Graf von Bismarck hatte alsbald erwidert, daß Preußen den Durchzug der Hannoveraner durch die Thüringischen Staaten gestatten wolle, wenn der König von Hannover für die Nichtbetheiligung seiner Armee am Kriege für die Dauer eines Jahres Garantieen gebe; Bedingungen, welche der König Georg nicht annehmen konnte und auch nicht angenommen hat.

Der Major von Jacobi war durch Nichts mehr bevollmächtigt, nachdem er die Mittheilung, daß alle Unterhandlungen abgebrochen werden sollten, sowie den Befehl, Gotha zu verlassen, erhalten hatte. Als nun jenes Telegramm des Grafen von Bismarck eingelaufen war, bestimmte der Herzog von Coburg den Major von Jacobi zu dem verhängnißvollen Schritte, welcher das Schicksal der hannoverschen Armee entschieden hat.

Ein Bataillon der Brigade Bülow war nach Mechterstedt, einem Dorfe an der Eisenbahn in der Mitte zwischen Eisenach und Gotha, geschickt worden, um Eisenbahn und Telegraph zu zerstören. Während des hierbei entstehenden Schützengefechtes mit einer aus Eisenach herbeigeführten Infanterieabtheilung war der Bataillons-Commandeur von dem Major von Jacobi telegraphisch benachrichtigt worden, daß Preußen die hannoverschen Bedingungen angenommen habe, weshalb Feindseligkeiten zu vermeiden seien. Der Bataillons-Commandeur, welcher die Vorgänge in Gotha nicht kannte, trug um so weniger Bedenken, dieser Nachricht entsprechend zu verfahren, als sein Auftrag bei Mechterstedt erfüllt war. Unter Festhaltung der eingenommenen Stellung brach er das Gefecht ab und schickte jenes Telegramm an den ihm gegenüber befehlenden preußischen Officier, und so gelangte

dasselbe nach Eisenach. Hier war vor der Zerstörung des Telegraphen ein anderes Telegramm an den Commandeur der preußischen Garde-Bataillone eingelaufen, worin diesem die bevorstehende Ankunft eines General-Adjutanten des Königs von Preußen zur Entgegennahme der Befehle Seiner Majestät des Königs von Hannover angezeigt wurde. Und beide Telegramme wurden nunmehr von Eisenach aus dem Oberst von Bülow übersandt. Das Schicksal hat es gewollt, daß sie ihr Ziel vor Beginn des Kampfes erreichten. Unsere Kanonen standen bereit, das Feuer auf die Stadt zu eröffnen; die Truppen waren im Begriff, gegen letztere vorzugehen.

Der Oberst von Bülow war sich nun wohl bewußt, daß er von dem Major von Jacobi keine Befehle entgegen zu nehmen hatte. Dennoch glaubte er, dessen Telegramm nicht unbeachtet lassen zu dürfen, weil er voraussetzte, daß dieser Officier zu einem so wichtigen Eingreifen befugt sein müsse und daß wirklich die Grundlage für eine friedliche Uebereinkunft gefunden sei, zu deren förmlichen Abschluß der preußische General-Adjutant die Befehle unseres Königs entgegen nehmen solle. Daß der Major von Jacobi dem ihm ertheilten Befehle zuwider in Gotha geblieben war, wußte der Oberst von Bülow ebensowenig, wie er die Antwort des preußischen Ministerpräsidenten auf den von Gotha nach Berlin gerichteten Vorschlag kannte. Daß der Major von Jacobi auf Grund dieser Antwort sich zu dem Telegramm nach Mechterstedt herbeigelassen hatte, konnte der Oberst von Bülow am wenigsten vermuthen. Von jedem Entschluß, den er fassen mochte, konnte viel abhängen. Deshalb berief er alle Abtheilungs-Commandeure seiner Brigade und legte ihnen die Frage vor, ob der Befehl zur Einnahme Eisenachs, bei welcher voraussichtlich deutsches Bürger- und Soldatenblut im Bruderkampfe fließen werde, jetzt noch ausgeführt werden dürfe? Diese Frage wurde einstimmig verneint. Da es Abend geworden war, schloß der Oberst von Bülow, um seinen erschöpften Truppen für die Nacht Ruhe zu sichern, hierauf den Waffenstillstand ab, welcher uns des sicheren Erfolges abermals beraubte. In dieser Nacht aber schon führte die Eisenbahn von Cassel bedeutende Verstärkungen dem Feinde in Eisenach zu. Von allen Seiten, mit allen Mitteln wurden die Truppen des Generals von Falckenstein auf das Eiligste um uns zusammengezogen.

Unsere Gegner benutzten die Unterhandlungen, auf welche der König Georg sich eingelassen hatte, um uns mit überlegenen Kräften einzuschließen.

23.

Am Schluß jenes traurigen 24. Juni erhielt die Armee den Befehl, dort zu ruhen, wo sie sich befand. Der König nahm sein dürftiges Quartier in einem leeren Schlosse im Dorfe Groß-Behringen.

In der Nacht wurde ich mit einem Auftrage an den Commandeur der bei Mechterstedt stehenden Truppen geschickt, wo sich auch die Reserve-Cavallerie befand, bei der ich weitere Befehle abwarten sollte.

Im Anfange dieses Rittes trat mir auf einsamem Wege ein Mann in bürgerlicher Tracht entgegen und fragte, wo er unsere nächste Batterie antreffe? Auf meine Gegenfrage, was er da wolle und wer er sei, erfuhr ich, daß ich den jüngsten Lieutenant unserer Artillerie vor mir hatte, der aus Stade kam, wo er am Morgen des 18., als die Preußen Besitz von der Stadt genommen hatten, vor Abschluß der Capitulation davon gegangen war. Nach mühe- und gefahrvollen Hin- und Hermärschen erreichte er endlich die Armee.

Nachdem ich bei Mechterstedt meinen Auftrag erfüllt hatte, ritt ich nach dem Bivouac des Garde-Cürassierregiments. Bei der Lagerwache stieg ich ab und ging an dem Regiment entlang nach Wichard's Schwadron. Es brannten nur wenig Lagerfeuer, an welchen die Leute ihre schmale Kost bereitet hatten. Im Dämmerlicht der Sommernacht hoben sich gegen den Horizont die Gestalten der stehend schlafenden Pferde ab. In Reihen lagen die Riesenleiber der Cürassiere. Alles war still; nur dann und wann schnaufte ein Pferd, schnarchte ein Cürassier. Bei dem Schwadronsposten angelangt, fragte ich nach der Lagerstelle der Officiere. Der Mann wies auf ein Häuflein Stroh seitwärts der Mannschaft; hier schliefen zwei Officiere. Ich beugte mich zu ihnen hinunter, Wichard war nicht dabei. Ich trat zu den schlafenden Cürassieren; am Flügel lagen unter einer Decke zwei lange Figuren, die Köpfe ruhten auf den Feldmützen, das gelbe Haar leuchtete fast in der Nacht. Das waren die Brüder Kort. Ich faßte sie an, sie sprangen auf und erkannten mich gleich. Als ich nun verlangte, daß einer mir helfe, Wichard zu finden, sagte Wilhelm Kort: „Ich bin gleich wieder hier" und entfernte sich.

„Wo ist Ihr Pferd, Herr Lieutenant?" fragte Friedrich Kort.

„Bei der Lagerwache."

„Ich werde es besorgen; was noch an Hafer da ist, soll es haben.

— Herr Lieutenant, unser König hat dem Coburger und dem Preußen ja wohl seinen Frieden angeboten? Es wurde gesagt, wenn wir an der Eisenbahn wären, hätten wir gewonnen. Da ständen die Bayern. Nun sind wir an der Eisenbahn und doch nicht hinüber geritten."

„Vielleicht geht es noch los, Friedrich," antwortete ich.

„Das wäre uns schon recht. Wenn es nur vorwärts geht. Hier gibt es keinen Hafer mehr und bei dem Gras können die Pferde nicht bei Leibe bleiben."

Jetzt kam Wilhelm Kort, er trug ein brennendes Holzscheit in der Hand und schritt leuchtend voran, ich folgte ihm. Nicht lange waren wir gegangen, als eine menschliche Gestalt auf uns zu kam. „Da kommt Herr Lieutenant," sagte Wilhelm Kort. Wichard war freudig überrascht, mich zu sehen. „Hast Du Nachrichten von Haus?"

„Leider nicht! Ich hatte einen Auftrag hierher und will ein paar Stunden bei Dir bleiben. Du hast wohl auch keine Nachrichten?"

„Gar keine!" antwortete er traurig. „Komm', ich habe unter jenem Eichbaum gelegen, laß uns dorthin gehen."

Wilhelm Kort legte das brennende Holz an jenem Platze nieder und ging.

„Marschiren wir nicht endlich weiter?" fragte Wichard jetzt. „Alle sind ungeduldig. Das Zögern macht von Stunde zu Stunde uns schwächer, den Feind stärker."

„Der König denkt vielleicht nicht so. Ehe ich wegritt, war die Rede davon, der Waffenstillstand solle von unserer Seite nicht gekündigt werden. Der König will den ihm angemeldeten preußischen Generaladjutanten in Groß-Behringen empfangen. Ich kann mir dies nicht anders erklären, als daß er die Hilfe der Bayern erwartet, welche, wenn sie näher heran kämen, einen großen Theil der gegen uns bestimmten Streitkräfte auf sich ziehen, uns Luft machen würden. Oder der König hofft auf österreichische Siege, welche Preußen nachgiebiger machen würden. Vielleicht ist es auch nur die im letzten Augenblick eintretende Scheu, Blut zu vergießen."

Wilhelm Kort kam wieder. Er trug noch Holz herbei und machte neben uns ein helles Feuer. Dann ging er fort.

„Ich maße mir kein Urtheil an," begann nun Wichard. „Ich halte aber in unserer Lage das Warten für das Gefährlichste. Sollten wir schließlich die Waffen vor einer Uebermacht niederlegen, ohne sie gebraucht zu haben? Das geht nimmermehr. Oder sollen wir sie

lediglich, weil es die Ehre verlangt, gebrauchen? Tödten und tödten lassen ohne jeden anderen Zweck? Das wäre sündhaft."

„Es ist ja nicht unmöglich," antwortete ich, „daß in diesem äußersten Nothfalle der König von seinem Gewissen zu einem anderen Entschlusse getrieben würde und Preußen das bewilligte, was es vor der Kriegserklärung forderte."

„Unmöglich ist es nicht. Hältst Du es aber für wahrscheinlich?"

„Ich weiß nicht, welche Macht die schreckliche Verantwortlichkeit über den König hätte. Leider bestärken ihn, wie ich fürchte, die Männer, denen er sein Vertrauen schenkt, in seinem Starrsinn."

Wilhelm Kort kam noch einmal. „Hier ist eine Decke für Sie, Herr Lieutenant," sagte er mir, „der Morgen wird kalt."

„Ich danke, Wilhelm! Nun brauche ich Nichts mehr"

Als er fort war, sagte Wichard: „Ich war eingeschlafen. Da weckte mich ein gräßlicher Traum. Die Angst hatte mich aufgetrieben, als Du kamst."

„Du ängstigst Dich wohl, weil Du keine Nachrichten von Clotilde hast?"

„An sie denke ich immer, auch an meine Eltern; aber das war es nicht. Ernst, stelle Dir vor, ich müßte auf ein Quarré losreiten, in dem mein Bruder steht!"

Erst diese Worte erinnerten mich daran, daß die beiden Gardebataillone, welche uns in Eisenach gegenüber standen, von dem Regiment waren, dem Christian angehörte. Die Aufregung und Geschäftigkeit der letzten Stunden hatten mich hieran nicht denken lassen. Da ich schwieg, legte Wichard seine Hand auf meine Schulter und blickte mich an, als fordere er mein Mitleid und meine Hilfe. „Ich erfuhr," sprach er, „daß in Eisenach zwei Bataillone von Christian's Regiment angekommen sind."

„Armer Freund!" sagte ich. „Hoffentlich ist Christian nicht dabei, dies ist sogar wahrscheinlich. Sein Regimentscommandeur wußte gewiß, daß Du bei uns dienst und wird deshalb Deinen Bruder bei dem dritten Bataillon gelassen haben; aber laß uns versuchen, Gewißheit zu erhalten. Die Verhandlungen, welche bald wieder beginnen, Parlamentäre, die hin und her gehen, werden die Möglichkeit dazu bieten. Ich will, wenn ich kann, die bestimmte Frage nach Eisenach schicken —"

„Nein," unterbrach er mich. „Ich habe auch schon daran gedacht.

Die Gewißheit, daß der Bruder mir nicht gegenüber steht, würde einen Stein von meinem Herzen nehmen; aber die Antwort könnte auch die Gewißheit des Gegentheils bringen und mich zaghaft machen. Laß uns Gott vertrauen. — Du mußt todtmüde sein, es wird schon heller, wir wollen versuchen zu schlafen."

Wir schwiegen, legten uns einer an des anderen Seite und schlossen die Augen; aber zum rechten Schlaf gelangten wir nicht.

Kaum eine Stunde mochte verflossen sein, als ein Unterofficier Wichard weckte, um ihm zu melden, daß von der Lagerwache ein Mann zu dem Schwadronsposten geführt sei, welcher, von der Seite des Feindes kommend, festgehalten war. „Er behauptet, daß Herr Lieutenant ihn kennen."

Wichard ging mit dem Unterofficier, und ich sah im Morgengrauen bei dem Posten einen Mann, dessen Haltung und Tracht mir bekannt vorkam. Ich ging deshalb nach und hörte, daß Wichard „Alfred!" rief. Nun lief ich zu ihnen. Alfred hatte die Kleidung angelegt, in der er von Hamburg nach Hannover kam. Unter dem Eichbaum erzählte er uns, weshalb.

„Ich fuhr gestern Nachmittag bis zu der Bagage der Brigade Bülow. Dort ließ ich meinen Wagen, nachdem ich mich aus den Schätzen meines Koffers anders gekleidet hatte. Als nach dem Abschluß des Waffenstillstandes unsere Truppen in ihre Nachtstellung zurück gingen, blieb ich in einem Busche liegen, und da ich annehmen konnte, daß in diesem Augenblick die paar Preußen nicht jeden Steg bewachen würden, ging ich vorwärts. Niemand hinderte mich daran, ich kam nach Eisenach hinein."

„Was wolltest Du da?" rief ich besorgt aus. „Du konntest als Spion festgehalten und erschossen werden."

„Spioniren wollte ich nicht, und einen Hamburger Kaufmann werden sie nicht gleich erschießen."

„Was wolltest Du denn in Eisenach?" fragte jetzt Wichard.

„Ordentlich zu Abend essen," antwortete er lustig. „Ich habe sogar noch Frühstück für uns mitgebracht." Er entleerte seine Taschen ihres Inhaltes. „Doch bringe ich noch etwas Besseres," fuhr er fort. „Unter unseren Feinden ist Christian nicht."

„Ach!" rief Wichard jetzt aus, indem er aufsprang und Alfred umarmte. „Um das zu erfahren, bist Du unter die Preußen gegangen." Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

„Mäßige Dich doch!“ antwortete ruhig der treue Freund. „Ist denn das so 'was Großes?“

„Wie hast Du es erfahren?“

„Eines nach dem anderen! Ich ging ruhig meines Weges durch die Straßen Eisenachs, ohne einem Soldaten zu begegnen. Die waren wohl alle noch außerhalb der Stadt. Die Einwohner standen in Gruppen zusammen und waren froh, weil die Beschießung der Stadt und die Straßenkämpfe ihnen wenigstens für jetzt erspart blieben. Ich fragte nach dem besten Gasthause. Dort trat ich ein. In der Gaststube war nur der Wirth, ein gutmüthig gesprächiger Mann. Ich bestellte ein Abendessen und eine Flasche Wein und lud ihn ein, letztere mit mir zu leeren. Dabei sagte ich ihm, wer ich sei. Er kannte mehrere Hamburger, die bei ihm logirt hatten; von einigen konnte ich ihm Nachricht geben. So wurden wir gute Freunde. Er erzählte, daß die Eisenacher die Hannoveraner den ganzen Tag erwartet hätten, die beiden preußischen Bataillone konnten dagegen Nichts machen. Viele Einwohner wollten die Stadt verlassen, aber die Preußen ließen sie nicht hinaus. — Hier unterbrach ich den Wirth: „Sollte ich nicht aus der Stadt kommen können! Ich wollte in dieser Nacht fort.“ „Zu Wagen gewiß nicht,“ antwortete er. „Zu Fuß möchte es gehen, wenn Sie die kleinen Wege kennen. Nach Süden zu, da stehen die Schildwachen nicht so dicht.“ „Die Wege kenne ich nicht. Können Sie mir einen Führer verschaffen?“ „Das ist gefährlich! Doch mein Hausknecht ist ein zuverlässiger Mann. Für ein gutes Trinkgeld thut er es vielleicht!“ „Lassen Sie ihn kommen.“ Die Zuneigung des Hausknechts gewann ich leicht mit einem Geschenk, welches ich zu verdoppeln versprach, wenn er bei der Hand wäre, mich zu führen, sobald ich das Gasthaus verlassen würde.

„Nun saß ich noch einige Zeit im Gespräch mit dem Wirth. Da kamen drei preußische Hauptleute lachend in die Stube; ich glaube, sie haben über die Zögerung der Hannoveraner gelacht. Als sie uns sahen, wurden sie stiller, setzten sich an einen anderen Tisch und sprachen leiser, so daß wir sie nicht verstehen konnten; aber sie waren sehr guter Laune. Das konnte ich ja wohl begreifen, dennoch verdroß es mich, und ich mußte mich zusammennehmen, um mich nicht zu verrathen. Als sie nun in der gemüthlichsten Stimmung waren, ging ich an sie hinan, stellte mich höflich vor und fragte nach Christian und Graf Eberhard. Zuerst waren sie sehr vornehm; da

ich aber Angaben machte, welche ihnen meine Berechtigung zu der Frage erklärten, gaben sie mir Antwort. „Der Lieutenant, nach dem Sie fragen, ist nicht mit hier und kommt auch nicht hierher, der Graf Eberhard ist im Hauptquartier der schlesischen Armee."

„Du bist gut!" sagte Wichard und drückte dem Freunde die Hand. „Du hast eine Last von mir genommen."

„Wie kamst Du aus Eisenach heraus?" fragte ich.

„Das war nicht so leicht, wie hinein zu kommen. Der Hausknecht versuchte es an mehreren Stellen vergeblich. Endlich gelang es, indem wir durch mehrere Gärten schlichen. Dann führte er mich in der Richtung auf Wilhelmsthal. Die Wartburg lag über uns, und in der Erinnerung an Martin Luther überkam mich wahrhaftig ein Gefühl für Preußen, daß nicht das katholische Oesterreich durch diesen Krieg Gewalt bekomme über uns. Wir hörten die Eisenbahnzüge, die von Westen her kamen. Mein Führer behauptete, sie brächten Preußen von Cassel. Als wir uns weit genug von der Stadt entfernt hatten, führte er mich durch den Wald östlich. Westlich wäre ich zwischen die Preußen gerathen, wogegen ich wußte, daß ich bei Mechterstedt durchkommen würde. Daß ich Dein Regiment hier träfe, wußte ich nicht. Unser Zusammentreffen laßt uns für eine gute Vorbedeutung nehmen."

Im Bivouac wurde es lebendig. Die Pferde riefen nach dem Morgenhafer, der noch nicht da war; doch erhielt manches von ihnen wenigstens ein Stück Brot von seinem Reiter. Die Leute traten zum Appell zusammen; darauf reinigten sie Waffen, Sattelzeug und Kleidung und führten abtheilungsweise die Pferde zur Tränke. Dann kamen die ausgesandten Requisitionscommandos. Was sie an Lebensmitteln brachten, genügte kaum für einen Tag. Der Morgenimbiß war schnell bereitet und verzehrt. Die Pferde wurden wie in der Caserne geputzt und, als das Ende des Waffenstillstandes heranrückte, gesattelt. Die Regimenter waren marschfertig.

Vergeblich warteten wir auf einen Befehl. Wieder klagte man, daß es nicht vorwärts ging.

Alfred schlief unter dem Eichbaum. Als Wichard seinen Dienst gethan hatte, legte er sich zu ihm und schlief auch. Mich ließ die Erwartung eines für mich persönlich bestimmten Befehls nicht zur Ruhe kommen. Ich unterhielt mich mit den Officieren, die in der Nacht geschlafen hatten und gern ein Gespräch führten.

Die Sonne, wieder wie an allen diesen Tagen von keiner Wolke verdeckt, stand schon ihrem höchsten Punkte nahe, als mir der Befehl zuging, nach Groß-Behringen zu kommen. Dieselbe Ordonnanz brachte eine Ordre an die Armee, wonach die Truppen vorläufig in dem Bezirke, den sie augenblicklich inne hatten, bleiben sollten, und außerdem die Nachricht von einer Uebereinkunft, zu welcher die Verhandlungen mit dem im Hauptquartier eingetroffenen General-Adjutanten des Königs von Preußen geführt hatten. Dieselbe lautete:

Es besteht bis auf Weiteres Waffenstillstand zwischen den Königlich preußischen und den Königlich hannoverschen Truppen. Der eventuelle Wiederbeginn der Feindseligkeiten wird befohlen werden.

Groß-Behringen, den 25. Juni 1866.

Gez.: v. Alvensleben, Generallieut. u. General-Adjut.

Gez.: Dammers, Oberst u. General-Adjut.

„Das ist eine sonderbare Form“ sagte Wichard's Schwadronschef. „Weshalb fehlt die übliche Festsetzung einer Kündigungsfrist? Nach diesem Wortlaut kann der Feind uns sagen lassen, daß er uns im nächsten Augenblicke angreifen werde. Sollen wir immer gesattelt haben?“

Die Unzufriedenheit der Officiere war unverkennbar. Keiner hatte das Vertrauen, daß der Waffenstillstand für uns vortheilhaft sei. Gestern während des kleinen Scharmützels bei Mechterstedt waren Officierspatrouillen weiter nach Süden geritten. Nirgends hatten sie Spuren gefunden, daß bayerische Truppen heranrückten. Von unserem Marsche hatten die Einwohner schon Kunde gehabt, als wir noch in Heiligenstadt waren; ebensowohl konnten sie Nachrichten aus Süden haben. Es erschien deshalb unwahrscheinlich, daß die Bayern uns auf wenige Märsche nahe waren; dagegen war nicht zu bezweifeln, daß die sich sammelnden Preußen uns bald durch überlegene Streitkräfte in ihre Gewalt bekommen würden, und in dem Raume, den unsere Armee noch beherrschte, konnten wir aus Mangel an Lebensmitteln nicht lange mehr existiren. Daß dem Waffenstillstande ein Frieden folgen werde, glaubte keiner der Kameraden. Man scheute sich, auf die Führung unserer Armee zu schelten. Um so erbitterter wurde man gegen den Feind.

Die Officiere wurden zum Befehl gerufen. Die Pferde sollten abgesattelt, die Zeit benutzt werden, alles so gut wie möglich in Stand zu setzen. Wichard war geweckt worden, und Alfred erhob sich auch. Nachdem ich ihm von den neusten Nachrichten Kunde gegeben, erklärte

er, noch bei Wichard bleiben zu wollen. Mein Pferd wurde heran geführt, ich sagte den Freunden und Kameraden Lebewohl und nahm auch von den Brüdern Kort Abschied.

In Groß-Behringen erfuhr ich, daß der König seine Entscheidung auf die ihm im Auftrage des Königs von Preußen von dem General von Alvensleben gemachten Vorschläge bis zum folgenden Morgen vorbehalten hatte und die Armee am Vormittage des 26. Friedens-cantonnements im Umkreise von etwa einer Meile um Langensalza beziehen sollte. In der betreffenden Ordre war auf die Möglichkeit hingewiesen, daß wir in den Quartieren bereits preußische Truppen vorfänden, mit denen Collisionen vermieden werden sollten, zu welchem Zwecke jene Cantonnements dem preußischen commandirenden General von Falckenstein mitgetheilt waren. Dies Alles klang, als hätten wir schon den Frieden; und doch glaubten meine Kameraden an letzteren nicht, ich fand sie je nach ihrer Gemüthsbeschaffenheit in soldatischem Ingrimm oder stoischer Ergebung.

Augenblicklich war nichts mehr zu thun, und das war für mich eine Wohlthat. Ich konnte mich kaum noch auf den Füßen halten, die Müdigkeit überwand Hunger und Durst. Im Schatten eines Bauern-gehöftes legte ich mich in das Gras und schlief.

In der Nacht wurde ich geweckt. Ein nach Eisenach geschickter Officier hatte die Nachricht gebracht, daß der General von Falckenstein den Waffenstillstand nicht anerkannt, vielmehr beschlossen habe, uns anzugreifen. Sofort wurden Befehle an die Truppen geschickt. Diese mußten in der Nacht theils vor, theils zurück marschiren, um die Stellungen zu erreichen, worin wir den Kampf annehmen wollten. Wir hatten den blinden König in unserer Mitte. Hätte er für seine Person abreisen wollen, woran er nicht dachte, es hätte mit Sicherheit nicht mehr geschehen können.

Hier standen die Truppen wieder wartend, aber diesmal wartend auf den Feind, und das belebte den Geist. Jedoch der Feind kam nicht. Statt seiner erschien um fünf Uhr Morgens ein preußischer Parlamentär, um anzuzeigen, daß der General von Falckenstein erst jetzt die dienst-liche Mittheilung von dem Waffenstillstand erhalten habe und den-selben respectiren werde.

Unsere Truppen marschirten hierauf nach den Cantonnements um Langensalza ab.

Ehe sie zur Ruhe kamen, traf bei der Brigade unseres linken

Flügels, von Gotha kommend, ein preußischer Parlamentär ein mit der Ankündigung, daß der jetzt in Gotha commandirende preußische General von Flies Befehl erhalten habe, uns anzugreifen, nachdem der Waffenstillstand seit zehn Uhr Morgens abgelaufen sei. Dies war die Stunde, bis zu welcher der König seine Antwort nach Berlin senden wollte. Der mit letzterer nach Eisenach geschickte Officier war indeß vom General von Falckenstein abgewiesen worden.

Vor unserem linken Flügel trat schon preußische Cavallerie unseren Husaren gegenüber feindlich auf.

Nun wurden neue Befehle ertheilt, unsere Truppen wieder hin und hergezogen. Es war schwer ruhige Besinnung zu behalten, welche nöthiger denn je war, um Verwirrungen zu vermeiden. Die sich widersprechenden Maßregeln mußten der Mannschaft den Glauben an eine feste Armeeführung nehmen. An Frieden dachte Keiner mehr; daß wir nicht ohne Kampf enden könnten, leuchtete Jedem ein. Aber die Rollen waren vertauscht; nicht mehr wir waren in der Lage angreifend vorzugehen, sondern der Feind bereitete einen Angriff vor, und bis die Zeit dazu gekommen sei, ermüdete er uns.

So kam es, daß während dieses 26. Juni die Armee ruhelos der Hitze und dem Hunger ausgesetzt blieb. An Lebensmitteln stand nur das Wenige, was in den unmittelbar besetzten Ortschaften noch aufgefunden wurde, zu Gebote, und auch das konnte nicht vollständig benutzt werden, weil die meisten Truppentheile nicht die Zeit zum Abkochen fanden.

Inzwischen war der preußische Oberst von Döring nach Langensalza gekommen mit dem Auftrage, dem König Georg noch einmal ein Bündniß auf Grundlage der Berliner Sommation vom 15. Juni anzubieten. Von dem König war dies abgelehnt, von dem preußischen Obersten hierauf der Waffenstillstand förmlich gekündigt worden.

Selbst in dieser äußersten Lage beharrte Georg V. darauf, seine Souveränetät uneingeschränkt behaupten zu wollen. Was er für das Recht seiner Krone hielt, galt ihm mehr als alles andere Wohl und Weh. Aber man muß auch sagen, daß dem Kriegsherrn das Nachgeben jetzt, da es als ein mit den Waffen erzwungenes erscheinen mußte, viel schwerer geworden sein würde.

In der That war noch ein Ausweg für uns vorhanden, und es schien, als wolle der König ihn einschlagen. Man beschloß, hinter die

Unstrut zurückzugehen. Die Truppen wurden dahin in Bewegung gesetzt und versammelten sich in der Nacht auf den ihnen nördlich des Flusses angewiesenen Lagerplätzen. Nur eine Arrièregarde: drei Schwadronen als Vorposten auf den südlichen Straßen und ein Bataillon zu ihrer Aufnahme in Langensalza, blieb jenseits der Unstrut. Nach Mitternacht verließ das Hauptquartier Langensalza und bivouakirte hinter der Mitte der Armee. Auch der König hat die letzte Hälfte der Nacht auf freiem Felde zugebracht.

Die Armee hätte, nachdem die Trains vorausgeschickt waren und die Truppen einige Stunden geruht hatten, früh am Morgen rückwärts ausweichen können, um den Harz zu gewinnen. Da sie mit dem Feinde noch nicht in nächster Berührung war, so konnte der erste Marsch nicht gestört werden und wahrscheinlich blieb die Armee für mehrere Tage von dem verfolgenden Feinde um einen Marsch getrennt. Freilich waren Mann und Pferd müde und matt, wir kamen aber in frische, noch nicht ausgezehrte Gegenden. Wir ließen vermuthlich ein paar Tausend Nachzügler zurück, gewannen aber Zeit. Vielleicht machten die nachrückenden süddeutschen Verbündeten uns Luft, oder es trat an der österreichischen Grenze eine entscheidende Wendung zum Nachtheil Preußens ein. Jedenfalls war das Ausweichen in ein vom Feinde unbesetztes Land das Einzige, was uns retten konnte.

Statt dessen wurde beschlossen, in der eingenommenen Stellung den Angriff abzuwarten und auf diesem ganz unvorbereiteten Schlachtfelde eine Defensivschlacht zu schlagen. Bei dem Zustande der Armee konnte dieser Entschluß keinen anderen Zweck haben, als vor dem Untergange die Waffenehre zu wahren. Die Schlacht mußte uns die unersetzbare Munition kosten, unsere physische Kraft vernichten. Sie mußte uns wehrlos machen, einerlei ob wir siegten oder besiegt wurden.

Die Sonne ging am klaren Himmel auf. Unsere linke Flügelbrigade stand bei dem Dorfe Nägelstädt, die rechte bei dem Flecken Thamsbrück, die beiden anderen im Centrum bei dem Dorfe Merxleben; hinter letzteren die Reserve-Cavallerie, seitwärts die Reserve-Artillerie. Wir hatten für die 8000 Schritt lange Stellung nicht mehr als 16,000 Kämpfer, eine geringe Verhältnißzahl. Freilich war die Unstrut, die außerhalb der Brücken von Cavallerie und Artillerie nirgends, von Infanterie an einigen Stellen, doch schwierig überschritten werden kann, vor unserer Front für den Feind ein bedeutendes

Hinderniß. Unsere Flanken aber waren offen, und die Unstrut hemmte unsere Bewegungen nach vorwärts.

Südöstlich von Merxleben steigt das linke Flußufer gleichmäßig zu einer Höhe mit breitem Plateau, dem Kirchberg, an. Auf ihm steht nahe am Dorfe die Kirche. Von dieser Höhe übersieht man das Land, in welchem wir während der drei letzten Tage hin und her gezogen waren. Es lag in friedlicher Stille. Bei unseren Vorposten war Alles ruhig. Kein Schuß fiel, und vergeblich suchte man weiterhin nach Staubwolken, den Verkündigern marschirender Colonnen.

Ein Dienstritt führte mich nach allen Brigaden. Ich sah mein altes Regiment, Alfred war wieder bei ihm, ich fand ihn in Zettel's Nähe. Heinrich Lang bot mir ein Stück Brot und Speck an; ich ließ es ihm, konnte aber seine gute Absicht mit den Nachrichten über Kort's belohnen, die er noch nicht gesehen hatte. Ich sah meine Vettern, Jobst war durch seinen wackeren Ritt zu Ansehen im Regiment gelangt. Zuletzt konnte ich noch einen Augenblick bei Wichard bleiben. Ich fand ihn, wie alle Kameraden, in der aus ernsten Gedanken und frohem Muth sich bildenden Stimmung, welche den braven Soldaten vor dem Kampfe erhebt. Es war neun Uhr und noch Alles still vor uns. Man glaubte der Tag werde abermals ohne Entscheidung vorübergehen oder dachte wieder an die Bayern, die vielleicht nahe waren und den Feind hinderten uns anzugreifen. Ich ritt nach Merxleben zurück. Die Sonnengluth war schon groß, es wurde ein drückend heißer Tag.

Jetzt, als ich über eine Anhöhe, bei der Reserve-Artillerie vorbei kam, rief ein Kanonier: „Da!" und wies südwärts über die Unstrut. Jenseits unserer Vorposten war die Wolke eines Kanonenschusses sichtbar, gleich erhob sich eine zweite. Wir hatten dort keine Artillerie, die Schüsse kamen vom Feinde. Es war neuneinhalb Uhr. Dort schießen Deutsche auf Deutsche! Dieser traurige Gedanke wird durch viele Herzen gezittert haben. Nun war es entschieden, daß wir angegriffen würden. Die Nachricht verbreitete sich schnell, und bewirkte, daß augenblicklich jede Ermüdung verschwand.

Eine unserer Batterien besetzte den Kirchberg. Man sah, daß unsere Vorposten sich auf Langensalza zurückzogen. Ihr folgten feindliche Colonnen. Unsere Artillerie auf dem Kirchberge that einige Schüsse aus ihren gezogenen Kanonen, welche unser jetziger Feind uns geliefert hatte. Gleich darauf antwortete eine preußische Batterie.

Der erste von ihren Schüssen, welcher in unsere Batterie traf, warf deren Commandeur um. Schwer verwundet lag er in seinem Blute. Er schickte die Kanoniere, welche ihren geliebten Chef an die Kirchhofmauer trugen, zu den Geschützen zurück.

Zum ersten Male war ich in einem Gefecht. Den Anmarsch des Feindes, welchen man vom Kirchberge übersehen konnte, soweit nicht einzelne Höhen, besonders der zweitausend Schritt entfernte und den Kirchberg überhöhende „Jüdenhügel“ ihn verdeckten, beobachtete ich mit der größten Aufmerksamkeit. Dann kamen die ersten preußischen Kanonenschüsse nach dieser Stelle, sie schüchterten mich ein. Jener brave Kamerad, der zerrissen, bei vollem Bewußtsein, ohne einen Schmerz zu äußern, dalag, war der erste Verwundete, den ich sah, dessen heldenmüthige Ergebung ich bewunderte. Doch sogleich fesselte der Kampf meine Aufmerksamkeit wieder und, je ernster er wurde, um so weniger vermochte ich an etwas Anderes zu denken, als nur an ihn. Der Seelenzustand des Soldaten in der Schlacht ist ein höchst merkwürdiger. Die Gedanken sind vollständig von der Blutarbeit gefangen genommen; sie haben die Freiheit verloren, andere Richtungen zu verfolgen. Man vergißt sich selbst, Eltern und Geschwister, ich glaube Weib und Kind. Man sieht den Nächsten fallen, ohne sich um ihn zu bekümmern. So ergriffen ist man von der grausamen Nothwendigkeit, den Feind zu vernichten, Menschen zu tödten, — Menschen, welche diesmal unsere deutschen Brüder waren.

Unsere Truppen jenseits der Unstrut wurden zurückgedrängt, mußten, um nicht abgeschnitten zu werden, Langensalza räumen und zogen sich auf das Centrum zurück. Der Angreifer folgte lebhaft und besetzte den Jüdenhügel mit Artillerie.

Die Chaussee, welche nach Merxleben hinein führt, bildet unmittelbar vor diesem Dorfe ein langes enges Defilé; hier fließt die Unstrut in zwei Wasserläufen und vor den beiden Brücken ist die Straße auf der einen Seite durch einen hohen Damm, auf der anderen durch den tiefen Salzabach begrenzt.

Aus Merxleben gingen einige Bataillone zur Aufnahme der von Langensalza kommenden Vortruppen über die Brücken, unsere Geschützzahl auf dem Kirchberge wurde vermehrt; aber auch auf der anderen Seite wurde das Artilleriefeuer stärker und als unsere Truppen das rechte Flußufer vollständig geräumt hatten, rückten die feindlichen Bataillone zum Angriff der Unstrutlinie heran. Jedoch nur gegen das

Centrum. Unsere schwachen Flanken waren nicht gefährdet, unsere Gefechtsfront verkürzte sich um die Hälfte, die beiden Flügelbrigaden wurden näher an Merxleben herangezogen.

Es war Mittag, als sich auf dem so eingeengten Raume ein stehendes Feuergefecht zu großer Heftigkeit entwickelte. Man konnte jetzt die Stärke des Feindes ungefähr erkennen. Unsere Artillerie, die nach und nach auch auf anderen Punkten eingriff, brachte mehr Geschütze als der Gegner in's Feuer, mußte aber mit der unersetzbaren Munition sparsam verfahren. Von unserer Cavallerie war ein nicht unerheblicher Theil zu den Beobachtungen weiterhin nach beiden Seiten, zu den unerläßlichen Fouragirungen in entfernte Ortschaften, zur persönlichen Schutzwache des Königs abcommandirt. Die am Gefecht theilnehmende Cavallerie war zwar der feindlichen bedeutend überlegen, konnte aber zunächst nicht zur Wirkung gebracht werden. Unsere Infanterie war an Zahl der Bataillone stärker als die feindliche, ihre Waffe jedoch, wir fühlten es schmerzlich, dem Zündnadelgewehr durchaus nicht gewachsen. Wir erstaunten über die Entfernungen, aus welchen die preußische Infanterie uns Verluste zufügte, wie bald darauf über die Masse von Blei, mit der ihr Schnellfeuer uns überschüttete.

Denn nicht lange blieb sie entfernt. Energisch vorgeführt, besetzte sie die Oertlichkeiten, Gehölze, feste Fabrik- und Mühlenanlagen, die sich ihr am rechten Flußufer schützend darboten. Unsere Infanterie hatte außer dem schmalen Dorfrande Merxleben's solche Deckungen nicht. Sie mußte, um ihre Schußentfernung zu verkürzen, über das offene Feld bis an die Unstrut hinan. Auch dadurch war sie wie unsere Artillerie im Nachtheil, daß sie das blendende Sonnenlicht vor sich hatte. Unsere Verluste wurden groß.

Ich hatte den in Reserve stehenden Brigaden einen Befehl überbracht und ritt durch das Dorf zurück. Je weiter nach vorn, um so ärger sah es darin aus, die Häuser zerschossen, einige in Brand, Dächer stürzten ein, abgeschossene Steine prasselten nieder. Dazwischen wurden Verwundete getragen, Aerzte suchten nach Räumen, sie niederzulegen. Nahe der Brücke am Hange des Kirchberges standen einige Geschütze. In dem Augenblick, als ich bei ihnen ankam, fiel ein Officier todt nieder. Im Vorbeireiten erkannte ich in ihm den Lieutenant, der mir vor drei Nächten begegnete, als er die Armee erreicht hatte. Sein Jünglingsgesicht lächelte.

Auf dem schutzlosen Kirchberge hielten die preußischen Geschosse

reiche Ernte. Menschen und Pferde stürzten, von Granaten zerrissen, von Gewehrkugeln getroffen. Geschütze wurden unbrauchbar. Und aus diesem, vom Pulverdampf nicht dicht genug verschleierten Gewühl erschallt jetzt ein Hurrah unserer Kanoniere. Drüben über dem Jüdenhügel steigt eine große Rauchwolke in der stillen Luft empor; unsere Geschütze müssen ein preußisches Munitionsfuhrwerk in die Luft gesprengt haben. Und um so sorgfältiger, unbekümmert um Alles, was nicht zu ihrem Dienst gehört, laden und richten die Artilleristen, nur noch von wenigen Officieren geleitet, ihre Geschütze. Nach den in ihrer Mitte Gefallenen blickt Keiner; die Verwundeten wegzutragen, dazu verstehen sie sich nur auf besonderen Befehl.

Es war wichtig, unsere Batterien vor allzuschweren Verlusten zu wahren. Sie mußten die gegenüber und sehr gedeckt stehende Artillerie bekämpfen, damit diese nicht Muße fand, ihre Schüsse auf den einzigen Ausgang, das Brückendefilé, zu richten, durch welches schon jetzt unsere Cavallerie gern vorgebrochen wäre, hätte dieses nicht wegen der nahen, versteckten, von ihr unerreichbaren feindlichen Infanterie verboten werden müssen. Ich wurde beauftragt, den Befehl an die Reserve zu bringen, noch ein Bataillon über den Kirchberg an die Unstrut zu schicken, um an dieser Stelle unsere Infanterie zu verstärken. Ein Bataillon meines alten Regiments wurde hierzu bestimmt. Am rückwärtigen Fuße der Höhe entwickelte es sich zur Gefechtsordnung, dann ging es vorwärts. Oben angekommen wurde es vom heftigsten Feuer empfangen. Im Laufschritt eilte es dem Flusse zu. Heinrich Lang hob, als er bei mir vorbeikam, den Arm wie zum Gruß und stürzte todt nieder. Weiterhin fiel Kastor, von einer zerspringenden Granate tödtlich getroffen; neben ihm Lücke mit zerschmettertem Bein. Alfred lief herbei, kniete bei Kastor nieder, legte sein Ohr an den Mund des Sterbenden, vielleicht seinen letzten Willen zu hören. Ein Arzt kam, doch vergeblich; noch ein Zucken, und der eine der bis jetzt unzertrennlichen Freunde war dahin. Alfred erhob sich und lief dem Bataillon nach. Einige Zeit später sah ich ihn wieder. Er führte den verwundeten Zettel den blutigen Weg zurück. Ich konnte ihm nicht helfen, ich mußte davon.

Des Feindes Stärke in dem unbeweglich stehenden Gefecht kostete uns von Augenblick zu Augenblick neues Blut; aber der Zeitpunkt war gekommen, wo mit Sicherheit zu erkennen war, daß wir außer-

halb der jetzigen Gefechtsfront ernsthafte Angriffe nicht zu besorgen hatten. Wir konnten zur offensiven Entscheidung schreiten.

Es war ein Uhr, als auf unserem rechten Flügel, westlich von Merxleben, die Bataillone zum Angriff sich formirten und vorgingen. Wohl geordnet marschirten die Treffen, ohne das feindliche Feuer zu beachten, bis an die Unstrut. Hier warf sich Linie nach Linie das Ufer hinab, den Fluß zu durchwaten; dem Dorfe Merxleben zunächst und mir deshalb sichtbar das Garde-Regiment. Als das andere Ufer erreicht und erstiegen war, drangen unsere Schützen, mein Vetter Günther einer der ersten, die feindlichen Tirailleurs vor sich hertreibend, über die Wiesen und erreichten den mit Bäumen und Büschen bewachsenen Rand des tief eingeschnittenen Salzabaches.

Die Infanterie, welche den Dorfrand besetzt hielt, brach jetzt über die Brücken vor, und die am Fuße des Kirchberges Fechtenden überschritten den Fluß. Nur weiter abwärts, auf unserem äußersten linken Flügel, gelang das Letztere nicht. Dort, wo die Unstrut tiefer, ihr Ufer höher ist, machten mehrere Bataillone mit zum Theil sehr schweren Verlusten wiederholte, aber vergebliche Versuche, die feindliche Seite zu behaupten. Schwimmend oder bis an die Schultern im Wasser vermochten die Leute nicht, die Gewehre und Patronen trocken zu erhalten. Wenn sie drüben waren, wurden sie von dem preußischen Schnellfeuer zurückgeworfen. Das Wasser röthete sich von dem Blute.

Auch vor dem Centrum und rechten Flügel stockte der Angriff. Die schützenden Terraingegenstände befähigten den Gegner zu dem hartnäckigsten Widerstande, den er, an manchen Punkten in großer Minderzahl, auf das Heldenmüthigste leistete.

Was würden solche Truppen, die preußischen und die unsrigen, ausrichten, wenn sie Arm an Arm kämpften! Der Fluch der deutschen Stämme führte sie gegen einander und wie die alten Germanen zerfleischten sie sich in Kampfeslust.

Ueber die Merxlebener Brücken stürzen sich von unserer Cavallerie die nächsten Schwadronen, ihrem Drange zu früh nachgebend, in das todtbringende Vorland. Sie kommen, von Dämmen und Sumpf gehemmt, nicht weiter. In ihren Reihen gelichtet, müssen sie ausharren; denn zurück können sie nicht, die enge Straße ist von den hastig Nacheilenden gesperrt.

Unsere Artillerie hilft mit ihren Schüssen, wo sie kann; aber dicht vor dem Feinde muß die Infanterie den Ausschlag geben. So hat

diese harte Arbeit, bis sie des Feindes in dem Bette der Salza, in den Hohlwegen und Steingruben, vor Allem in den festen Gebäuden und hinter den Mauern der Gärten Herr wird. Viel Blut wird hier vergossen, die Officiere fallen in großer Zahl. Günther führt eine Compagnie, im dichtesten Kugelregen bleibt er gesund.

Zahlreiche Gefangene sind in unserer Gewalt und, wehrlos, wieder unsere Brüder. Sie, die eben unsere Kameraden niederstreckten, erfahren keinen Haß mehr. Mitleidig reicht der Niedersachse dem Thüringer und Rheinländer, dem Schlesier und Brandenburger die Hand.

Der Feind ist auf seine letzten Stützpunkte: die Stadt Langensalza, den Jüdenhügel und das vor diesem liegende Gehölz zurückgeworfen. Nun reiten drei Dragoner-Schwadronen, bei ihnen Jobst, am linken Unstrutufer in scharfer Gangart nach Nägelstädt. Dort lassen sie die Pferde einen Augenblick verschnaufen und tränken sie aus dem Flusse. Dann reiten sie — es ist drei Uhr — über die Brücke und jenseits dem Lärm der Schlacht entgegen. Endlich sehen sie ein paar feindliche Bataillone und noch näher, von einer anderen Infanterieabtheilung beschützt, feuernde Artillerie. Auf diese stürzt sich, der Kartätschen und Gewehrkugeln nicht achtend, die vorderste Schwadron und nimmt die Kanonen, diese Trophäen mit dem Leben ihres Schwadronchefs und noch manches Braven bezahlend. Jetzt bricht eine preußische Escadron, welche bis dahin gedeckt gestanden hat, hervor; aber auch unsere folgende Schwadron ist angekommen. Bei deren Anritt wird das Pferd, welches Jobst reitet, von einer Flintenkugel getroffen. Es trägt seinen Herrn weiter bis in das Reitergetümmel, hier bricht es zusammen. In einem freien Augenblick macht der Gestürzte sich los, da ist er wieder von Feinden umringt; stehend erwehrt er sich ihrer mit wuchtigen Hieben, bis der Sieg unserer Dragoner ihn befreit.

Die feindlichen Bataillone hatten sich zurückgezogen; es war dies die Zeit, als die Preußen auf der ganzen Linie den Rückzug antraten. Die Dragoner auf diesem äußersten Theile des Schlachtfeldes, zu schwach um allein mehr zu vollbringen, mußten sich für jetzt mit zwei dem Feinde abgenommenen Geschützen und einer Anzahl von Gefangenen begnügen.

Inzwischen hatte unsere Infanterie mehr Terrain gewonnen. Der rechte Flügel war in die Stadt Langensalza eingedrungen und hielt sie ganz in Besitz, der Feind räumte den Jüdenhügel und zuletzt auch

das Gehölz vor letzterem, wobei eine große Zahl von Gefangenen in die Hände unserer stürmenden Infanterie und der aus dem Brücken-defilé vorjagenden Husaren fiel. Endlich, nach der tapfersten Gegenwehr, hatte der Feind die schützenden Deckungen verloren. Sein Rückzug führte über die offene Fläche, unsere schon lange ungeduldig wartende Cavallerie übernahm die Verfolgung. Auch diese war nicht leicht; die taktische Ausbildung, die musterhafte Disciplin des Feindes setzte ihr ausdauernden Widerstand entgegen.

Es war vier Uhr, als ich die Reserve-Cavallerie am Jüdenhügel vorbeireiten sah, erst die Garde-du-Corps, dann die Garde-Cürassiere. Ich winkte Wichard zu, aber er bemerkte es nicht. Hinter dem Garde-Cürassier-Regiment ritt auf einem Husarenpferde, welches seinen Reiter verloren haben mochte, Alfred, in seiner Fußgängertracht eigenthümlich aussehend. Er wollte mich nicht sehen und war gleich im Staube verschwunden. Ich wäre auch gern mit geritten. Jetzt, da die Schlacht zu Ende ging, ließ die Spannung nach. Man dachte wieder an die Lieben und meine Gedanken wollten, seit ich eben Wichard gesehen hatte, nicht froh werden.

Doch es gab noch viel zu thun. Unsere Infanterie und Artillerie waren ohnmächtiger, als sie sich fühlten. Noch hielt der Reiz des Kampfes sie aufrecht, noch drängten einzelne Bataillone und Batterien der dahin jagenden Cavallerie nach, noch hob sie die Siegeslust über jedes andere Gefühl hinweg; aber der Rückschlag konnte nicht lange mehr ausbleiben. Keiner von allen diesen sonnendurchglühten Tagen war so heiß wie der heutige, die Truppen hatten bei ungenügender Verpflegung seit mehreren Tagen und Nächten keine Ruhe gehabt. Vor allen Dingen brauchten die Bataillone und Batterien, welche sich verschossen hatten, Munition, falls solche überhaupt noch vorhanden war.

So mußte denn der nahe liegende Gedanke, dem geschlagenen Feinde mit der ganzen Armee nachzumarschiren, aufgegeben werden. Wenn die Bataillone und Batterien sich zum Gefechte hergestellt hatten, wurde es Nacht, und wenn wir, jedenfalls unter Zurücklassung zahlreicher Ermatteter, die zwei und eine halbe Meile nach Gotha zurückgelegt hätten, würden wir mit unzulänglicher Munition, mit geringer physischer Kraft einen neuen Feind gefunden haben: die auf der wiederhergestellten Eisenbahn schnell dahin geführten frischen Truppen. Weitere Märsche in den Thüringer Wald hinein, einen nicht ermüdeten

Feind auf den Fersen, konnten keinenfalls gelingen. Waren die Bayern, wie einige unverbürgte Nachrichten behaupteten, uns nahe, — thatsächlich waren sie es nicht — so thaten wir besser, unsere Kräfte zu sammeln, um demnächst wirksamer eingreifen zu können.

Es wurde deshalb beschlossen, die Verfolgung der Cavallerie zu überlassen. Uebrigens sollte die Armee sich ordnen und auf dem Schlachtfelde lagern.

Während dieser Anordnungen ritt der König mit dem Kronprinzen und dem Kriegsminister auf der Straße von Merxleben nach Langensalza. In dieser Stunde war die Blindheit ein Glück für den König, denn sie verbarg ihm das Elend, das zu seinen Füßen lag. Der Kronprinz war weiß im Gesicht vor Schrecken und Grausen, sein junges Gemüth schien tief ergriffen zu sein. Des Kriegsministers gelbes Gesicht war unbeweglich wie sonst. Hier habe ich sie zum letzten Male gesehen.

24.

Mit wehenden Fahnen, mit klingendem Spiel marschirten die Bataillone nach ihren Lagerplätzen. Der hannoversche Soldat fühlte die Genugthuung des ruhmwürdigen Tages. Der Mann in Reih und Glied war des Glaubens, daß unsere Sache nun gewonnen sei, daß der Preuße — wie er sich ausdrückte — jetzt den Frieden unseres Königs annehmen werde. Diejenigen, welchen die letzten Tage den endlichen Untergang der Armee vor Augen geführt und die sich gefürchtet hatten, schimpflich heimkehren zu müssen, weil sie nicht geschlagen hatten, waren nicht nur befriedigt, sondern, da die Schlacht eine entschieden siegreiche gewesen, auch stolz.

Gefangene auf Gefangene — wir brachten deren über 900 unverwundete ein — wurden vor den Augen unserer Soldaten nach Langensalza geführt. Die beiden eroberten Geschütze zogen an ihnen vorüber. Preußische Gewehre und andere Ausrüstung lagen in Menge auf dem Schlachtfelde. Das waren erhebende Bilder; dagegen verschwand der Schmerz, welchen der Anblick der Verwundeten, Hannoveraner und Preußen durch einander, hervorrief, und selbst die Gedanken an die Trauer, welche dem Tode so vieler Tapferer im Vaterlande folgen würde, mußten für jetzt zurücktreten.

Lange Reihen von Wagen brachten die Verwundeten nach Langensalza oder Merxleben und dem entfernteren Kirchheilingen.

Südlich von Langensalza, im Felde vor dem Gothaer Thor waren wir vom Pferde gestiegen. Die Kameraden legten sich nieder, einige schliefen sogleich. Mich hielt die Besorgniß um die Freunde wach, ich wäre ihnen gern nachgeritten; wir hatten aber noch Befehle zu erwarten, und deshalb konnte ich nicht fort. Die letzten Schüsse waren längst verhallt. Ich setzte mich an die Landstraße. Noch hatten die Krankenwagen keine Cürassiere gebracht.

Da sah ich Jobst daher reiten und neben ihm einen Unterofficier seines Regiments. Jobst führte sein Pferd mit der rechten Hand, den linken Arm trug er in einer Binde; also auch er war verwundet, aber leicht. Ich stand auf und ging ihm entgegen.

„Das war ein herrlicher Tag, Ernst!" sagte er, als ich bei ihm war. „Schade, daß er vorbei ist."

„Du bist verwundet."

„Leicht. Ich wollte beim Regiment bleiben, aber der Arzt litt es nicht. Der dritte Theil unserer Schwadron ist todt oder verwundet, die Officiere alle."

„Schrecklich! Wie bist Du verwundet?"

„In dem Quarré stach ein Kerl mit dem Bajonet nach mir. Ich riß das Pferd noch rechtzeitig zurück, sonst hätte ich den Stich in den Bauch gekriegt. Nun ist er bloß durch die Hand gegangen. Aber ich habe ihn bezahlt!" Er ließ den Zügel los, um mit dem rechten Arm die unverkennbare Bewegung, wie er seinen Gegner niedergehauen habe, auszuführen.

„Wohin willst Du jetzt?"

„Ich weiß nicht genau. In ein Lazareth."

Der Unterofficier zeigte mir einen Zettel. Auf diesem war die Straße und Hausnummer von Langensalza verzeichnet, wohin er Jobst begleiten sollte. Gleich nachdem wir am Nachmittage wieder in den Besitz der Stadt gekommen waren, hatte man mit der thätigsten Unterstützung der Bürger in öffentlichen Gebäuden und geeigneten Privathäusern Lazarethe eingerichtet. Der Unterofficier sprach: „Herr Lieutenannt sollte eigentlich fahren, aber die Wagen waren rar. Die Wunde ist nicht so leicht. Der Doctor meint, Herr Lieutenant würde wohl ein tüchtiges Wundfieber bekommen."

„Dann reite weiter, Jobst. Ich besuche Dich, sobald ich kann. Günther ist gesund. Ich will ihm Nachricht schicken."

Dabei sah ich ihn an; denn ich wußte nicht, wie das Verhältniß

der Brüder augenblicklich war. Es mußte ein gutes sein, denn Jobst antwortete: „Bitte, thu' das."

„Weißt Du etwas von Wichard?" fragte ich, als er weiter reiten wollte. Er hielt sein Pferd wieder an und erwiederte mit traurigem Tone: „Wir waren in demselben Quarré. Er ist nicht so leicht davon gekommen, wenigstens sehr schwer verwundet."

„Herr Gott!"

„Er liegt auf einem der ersten Wagen, Alfred ist bei ihm."

„Adieu, Jobst! Gute Besserung!" rief ich ihm zu und eilte zu meinem General. Ich bat ihn um Urlaub; sobald etwas Bedeutendes vorfiele, käme ich zurück. Er gewährte meine Bitte. Ich schrieb ein paar Worte auf, die ich an Günther schickte, gab meiner Ordonnanz die nöthigen Weisungen und ging bekümmerten Herzens dem Krankenzuge entgegen. Arme Clotilde, arme Clotilde!

Nach einer längeren Wegstrecke traf ich die Wagen. Neben dem zweiten ging Alfred, ganz mit Blut begossen. — Er hatte sich freiwillig in die größten Gefahren gestürzt. Blickte er so finster vor sich nieder, weil er nicht darin umgekommen war? Er hätte für den Freund, der sein glücklicher Nebenbuhler war, gern sein Leben hingegeben. Gewiß dachte er an Clotilde; das Leid, welches ihr bevorstand, zerriß sein Herz. Er sah nicht auf, wie im schweren Traume ging er des Weges. Erst als ich nahe bei ihm war, bemerkte er mich. Er blieb stehen und machte ein Zeichen des Schweigens. Der Wagen fuhr an mir vorbei, auf dem Stroh lag der Freund. Sein Kopf war verbunden, sein Gesicht bleich, die Augen geschlossen. Helm, Küraß und Pallasch lagen zu seinen Füßen.

„Wichard lebt!" sagte Alfred leise. Das sollte ein Trost sein; aber die Thränen, die über die Backen dieses eisernen Mannes fielen, zeigten, wie trostlos er selbst war.

„Hat er einen Schuß in den Kopf?"

„Nur einen Streifschuß, die Kopfwunde ist unbedeutend. Auch ein Stich unter dem rechten Arm ist nicht gefährlich. — Aber eine Kugel, die der Küraß nicht abhielt, steckt in seiner Brust."

Ich preßte Alfred's Hand. Wir gingen neben einander, ohne ein Wort sprechen zu können. Dann brach ich das Schweigen. „Er kommt wohl nach Langensalza?"

„Ja", und er nannte mir dasselbe Haus, wohin Jobst gewiesen war.

„Ich gehe mit. Ich gehe zu dem Grafen Platen. Dem König

wird man gestatten, Depeschen fortzuschicken. Es gelingt mir vielleicht, daß ein Telegramm an Wichard's Eltern mitgeht."

„Ich habe auch schon gedacht, so müßten wir es machen."

Wir gingen an den Wagen. Wichard lag ruhig, wir schritten stumm nebenher. Endlich hielt ich Alfred an, damit er spreche. Nahe bei dem Wagen wollte er es nicht; er fürchtete, die bekannten Stimmen möchten den Freund wecken oder aufregen.

„Hast Du gesehen, wie er verwundet wurde?"

„Ich sah, daß er stürzte."

„Erzähle doch!"

„Vor uns stand ein preußisches Bataillon im Quarré. Wichard's Schwadron warf sich drauf. Die Flanke, auf welche sie los ritt, gab zwei Salven ab, wovon schon Viele stürzten. Dann brach die Schwadron in das Quarré ein und hier stürzte Wichard."

„Warst Du mit in dem Quarré?"

„Ich konnte mein Pferd nicht halten, es lief mit. In diesem Augenblick kam von der anderen Seite eine Dragoner-Schwadron, auch sie bekam auf große Nähe starkes Feuer und muß ebenfalls sehr gelitten haben; aber auch sie kam hinein. Die Infanterie war, so viele gesund blieben, aus einander gesprengt; die Stelle, wo sie gestanden hatte, war bedeckt mit todten und verwundeten Menschen und Pferden. Das Blut floß. Ich ließ mein Pferd laufen, zog Wichard unter seinem röchelnden Pferde heraus, mit Hilfe eines Cürassiers trug ich ihn zur Seite. Hier schnallte ich den Küraß los und sah nun erst das aus der Brust rieselnde Blut. Der Regimentsarzt schüttelte den Kopf, legte rasch stillende Verbände an; mehr Zeit hatte er nicht, er ritt dem weiter wogenden Gefechte nach. Wichard lag besinnungslos da. Nun dauerte es lange, bis andere Aerzte und Krankenwagen kamen. Mir ist nie eine Zeit so lang geworden. Einer von diesen Aerzten vervollkommnete Wichard's Verband und sagte, er müsse gleich transportirt werden. Endlich konnten wir fort."

„Kam Wichard gar nicht zu sich?"

„Nach dem letzten Verbande. Der Arzt flößte ihm einige Tropfen ein, da erwachte er, sprach auch Etwas. Dann schloß er die Augen wieder. Als wir ihn auf den Wagen legten, klagte er. Seitdem ist er still, aber er athmet."

An den Bivouacs traten die Kameraden, welche Alfred und mich erblickten, theilnehmend heran. Ich war kurze Zeit bei ihnen stehen

geblieben und hatte sie gebeten nach Alfred's Wagen zu forschen und ihn nach Langensalza zu schicken; für Alfred mußte ich sorgen, denn er dachte nicht an sich. Dann eilte ich, um wieder zu ihm zu kommen, an mehreren Wagen vorbei. Auf dem einen erkannte ich den Cadet, mit welchem ich von Hannover weggefahren und der in Göttingen zum Officier befördert war. Ein Soldat auf dem Wagen bewachte ihn, weil er bewußtlos tobte.

In Langensalza wurden wir mehrere Male aufgehalten, Fuhrwerke und Menschen hemmten den Verkehr. Auf den Dächern lag der abendliche Sonnenschein, als wir vor dem Gebäude anlangten, in dem Wichard gebettet werden sollte. Auch der junge Lieutenant, von dem ich eben sprach, wurde hierher gebracht. Es war ein Schulhaus, in einem großen Hofe günstig gelegen.

Als Wichard die Treppe hinauf getragen wurde, hörte ich die ersten Laute aus seinem Munde, Schmerzenslaute, die er ohne Besinnung ausstieß. In einem nicht gar kleinen Zimmer auf ein gutes Bett wurde er niedergelegt. Eine ältere Dame, wohl eine mildthätige Bewohnerin der Stadt, war geschäftig, mit den rasch gesammelten Hilfsmitteln den Arzt zu unterstützen.

Nun eilte ich nach dem Schützenhause, wo der König wieder wohnte, um den Grafen Platen zu suchen. In den Straßen marschirten Truppen, denen hier Quartier angewiesen war. Knaben und Bürgermädchen reichten den Durstenden Wasser. Um die Gefangenen hatten sich andere Einwohner versammelt, Speise und Trank unter sie vertheilend. Noch hielten Wagen mit Verwundeten an mehreren Orten; die Aerzte suchten, von angesehenen Bürgern geführt, nach weiterem Unterkommen.

Vor dem Schützenhause waren die beiden eroberten Kanonen aufgestellt.

Auf meine Frage wies man mich in den Garten. Darin ging des Königs Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf und ab. Seine aristokratische Gestalt war ungebeugt, unter seinen dunkelen Haaren erschien sein blasses Gesicht noch weißer. In seiner Begleitung war ein Herr mit röthlichen Haaren, mir unbekannt, seiner Haltung nach ein Untergebener des Ministers. Letzterem trug ich sofort meine Bitte vor. Er hörte mich, mit dem Kopfe nickend, höflich an und versprach mir, ein Telegramm zu vermitteln. „Wollen Sie es besorgen“, wandte er sich an seinen Begleiter, der mich, nachdem ich

mich empfohlen hatte, in eine Stube führte, worin zwei Schreiber beschäftigt waren. Ich schrieb die an Wichard's Vater addressirten Worte auf: „Wichard verwundet in Langensalza, Alfred hier, er und ich gesund. Ernst." Ich dankte dem fremden Herrn und lief nach dem Schulhause zurück.

Darin waltete jetzt die leise, eilige Rührigkeit, welche einem Kriegslazareth nach der Schlacht eigen ist. Die Chirurgen waren an der Arbeit. Wichard aber lag anscheinend im festen Schlaf. Alfred gab mir mehr durch Zeichen als durch Worte zu verstehen, daß unser Freund, als man ihn entkleidete und der Chefarzt nach dem Verbande sah, einen Augenblick zum Bewußtsein gekommen war. Er hatte Alfred erkannt, das Wort Clotilde gehaucht und nach der Mittheilung, daß ich des Telegramms wegen fortgegangen sei, gelächelt. Der Chefarzt hatte den Verband für vorläufig genügend erklärt und es für besser gehalten, dem Kranken für die Nacht Ruhe zu lassen.

Alfred und ich kamen hierauf in den quälenden Zustand, aus Müdigkeit nicht eigentlich wachen, aus Besorgniß nicht wirklich schlafen zu können, aus dem wir erst erlöst wurden, als die Dame von vorhin mit einem Krankenwärter eintrat und uns im Auftrage des Chefarztes dringend bat, einige Stunden zu schlafen. Sie sagte, der Boden des Hauses sei leer, dorthin habe sie für uns ein paar Bunde Stroh, auch etwas Speise und Trank bringen lassen. Zugleich kündigte sie Alfred an, daß im Hofe sein Wagen sei. Halb träumend gingen wir hinaus, ich folgte dem Freunde die Treppe hinunter und wurde erst in der frischen Luft ganz wach. Jetzt fiel mir ein, daß ich mich noch nicht um Jobst bekümmert hatte.

Ich fand ihn mit anderen leicht verwundeten Officieren im Zimmer eines Nebengebäudes. Günther war gekommen. Alle schliefen, nur meine beiden Vettern noch nicht. Ich kam dazu, als sie nahe daran waren sich zu streiten. Sie sprachen von den Preußen, deren Tapferkeit und Disciplin beide anerkannten. Dennoch schalt Jobst auf sie mit verschiedenen Kraftworten, wogegen Günther mit Recht behauptete, die Politik gehe die Soldaten nichts an, und er vertheidigte die Preußen mit den Worten: „Wenigstens Alle, die dem Garderegiment zu schaffen machten, betrugen sich ganz vortrefflich." Ich bat das Gespräch der schlafenden Kameraden wegen abzubrechen und selbst zu schlafen und wollte weggehen, als die Thür sich öffnete. Ein Bürger Langensalza's trat ein, in jeder Hand eine leuchtende Laterne; ihm folgte derselbe

Herr, den ich vor ein paar Stunden bei dem Grafen Platen getroffen hatte. Er trug eine weiße Fahne in der Hand und theilte uns mit, daß er auf Allerhöchsten Befehl komme, den verwundeten Officieren den Gruß Seiner Majestät zu bringen.

„Na, Herr", sagte Jobst, „das ist sehr gnädig. Aber seien Sie doch so gut und wecken die Schlafenden nicht."

„Ist mein Telegramm fort?" fragte ich dringend. Er erkannte mich und antwortete bejahend. Nun ging ich schnell hinaus, um die sonderbare Procession im Hauptgebäude anzukündigen, wo ihr denn auch der Eintritt in die Krankenstuben von dem Chefarzt verweigert wurde.

Dann stieg ich die Treppen hinauf auf den Boden. Alfred war noch nicht hier. Ich erquickte mich an den Gaben der mildthätigen Dame, legte mich auf das Stroh und war bald fest eingeschlafen.

Als ich erwachte, stand eine Ordonnanz vor mir mit zwei Schalen Kaffee und zwei Stücken Brot. Die Dame schickte dies und ließ uns sagen, Wichard sei aufgewacht.

Alfred lag neben mir, noch im tiefen Schlaf. Ich rüttelte ihn auf. Er hatte seine Hamburger Bürgerkleider aus dem neben ihm stehenden Koffer angelegt und erklärte seine Verwandlung: „Ich habe das blutige Zeug weggeworfen, ich brauche es nicht mehr."

Wir traten leise in Wichard's Zimmer, die Vorhänge waren vor das Fenster gezogen. Trotz des Halbdunkels erkannte er uns, streckte uns die linke Hand entgegen und lächelte, sprach aber kein Wort.

Die Dame führte uns gleich wieder hinaus. Ich war sehr froh, weil Wichard mir nicht mehr so krank erschien. „Lange sollten Sie nicht bleiben nach des Arztes Bestimmung," sagte die Dame. „Nun gehen Sie nach meinem Hause, dort finden Sie Bekannte."

Sie bezeichnete uns ihre Wohnung und ging wieder in Wichard's Zimmer.

„Ob Clotilde schon da ist?" sagte Alfred mit erregter Stimme.

„Das ist ja unmöglich," antwortete ich. „Nicht einmal von Hannover könnte sie hier sein, selbst wenn die Preußen Reisende zu uns lassen."

„Sie können in Gotha oder Eisenach gewartet haben."

„Wie kommst Du zu der unwahrscheinlichen Annahme? Die Unsrigen, die keine zuverlässigen Nachrichten über uns hatten, werden diese zu Hause abgewartet haben, so schwer es ihnen geworden sein mag."

Jetzt blieb Alfred wie erschrocken stehen. „Ich habe Zettel's Schwiegervater keine Nachricht geschickt!" rief er aus.

„Hattest Du das versprochen?"

„Nein, aber Du hättest es gestern Abend mit besorgen können."

„Dem Minister hätten wir kaum mehr zumuthen dürfen, die Sache wird wohl allgemein geregelt werden. Ist Zettel schwer verwundet?"

„Den Arm wird es ihm wohl kosten. Ich sah, daß ihm der Degen entfiel und daß er taumelte. Er hat viel Blut verloren. Der Arzt legte ihm ein Tourniquet an und hat ihn dann nach Kirchheilingen fahren lassen."

„Ich will mich nachher erkundigen, ob wir heute Telegramme oder Briefe fortschicken können."

„Ich glaube es. In dieser Nacht, als ich für mein Gefährt eine Unterkunft suchte, begegnete mir einer unserer Officiere, der als Parlamentär bei den Preußen gewesen war. Er sagte, Telegramme und offene Briefe nur persönlichen Inhalts würden durchgelassen."

Wir traten in das bezeichnete Haus und fragten nach den Fremden, die hier sein sollten. Ein Dienstmädchen führte uns in eine Stube, wo, den Kopf in die Hand gestützt, Frau von Leinau in einem grauen Reisekleide saß. Sie kam uns entgegen und begrüßte uns traurig. „Welches Wiedersehen! Gottlob, daß Sie gesund sind! Wie geht es Wichard?"

Wir erzählten von ihm.

„Ich will ihn pflegen, bis seine Angehörigen hier sind. Die gute Dame ließ mich nicht gleich zu ihm, hat uns aber dies Quartier gegeben."

„Sie sind also nicht allein gekommen."

„Mein Mann ist auch hier. Er ist fortgegangen, um sich nach den Verwundeten seines alten Regiments zu erkundigen."

„Wie schön, daß Sie solche Theilnahme zeigen! Sie erweisen Ihren Freunden eine Wohlthat damit."

„Als wir den Ausbruch des Krieges erfuhren, reisten wir gleich nach dem Norden ab. Seit zwei Tagen waren wir in Gotha. Erst in dieser Nacht erhielten wir die Erlaubniß weiter zu fahren. Es waren schreckliche Tage! Ich höre die Kanonenschüsse von gestern noch jetzt."

„Wie haben Sie uns so schnell gefunden?"

„Ihre Cavalleristen hielten uns bei den Vorposten an. Man geleitete uns zu einem Officier, der meinen Mann nicht kannte, sich aber bald überzeugte, daß er es mit einem ehemaligen hannoverschen Officier zu thun hatte. Er schickte uns zu Wichard's Regiment und da erfuhren wir das Traurige. O Gott, wie gräßlich ist das!“

Sie bedeckte ihre schönen, weinenden Augen mit den Händen. Dann sah sie uns wieder freundlich an. „Ich bin von dem ersten Schrecken noch erschüttert. Bei unserem kranken Freunde will ich ganz heiter sein.“

Da ich Wichard nun in der besten Pflege wußte, so kehrte ich zu meinem Dienst zurück. Wir waren in Langensalza einquartiert worden.

Die Gefallenen wurden beerdigt. Der König hat der Bestattung beigewohnt. Die Verlustlisten wurden zusammengestellt. Sie ergaben, daß wir über hundert Officiere und dreizehnhundert Unterofficiere und Soldaten an Todten und Verwundeten verloren hatten.

Den Truppen wurde eine Ansprache des Königs mitgetheilt, welche die Allerhöchste Anerkennung ausdrückte.

Am Morgen hatten die Generale und Obersten der Armee unsere Lage erwogen und danach eine Eingabe an den König gerichtet, in der sie auf Eid und Ehre erklärten, daß bei dem geringen Munitionsbestande, der Erschöpfung der Truppen und der Unmöglichkeit, sie länger zu ernähren, so wie bei der Uebermacht des Feindes neues Blutvergießen unnütz und eine Capitulation anzurathen sei.

Der Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen machte sich immer schmerzlicher fühlbar. Außer unseren Verwundeten nahmen mehrere Hundert preußische Verwundete Hilfe und Pflege in Anspruch. Die aus dem Stegreif dürftig geschaffenen Lazarethe waren überfüllt, es fehlte darin an dem Nothwendigsten. Die große Hitze steigerte die Gefahr.

Die gesunden Gefangenen, deren Zahl sich durch diejenigen, welche von den Einwohnern verborgen gehalten waren, noch vermehrt hatte, wurden nach Gotha geführt und den Preußen ausgeliefert.

Der Feind, welcher uns gestern angegriffen hatte, war bei Gotha bereits am Morgen darauf durch sieben Bataillone und zwei Batterien verstärkt. Von Eisenach und weiter westlich rückten am Nachmittag des 28. die Generale von Goeben und von Beyer gegen Langensalza vor. Von Norden marschirte der General von Manteuffel heran, seine

Vortruppen erschienen eine Meile von Langensalza. Wir waren von mehr als vierzigtausend Mann umringt.

Der König befahl dem General von Arentsschildt, mit dem Feinde eine militärische Capitulation abzuschließen.

Die Bedingungen der letzteren, welche ein vom General von Falckenstein in unser Hauptquartier entsandter Major stellte, erhielten durch den von dem König von Preußen mit dem Abschluß der Capitulation beauftragten General von Manteuffel, der persönlich nach Langensalza kam, mehrere Zusätze und Erläuterungen, welche den überlegenen Staat, wie die hannoversche Armee ehrten.

An dem Morgen des 29. Juni entlud sich ein gewaltiges Gewitter über Langensalza, den Menschen als eine Erlösung von der glühenden Luft der vorigen Tage willkommen. Statt Tageslicht wurde Finsterniß, die Blitze schossen, die Donner schallten und dröhnten, der Regen rauschte auf die Dächer nieder und ergoß sich über die Bivouacs.

Unter diesem himmlischen Accompagnement wurde die Capitulation bekannt. Als unsere Soldaten erfuhren, daß die ruhmreiche Armee, der sie mit Stolz angehört hatten, aufgelöst werde, daß sie ihre Fahnen, Waffen und Pferde dem Feinde, den sie vor zwei Tagen besiegt hatten, überliefern sollten, geriethen sie in eine unbeschreibliche Aufregung, welche die Bande der bisher tadellosen Disciplin zu sprengen drohte. Ein Theil von ihnen, vielleicht die, welche physisch am Meisten ermattet waren, überließen sich einer stumpfen Gleichgültigkeit, unwillig noch einen Dienst zu thun, den Befehlen ferner zu gehorchen. Sie hingen ihr Lederzeug an die Gewehrpyramiden, stießen ihre österreichischen Käppis auf die Bajonette und warfen sich nieder oder zerstreuten sich. Andere, die Energischeren, waren geneigt, ihre Wuth an irgend einem, und wäre es der unschuldigste, Gegenstand auszulassen. Einige hielten laute Reden, denen Niemand zuhörte. Bärtige Männer liefen, wie von Angst getrieben, hin und her, als suchten sie den Trost, welchen sie sich selbst nicht zu geben vermochten. Viele erwiesen den Oberen die Ehrenbezeigungen nicht mehr, in der Meinung, daß eine aufgelöste Armee auch keine Vorgesetzten mehr habe. Und selbst die Besten vergaßen in ihrer Verzweiflung die gewohnten Formen. Mehrere, denen ich persönlich unbekannt war, ergriffen, die Thränen auf den Backen, meine Hand und preßten sie krampfhaft. Einer stellte sich vor mich, hob drohend

die Arme gen Himmel und schrie gegen den Donner an: „Der Herr der Heerscharen zürnt. Seine Blitze werden den Preußen erschlagen!“

„Beruhige Dich, Freund,“ sagte ich. „Nach langer Dürre ist Regen Segen.“

Er ließ die Arme sinken, neigte den Kopf auf die Brust und ging still davon.

Und fügsam waren sie Alle. Eine freundliche Zusprache, eine ruhige Ermahnung stärkte sie, ein strenges Wort schreckte sie auf und brachte sie zu sich. So wurde binnen Kurzem die Disciplin hergestellt. Die Officiere allein hätten dies nicht vermocht; denn ihrer waren zu wenig, um überall rechtzeitig einzugreifen. Zum größeren Theil verdanken wir diese Thatsache, die nicht minder Ruhm verdient als der Sieg in der Schlacht, unseren ausgezeichneten Unterofficieren. Sie behielten die Leute im Auge, sammelten die sich zerstreut hatten und verstanden es, durch ernste Warnung, vernünftiges Zureden, durch den Hinweis auf die hannoversche Soldatenehre, die bis zum letzten Augenblicke glänzend erhalten werden müsse, die Verzweifelten zur Besinnung, zur Ordnung zurück zu führen. Wahrlich, es war ein vortrefflicher Geist in dieser unglücklichen Armee!

Da mir ein Auftrag nach einem entfernten Cantonnement ertheilt wurde, bestellte ich mein Pferd nach dem Lazareth, wo ich mich nach Wichard's Befinden erkundigen wollte. Ich fand ihn wie gestern, er war schwer krank, die Aerzte hatten die Kugel in der Brust vergeblich gesucht. Leider hatte der Küraß, ohne hinreichenden Widerstand gegen das aus nächstem Abstande treffende Zündnadelgeschoß, dessen Kraft so geschwächt, daß es in dem Körper stecken geblieben war. Felicia und Alfred wichen nicht von seinem Lager. Seine Augen fragten mich wieder nach Clotilde. Ich tröstete ihn leise, daß sie kommen werde. Grausam quälte mich in der allgemeinen schweren Trauer die Sorge um sie und den geliebten Freund.

Doch mochte ich nicht davon gehen, ohne auch den Vetter besucht zu haben. Den Leichtverwundeten war die Capitulation nicht verschwiegen worden. Während ich seine Stubengenossen in großer Aufregung fand, bewahrte der heftige Jobst eine Ruhe, die mir auffiel. Er sagte weiter Nichts, als daß der Arzt, der ihn als fieberkrank behandele, sich irre; er habe kein Fieber und könne das Bett verlassen.

Als ich nun mein Pferd auf dem Hofe besteigen wollte, wurde ein Sarg aus dem Hause getragen. Ich fragte den Arzt, wer darin

liege, und er nannte mir den jungen Lieutenant, der am Abend des 27. mit Wichard zugleich hierher gebracht wurde, meinen Bekannten von der Eisenbahn. „Er war zu jung," erklärte der Arzt. „Die Anstrengungen hatten seine Kräfte verbraucht. Er erwartete seine Eltern, sie kommen zu spät." O wie viel Glück hat diese Zeit zerstört! Arme Eltern! Noch hofft Ihr, und bald ist Euch das Traurige gewiß. Alles ist zusammengebrochen und unter Trümmern beweint Ihr Eueren eigensten, schwersten Verlust. —

Auf der Landstraße traf ich die Reserve-Cavallerie, die einst so glänzenden Regimenter, auf ihrem letzten Ritt. Sie waren nach Langensalza beordert, um im Bivouac vor der Stadt Pferde und Rüstung abzugeben. Sie waren sehr zusammen geschmolzen, Wichard's Schwadron nur noch ein Häuflein. Vergeblich suchte ich die Brüder Kort. Endlich fragte ich nach ihnen. „Beide todt." —

Als ich gegen Abend nach Langensalza zurück kam, begegneten mir die ersten unserer Infanterie-Regimenter, die bereits, was sie den Preußen überlassen mußten, abgegeben hatten und nun nach Cantonnements näher bei Gotha marschirten, von wo sie auf der Eisenbahn der Heimath zugeführt werden sollten. Ihnen fehlte Alles, was eine Truppe äußerlich schmückt. Dennoch marschirten die Leute, die Feldmütze auf dem Kopfe, einen Stock in der Hand, in den Reihen wohl geordnet, mit fester Haltung. Sie wollten stolz darein schauen, aber mancher beherrschte die Thränen nicht. Und was sie stolz machte, was der Capitulation das Bitterste nahm, es war ein trauriger Trost: der blutige Sieg in einer vergeblichen Schlacht.

Als ich nun wieder nach dem Lazareth kam, liefen vor dem Gebäude, unruhig fragend und suchend mehrere Krankenwärter hin und her. Jobst war verschwunden. Nach dem letzten Tagesbesuche des Arztes, als der Wärter das Erforderliche für die Nacht geordnet und die Leichtkranken sorglos für kurze Zeit verlassen hatte, war Jobst aufgestanden und davon gegangen. Seine Kameraden hatten geschlafen. Seine Sachen hatte er mitgenommen. Der schuldige Krankenwärter behauptete, der Herr Lieutenant könne sich in der kurzen Zeit gar nicht gekleidet haben, sondern müsse mit den Kleidern in der Hand davon gegangen sein. Am Nachmittage war sein Diener bei ihm gewesen, die Beiden hatten leise zusammen gesprochen. Nun war nach dem Diener geschickt, der Bote aber noch nicht zurück.

Im Lazareth hatte man eine Ordonnanz beauftragt, mich, wenn

ich käme, zu dem Arzt zu führen, der mich nicht mit einer Mittheilung über Jobst, sondern mit einer anderen empfing, die mich viel näher berührte. „Die Eltern und Braut Ihres Freundes sind gekommen," redete er mich an. „Wir lassen sie heute nicht mehr zu dem Kranken. Morgen früh wollen wir ihn auf die Freude vorbereiten. Er ist nicht kränker, aber — wir dürfen es nicht verhehlen — auch nicht besser. Sie finden die Angekommenen im Thüringer Hof."

Ich wäre weg geeilt, ohne wieder an Jobst zu denken, hätte der Arzt jener Mittheilung nicht mehr hinzugefügt. Er fuhr aber fort: „Ihr Herr Vetter —"

„Ich habe schon gehört," unterbrach ich ihn. „Hatte er starkes Fieber? Phantasirte er?"

„Nein. Im Paroxismus ist er nicht fortgegangen. Aber seiner Heilung kann es schaden. Der Wärter muß für seine unverzeihliche Sorglosigkeit streng bestraft werden."

In diesem Augenblick trat der so Beschuldigte in das Zimmer und meldete, daß der Diener mit den Pferden des Herrn Lieutenants vor einer Stunde das Quartier in der Stadt verlassen habe.

„Wahrscheinlich ist mein Vetter im Zorn über die Capitulation davon geritten," sagte ich, den Thürgriff in der Hand. „Er scheint sich ebenso wie er hierher gekommen ist, in die Heimath zurückschleichen zu wollen."

In dem bezeichneten Gasthofe fand ich meine Schwester mit Wichard's Eltern. Alfred war bei ihnen. Clotilde fiel mir in die Arme und weinte still an meiner Brust. Alfred hatte schon Alles, vorsichtig, schonend, erzählt; aber die Herrschaft, die er sonst über sich ausübte, war beinah dahin. Der Geliebten Angst wühlte in seinem Herzen. Die Anderen bemerkten das nicht, sie vermochten nur an ihre Noth zu denken. Der Baron und die Baronin trugen außer der schrecklichen Gewißheit von des ältesten Sohnes schwerer Verwundung die Sorge um den zweiten. Die Nachricht von Gefechten an der böhmischen Grenze erreichte sie unterwegs; von Christian aber hörten sie Nichts, seit die preußischen Armeen ihren Vormarsch gegen Oesterreich begannen.

Adele hatte mit nach Langensalza gewollt, man konnte sie kaum zurückhalten. Nun hatten meine Eltern sie mit nach Hannover genommen, wo sie der Leidensstätte näher waren und mein Vater seinen Landsleuten Rath und Hilfe anzubieten wünschte.

Am folgenden Morgen wurden zuerst der Baron und die Baronin an Wichard's Lager geführt. Gleich darauf holte ersterer meine arme Schwester, die sich gewaltsam zusammenraffte, zu dem ersehnten traurigen Wiedersehen ab.

Felicia überließ ihren Platz den Näherberechtigten und wandte ihre stille, wohlthuende Pflege Anderen zu.

Aus Hannover trafen Aerzte und, da man dort von dem in den Lazarethorten herrschenden Mangel gehört hatte, schnell zusammengebrachte reiche Vorräthe ein. Und da nach dem Abmarsch unserer Truppen in Langensalza auch genügender Wohnraum von den; in der menschenfreundlichen Hilfe nicht nachlassenden, Bürgern angeboten wurde, so war es möglich den Kranken wie den Pflegenden Erleichterungen zu verschaffen.

Für Clotilde und Wichard's Eltern hatte Alfred im Laufe des Tages auf das Beste gesorgt. Am Nachmittage suchte er mich auf. Von seinem Wagen reichte er mir die Hand zum Abschied. „Ich sehe Dich vor Deiner Abreise nicht wieder," sagte er. „Ich fahre nach Kirchheilingen zu Zettel. Auch nach den anderen Verwundeten unseres Regiments will ich mich erkundigen. Diese Gegend verlasse ich nicht, so lange Wichard hier ist; aber in Langensalza bin ich jetzt nicht nöthig."

Er drückte mir die Hand und fuhr davon.

Ich mußte jene Orte der Schmerzen verlassen. Die Truppen nach der Heimath zu geleiten, war noch ein schwerer Dienst der hannoverschen Officiere.

Und auch dieser wurde uns nicht leicht gemacht. Der festgestellte Fahrplan erlitt durch eingeschobene preußische Militärzüge so bedeutende Störungen, daß unsere Truppen in dem jetzt eingetretenen Regenwetter auf den Straßen und Plätzen Gotha's viele Stunden, einzelne Regimenter einen Tag und eine Nacht warten mußten, bis die Eisenbahnwagen sie aufnahmen.

Diese Geduldsprobe bestanden die Heimgesuchten ohne Murren. Kein Verstoß gegen die Subordination und Disciplin erniedrigte ihr unverschuldetes Geschick. Das beste Loos hätten sie verdient.

25.

Die Hälfte der ehemaligen hannoverschen Armee sollte nach Celle, die andere nach Hildesheim befördert und dort in die Heimathsbezirke entlassen werden. Die Fahrt wurde durch viel Aufenthalt peinlich

verlängert. Erst am 3. Juli kam ich mit einem der letzten dieser Züge in Hildesheim an.

Kein Empfang mit äußerem Glanz und Ehren, welche man den Siegern bietet, war uns bereitet; aber Tausende füllten den Bahnhof immer, wenn hannoversche Soldaten erwartet wurden. Weit aus Stadt und Dorf waren sie her gereist, die Lieben zu empfangen, deren sie mit Angst gedacht, von denen sie keine Nachricht hatten. Vergrämte Gesichter blicken in die Reihen der Angekommenen, mit der gespanntesten Erwartung forschen sie nach den Gesuchten. Man hört den Freudenschrei des Wiedersehens, den Schreckensruf der Enttäuschung. Die Geängstigten stürzen auf die Soldaten zu, welche die Regimentsnummer der Vermißten tragen und denen es hart ankommt, die traurige Wahrheit auszusprechen. Ich hörte einen Schrei von entsetzlicher Verzweiflung, er kam von einem jungen Mädchen, mitleidige Menschen führten sie weg.

Bis auf den Perron und die Eisenbahngeleise drängte sich die Menge. Es war schwer, die Ordnung zu erhalten und Unglück zu verhüten, denn die Züge fuhren hin und her und das Volk vergaß Alles über der Begierde, die Ankommenden zu sehen. Da mußten gar die preußischen Landwehrmänner, welche die Garnison bildeten, von den hannoverschen Beamten gegen die eigenen Landsleute zu Hilfe gerufen werden. Jene alten, bärtigen Soldaten gingen mitleidig und schonend an's Werk. Ob sie auch von rohen Gesellen und ungezogenen Buben gescholten und geschimpft wurden, sie thaten als hörten sie es nicht und drückten geduldig die Menschen von der Stelle fort, wo sie nicht sein durften.

Wie anders war es jetzt in Hildesheim, als im vorigen Herbst. Keine Banner und Fahnen zieren die Straßen, nicht schön geschmückte Damen füllen die Fenster, unter welchen die königliche Familie ihren Einzug hielt. Die Gesichter sind trübe, die Frauen in Trauergewändern, der Domplatz ist öde. Vor dem Hause, aus welchem königliche Gnaden flossen, schlich heute ein gebrochener Mann, den scheuen Blick zu Boden heftend, unruhig wie in Angst, einsam auf und nieder. Es war der Landdrost Wermuth. Seit dem Sturze seines königlichen Herrn war er ohne Halt, nicht lange darauf hat man ihn in seinem Zimmer todt gefunden.

Am Tage nach meiner Ankunft führte der Dienst mich wieder nach der Eisenbahn. Ein Haufen Menschen stand zusammen und aus

ihm heraus hörte ich den schrecklichen Ruf, der mich gestern erschüttert hatte. Ich ging hin. „Die Wahnsinnige ist wieder da, sie wartet immer auf die Ankommenden," sagte ein Mann, der mir behilflich war, durch die Menge zu dringen. Welch' trauriger Anblick! Der alte Bauer Kort und seine Frau knieten vor Minna Kort, die sich zur Erde geworfen hatte. Wir mußten das unglückliche Mädchen in das nahe Irrenhaus bringen.

Ich verließ Hildesheim am selben Abend. Vor der Abfahrt hörte ich, daß die Preußen Tages zuvor einen großen Sieg über die Oesterreicher erfochten hätten, der wahrscheinlich den Ausgang des Krieges entschied. Auf meine Landsleute machte dies wichtige Ereigniß keinen tiefen Eindruck, sie waren zu erfüllt von dem, was ihnen nahe lag.

Meinen Vater, der mich in Hannover auf dem Bahnhofe erwartete, fand ich gealtert. Die Angst um die Kinder, der Gram um das leidende Vaterland hatten auch seine energische Natur geschwächt. Der Augenblick, als er mich in seine Arme schloß, war der erste, in dem er den Kummer vergaß. Wir fuhren gleich nach dem Hôtel zu meiner Mutter, die mit fast ungestümer Freude mich empfing. Adele war zugegen und äußerte ihre Theilnahme auf das Liebenswürdigste, und doch empfand ich, daß sie nicht herzlich gegen mich erscheinen wollte.

Nun mußte ich über unsere Angehörigen in Langensalza ausführlich berichten und von dem glänzenden Cavallerie-Angriff sprechen, bei dem Wichard verwundet wurde. Das führte mich auf Alfred, und ich erzählte, wie heldenmüthig, wie aufopfernd sich dieser merkwürdige Mann in der ganzen Zeit benommen hatte. Adele hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, ihre Augen leuchteten, sie wurde blaß und roth und vergaß fast sich selbst.

Im Austausch der Nachrichten erfuhr ich neben viel Traurigem manche edele Handlung von Bekannten und, da solche Zeiten die Menschen näher zusammen bringen, auch von Unbekannten. An der Sammlung für die darbende Armee hatte selbst der Aermste sich betheiligen wollen. Aurelius war mit dem Transport der ersten Vorräthe nach Gotha gefahren und hatte Zettel's Frau zu ihrem Manne, welchem der rechte Arm abgenommen war, nach Kirchheilingen geleitet.

Das Gespräch von unserem kurzen Feldzuge machte meinen Vater lebendig. Er hatte jede Nachricht von der Armee mit Begierde empfangen, verglichen, geprüft und die Ueberzeugung gewonnen, daß wir unsere Schuldigkeit im vollen Maße gethan, nur Ehre und nicht den

geringsten Makel dem alten hannoverschen Waffenruhme hinzugefügt hatten. Er war stolz auf die Armee und auf den Sohn, der ihr angehörte.

Dieselbe Theilnahme und Gesinnung, den gleichen Stolz auf unsere Waffen nahm ich an den folgenden Tagen überall bei den Hannoveranern wahr. Sie waren wohl ein Balsam auf die Wunde, welche die Capitulation geschlagen hatte, aber heilen konnten sie dieselbe nicht. Ich und die meisten Kameraden hatten die Folgen der kleinen Souverainetät zu bitter empfunden, als daß wir in der Armee, wie sie in ihrer ohnmächtigen Selbständigkeit bestanden hatte, wieder hätten dienen mögen. Als ich am nächsten Morgen meine Civilkleider anzog und wehmüthig meine Uniformstücke weglegte, fühlte ich schmerzlich, wie sehr das Herz an den Erinnerungszeichen vergangener Tage hängt. Aber ich dachte nicht daran, diese Uniform wieder zu tragen, und habe mich nur noch einmal damit bekleidet, an einem der folgenden Tage, als die Generale mit ihren Stäben der Königin in Herrenhausen die Aufwartung machten.

Das Lob der Königin war in Aller Munde. Sie hatte in der schweren Zeit, allein stehend, ihre Stellung richtig erkannt und auf das Würdigste behauptet.

Die ehemals so besuchte Herrenhäuser Allee war leer, der Schloßhof unbelebt, keine Schildwache stand da. Die Aufwartung der preußischen Generale und die preußische Ehrenwache hatte die Königin sich verbeten. Ein Kammerherr führte uns durch das stille Schloß nach den Gemächern Ihrer Majestät. Kaum hatten wir uns aufgestellt, als sie mit den beiden Prinzessinnen ohne Gefolge eintrat. Sie waren in tiefe Trauer gekleidet; das in diesen wenigen Tagen erbleichte Haar der Königin glänzte weiß unter der schwarzen Haube. Sie antwortete auf die kurze Ansprache mit bewegter Stimme, indem sie der Armee dankte und ihre Theilnahme an dem Schmerz, der in viele Häuser eingekehrt war, ausdrückte. Dann sprach sie in ungewohnter Weise kräftig, als habe die Leidenszeit ihren Geist gestärkt. Sie sprach es aus, daß sie wenig Hoffnung habe, uns und unsere Kameraden wiederzusehen. Sie täuschte sich weniger als ihre Unterthanen über die Zukunft. Sie kannte den König und ahnte, daß seine Unnachgiebigkeit ihm und ihrem Sohne den Thron kosten werde. Wehmüthig grüßend entließ sie uns mit dem Hinweis, daß Gott Alles zum Besten lenke.

Das wahre Mitgefühl und die Ergebung der Königlichen Frau,

die uns vereinsamt und verlassen erschien, rührte uns tief. In welchem Glück und strahlenden Glanz hatten wir sie gesehen! Jetzt stand sie vor uns, nicht irdischen Verlust beklagend, nicht verzagend, aber wie eine trauernde Mutter den Tod der Söhne beweinend. Diesen schmerzlichen und doch schönen Eindruck habe ich von der Königin Marie, die ich in jener Stunde zum letzten Male sah, bewahrt.

Die Stadt Hannover hatte einen anderen Charakter angenommen. Die Merkmale, welche sonst die Residenz erkennen ließen, waren verschwunden. Die Hannoveraner blieben so viel sie konnten zu Hause. Die Straßen waren leerer. Man begegnete fast nur fremden Gesichtern. In unseren Casernen lagen preußische Truppen, die gute Disciplin hielten und manche kleine Neckereien nicht beachteten. Die preußischen Officiere hielten sich zurück; wo man sie sah, zeigten die meisten Mitgefühl und einen würdigen Ernst. Die hannoverschen Kinder trugen ihren Patriotismus mit gelbweißen Fähnchen und dergleichen Kundgebungen zur Schau. Eigentlicher Haß gegen Preußen trat in der ersten Zeit der feindlichen Occupation nicht zu Tage. Damals hielt die Mehrzahl der Hannoveraner das Schicksal der verlorenen Selbständigkeit des Landes noch für vorübergehend. Die alten Leute verwiesen gern auf ähnliche oder schlimmere Zustände, welche sie im Anfange des Jahrhunderts erlebt hatten und nach denen doch Alles wieder gut geworden war.

Mich brachte ein sonderbarer Vorfall in die erste Verbindung mit der preußischen Militärbehörde. Eines Mittags, bald nach meiner Heimkehr, kam der Diener meines Vetters Jobst in großer Aufregung zu mir und meldete, daß sein Herr schwer krank im Henriettenstift liege. Dabei machte er ein Zeichen mit der Hand auf der Stirn, um anzudeuten, daß Jobst verrückt geworden sei. Ich ließ eine Droschke holen; bis sie kam, erzählte der Diener, was sich zugetragen. Als er mit seinem Herrn Langensalza verlassen hatte, waren sie die Nacht hindurch geritten, am andern Tage hatten sie in einem Walddorfe, den Namen wußte er nicht, geruht; in der folgenden Nacht waren sie wieder geritten. Dann waren sie in die kleine Stadt Osterode gekommen und darin den Tag und die Nacht darauf geblieben, um nun am Tage und langsamer weiter zu reiten; denn Jobst fühlte sich matt, und obgleich er nicht klagte, merkte sein Diener ihm an, daß er Schmerzen hatte. Zuletzt waren sie in die Nähe von Hildesheim gekommen, und nun hatte Jobst sich wieder verbergen wollen. Deshalb

waren sie den Tag über in einem Dorfe geblieben, welches sie in der letzten Nacht verlassen hatten.

„Bei diesem Ritt“, erzählte der Diener weiter, „wurde der Herr sonderbar. Er sprach mit sich selbst, hielt oft an und lauschte, dann jagte er wieder. Mir kam die Furcht, daß es nicht recht bei ihm sei. Und so war es. Als wir am Morgen bei Hannover am Döhrener Thurm waren, glaubte ich, der Herr werde auf der Chaussee nach der Stadt reiten. Da hielt er wieder, blickte den Thurm an, sah sich um. Dann blickte er an dem Thurm hinauf, nahm die Mütze ab und verbeugte sich, wobei er rief: „Hannovers Spartaner!“ — Das ist ein Buch, was er sich kaufte, als wir noch bei der Garde-du-corps standen. Der Herr gab es mir damals zu lesen, es ist eine sehr schöne Kriegsgeschichte von dem Döhrener Thurm. Die fiel ihm jetzt ein; aber als wisse er nun erst wo wir waren, bog er von der Chaussee ab und ritt in den Wald hinein. Als wir uns auf diesem Wege der Stadt genähert hatten, ritt er an die Waldgrenze und sah preußische Infanterie, die auf dem Felde exercirte. Sogleich kehrte er in das Gebüsch zurück, pfiff leise ein lustiges Lied, verließ den Reitweg und näherte sich dem Grenzgraben des Waldes, wo wir am Nächsten bei den preußischen Soldaten waren. Da auf einmal setzt er hinüber, jagt auf sie los, läßt den Zügel los, den er mit der rechten Hand halten mußte, zieht den Säbel und greift die Infanterie an. Ich jagte hinterher und schrie: „Mein Herr, mein armer Herr!“ Die Soldaten liefen auseinander. Es war ein Glück, daß der Herr das Pferd nicht mehr regieren konnte, sonst hätte er Unglück angerichtet. Die Zügel waren herunter gefallen, er sauste, mit dem Säbel in die Luft schlagend, weiter bis an eine Barrière. Er ritt den großen Pharao, der so sicher sprang und jetzt auch springen wollte, sich aber in die Zügel verfangen hatte. Er sprang zu kurz, schlug vorn über und brach das Genick, der Herr war vorn weg geschleudert, sprang wieder auf und schlug mit dem gesunden Arm um sich. Glücklicherweise war der Säbel weggefallen. Die Soldaten hielten den Herrn, bis ein preußischer Major kam, der ihn nach dem General-Hospitale bringen lassen wollte. Auf meine Bitte trugen sie ihn nach dem Henriettenstift, wo wir dicht bei waren. Mich ließ der preußische Major mit meinem Pferde nach unserer Garde-du-corps-Caserne führen.“

Der Arzt des Henriettenstiftes beruhigte mich, mein Vetter hatte ein rasendes Fieber, nicht mehr. Dann fuhr ich mit dem Diener nach

der preußischen Commandantur, legitimirte den kranken Jobst und befreite den Diener mit seinem Pferde. Darauf schrieb ich an Onkel Georg, wie es mit seinem Aeltesten stand. Denn Günther war nicht in Hannover. Wie die meisten Kameraden, welche an ihre ehemalige Garnison durch Nichts mehr gebunden waren, hatte er sich zu seinen Angehörigen begeben, jedoch erst nachdem er sich bei seinem Regiments-Commandeur zum Wiederantritt des Arrestes gemeldet und hierauf den Befehl erhalten hatte, die Entscheidung bei seinen Eltern zu erwarten. Der König hat ihm den Rest der Strafe, die ohne Mitwirkung der preußischen Behörde nicht vollzogen werden konnte, im Gnadenwege erlassen.

Die Angelegenheiten der aufgelösten hannoverschen Armee konnten nur durch Mitwirkung ihrer Officiere geregelt werden. Die Preußen ließen es deshalb geschehen, daß der General von Arentsschildt und die unteren Truppenbefehlshaber in gemietheten Räumen ihre Bureaus einrichteten, in welchen hannoversche Officiere, Unterofficiere und Soldaten aus- und eingingen und wie früher, nur in bürgerlicher Kleidung, ihren Dienst versahen. Weil den preußischen Behörden selbst an einer ordentlichen Abwickelung der Geschäfte gelegen sein mußte, so fand dieser modus vivendi nach und nach die Anerkennung unserer Feinde. Durch die Feststellung der persönlichen Verhältnisse, sowie durch Rathschläge und Fürsprache haben jene anonymen Bureaus das Schicksal vieler alten Unterofficiere und Soldaten erleichtert.

Diese Thätigkeit zog für mehrere Stunden die Gedanken von den schweren Sorgen, welche jeder Tag brachte, einigermaßen ab. Nur selten kamen gute Nachrichten. Die beste war, daß Adelens Bruder Christian gesund geblieben war. Dagegen wurden viele hannoversche Familien durch Todesbotschaften aus dem österreichischen und preußischen Heere in neue Trauer versetzt. Graf Eberhardt fiel bei Königgrätz. Das war auch für mich ein Verlust. Wir hätten Freunde werden können; denn er empfand Zuneigung für mich, und ich schätzte seinen geraden Charakter und seinen Verstand. Sein sprudelndes und mein ruhigeres Temperament würden einander ausgeglichen haben. Meine Eltern beklagten mit mir den Tod dieses begabten Mannes; Adelens Theilnahme ging nicht über das Mitgefühl hinaus, welches fremdes Unglück einflößt.

Die täglichen Nachrichten über Wichard's Zustand erweckten abwechselnd Furcht und Hoffnung. Meine Eltern wollten nach Langen-

salza fahren. Zwar wußten sie, daß die Baronin für Clotilde wie für ein eignes Kind sorge, aber die Trennung von der leidenden Tochter war hart. Adelens Sehnsucht dorthin war nicht minder lebhaft. Sie warteten auf Aurelius' Rückkehr, weil er über die Zweckmäßigkeit der Reise ein sicheres Urtheil abgeben könnte. Endlich kam er und berichtete genau. Die größte Ruhe und sorgfältigste Pflege sei für Wichard nothwendig, und für beides sei gesorgt. Dennoch rieth er zu der Reise, obgleich die Anwesenheit meiner Eltern und Adelens dem Kranken vielleicht verborgen bleiben müsse. Eine Wohnung hatte er gefunden. Ich sah, wie Adele sich über den nun gefaßten Entschluß freute. Am andern Morgen reisten sie ab.

Die Ansichten über die Zukunft unseres Königreichs gingen in den ersten Wochen nach der Capitulation von Langensalza in den Gesprächen, wie in der Presse weit auseinander. Während außerhalb Hannovers viele Stimmen laut wurden, welche im Interesse Deutschlands die Entthronung der besiegten Fürsten und die Einverleibung ihrer Länder in Preußen forderten, war den meisten Hannoveranern der Untergang ihres Staats undenkbar. Sie hielten einen ehrenvollen Frieden auf Grund von Zugeständnissen, welche der König Georg jetzt machen werde, noch für möglich. Und könne der König selbst sich hierzu nicht verstehen, so werde er dem Throne zu Gunsten des Kronprinzen entsagen, und dieser mit Preußen Frieden schließen. Die Officiere hofften auf eine Herstellung der Armee in der Weise, daß dieselbe unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen nach preußischen Grundsätzen reorganisirt würde, wobei die alten Regimenter erhalten, die Officiere bei ihren Mannschaften bleiben könnten.

Aurelius gehörte zu den Männern, welche den König Georg richtig beurtheilten und die Voraussetzung seiner Nachgiebigkeit für einen Irrthum erklärten, trotzdem aber noch einen Versuch für geboten erachteten, den blinden Monarchen über die Gefahren aufzuklären, von denen er und sein Haus bedroht waren.

Der König hatte sich mit dem Kronprinzen von Langensalza nach einem altenburgischen Jagdschlosse begeben; jene Männer in Hannover wußten, daß seine bisherigen Rathgeber ihn drängten, nach Wien zu reisen. Wenn der König Georg dies that, wenn er durch seine persönliche Anwesenheit an dem besiegten Kaiserhofe die Absicht bekundete, in der Feindschaft gegen Preußen zu beharren, so schwand jede Hoffnung auf Versöhnung. Es wurde deshalb von jener Seite Alles,



was möglich war, unternommen, um den König zu warnen; aber vergeblich, er begab sich mit dem Kronprinzen nach Wien.

Freilich war auch in Hannover eine Partei, welche das Heil von der starrsten Unnachgiebigkeit gegen Preußen erwartete und trotz ihres befangenen Urtheils leider den Einfluß besaß, Stimmung zu machen. Sie bestand, einzelne Ausnahmen abgerechnet, aus dem kleinen Adel, der im hannoverschen Lande viel bedeutet und wenig Aussicht hatte, in einem großen Staate ähnliche Geltung zu gewinnen. Daß Diejenigen, welche der Königlichen Familie persönlich nahe gestanden hatten, an die Entthronung nicht glauben und, wäre sie unabwendbar, einem anderen Herrn nicht dienen mochten, war begreiflich und achtungswerth. Daß aber Diejenigen, welche sich in den letzten Jahren von dem Hofe zurückgezogen und, statt eine Stütze des wankenden Thrones zu sein, ihr Mißvergnügen mit der Regierung des Königs Georg zur Schau getragen hatten, jetzt einen ritterlichen Windmühlenkampf begannen, war unklug und, da es Unfrieden unter den eigenen Landsleuten erzeugte, nicht zu billigen.

Tante Balbina bestrebte sich, in Wort und That ihre Feindschaft gegen Preußen unzweifelhaft zu machen. Die politisch mäßigen oder unbestimmten Elemente duldete sie nicht in ihrem Kreise. Die Schauspielerin Mira, welche sich den Preußen näherte, betrat ihr Haus nicht mehr. Meine Besuche waren ihr nicht willkommen; ich ließ mich aber, um den Familienzusammenhang aufrecht zu erhalten, nicht abschrecken. Eines Morgens fand ich einen Goldschmied bei ihr. Sie entwarf mit ihm Broschen, in welche ein Geldstück mit dem Bilde des Königs gefaßt werden, und Tuchnadeln, die zu Ehren der Königin ein Marienblümchen darstellen sollten. Bald darauf trug sie auf ihrem Trauerkleide eine solche Brosche, Herr Müller aber eine solche Tuchnadel und im Knopfloche ein gelbweißes Band. Und Beide freuten sich, daß dies unter den Anhängern der sich bildenden Welfenpartei Mode und als Wahrzeichen fester Gesinnung betrachtet wurde. Die Preußen waren so klug, die ungefährliche Demonstration nicht zu bemerken.

Die Ende Juli zwischen Preußen und Oesterreich in Nikolsburg abgeschlossenen Friedens-Präliminarien riefen, obgleich ihr Inhalt nicht unerwartet war, in Hannover neue Aufregung hervor. Jetzt sahen Diejenigen, welche auf die Herstellung des Königreiches gerechnet hatten, ihre Hoffnung schwinden; denn es blieb kein Zweifel mehr, daß Preußen unser Land annectiren würde. Diejenigen aber, welche die Einigung

der Nation seit Jahren aufrichtig gewünscht hatten, freuten sich der Aussicht, welche die Zukunft dem Deutschen Vaterlande eröffnete. Freilich ging die zunächst zu erwartende Einheit unter Preußens Führung nur bis zum Main, und es blieb neben Norddeutschland und dem aus Deutschland scheidenden Oesterreich eine aus Bayern und den kleineren süddeutschen Ländern sich bildende Staatengruppe, auf deren preußenfeindliche Gesinnung Frankreich rechnete. Indeß hatte Preußen in diesem Kriege bewiesen, daß es aus Norddeutschland bald eine mächtige Wehr machen könne, und man durfte dem Geiste der Nation vertrauen, daß jene Gruppe in nicht ferner Zeit dem größeren Theile sich anschließen werde. Der Wunsch entstand, daß der König von Preußen den Titel „Kaiser von Norddeutschland“ annehmen möge, der — so hoffte man — dereinst in den besseren „Kaiser von Deutschland“ übergehen werde.

Aber auch die opferwilligsten Gemüther wurden von dem bevorstehenden Untergange der stolz und behaglich genossenen Selbständigkeit des engeren Vaterlandes mit Wehmuth erfüllt, das Mitleid mit dem Schicksal der Königsfamilie regte sich in verstärktem Maße, Jeden bewegte der Sturz der alten Welfen-Dynastie. Die Treue und Anhänglichkeit äußerte sich am heftigsten in den Adelsgeschlechtern, welche dem Fürstenhause durch Generationen hindurch nahe gestanden hatten. Sie sprach sich aber auch bei den Bürgern der Städte und den Bauern des platten Landes lebhaft aus. In der Residenz, welche sich unter den Königen Ernst August und Georg V. außerordentlich gehoben und verschönert hatte, traten Besorgnisse über die Verluste ein, welche Handel und Gewerbe erleiden würden, wenn der von dem Königlichen Hofe, den obersten Staatsbehörden, den Gesandtschaften fließende Gewinn aufhörte. Hierzu kam die Abneigung gegen preußisches Wesen. Dem Hannoveraner war der Brandenburger, welcher für den Repräsentanten des Preußenthums galt, nicht sympathisch. Ueber die Selbstzufriedenheit der Berliner witzelten die selbstzufriedenen Hannoveraner gern. Die preußische Bureaukratie, die Alles über denselben Leisten schlage, den preußischen Dienst, der mit rücksichtsloser Härte, zuweilen mit nutzloser Derbheit seinen Zweck über das Wohl der Dienenden stelle, fürchteten sie. Und einzelne Fehlgriffe der neuen Regierung bestärkten sie in ihrem Mißtrauen.

Aus den Eindrücken dieser Tage rief mich ein Telegramm meines Vaters nach Langensalza. Wichard's Zustand hatte sich äußerst ver-

schlimmert. Ich reiste mit dem nächsten Zuge ab und kam doch zu spät. Die Kugel in der Brust hatte noch einen kleinen Weg gemacht und auf diesem den Lebensfaden zerrissen.

Mein Vater führte mich gleich an Wichard's Leiche. Ein schmerzlicher Zug lag auf dem schönen bleichen Antlitze des Freundes, der so gern gelebt hätte.

Die Angehörigen waren zerschlagen. Die Hoffnung, daß der Geliebte dem Leben erhalten werde, hatte sich in wenigen Stunden in den grausamsten Schmerz verwandelt. Der Baron und Adele suchten nach Kraft, die Anderen zu trösten. Die Baronin ließ den lindernden Thränen freien Lauf. Aber Clotilde! Man hatte sie kaum ohne Gewalt von der Leiche trennen können. Nun saß sie, bleich wie Wichard, mit trockenen Augen, wortlos, theilnahmlos da. Selbst meine Ankunft schien sie nicht zu empfinden. Meine Mutter, von der höchsten Angst gequält, hielt die unglückliche Tochter in ihren Armen. Alfred stand unbeweglich an eine Wand des Zimmers gelehnt, den kummervollen Blick seines blassen Gesichts auf Clotilde gerichtet.

Ein evangelischer Geistlicher Langensalza's ließ sich melden. Er kam aus eigenem Antriebe. Ich sah, daß meiner Mutter und der Baronin sein Besuch willkommen war. Ein alter Herr mit spärlichem weißen Haar, auf dessen milden Zügen ein köstlicher Frieden lag, trat ein. Er nahm neben Clotilde Platz. Ich hatte noch niemals den Werth des geistlichen Zuspruchs so empfunden, wie in dieser Stunde. Seine schlichten Worte von Gottes Willen, von der kurzen Trennung und der ewigen Vereinigung mit dem Geliebten schmolzen das Eis des Grams, welches das Herz meiner armen Schwester erstarrt hatte. Sie brach in Thränen aus. Uns Allen hatte der Prediger Kraft gegeben.

Auch die Theilnahme, welche viele Langensalzaer zu erkennen gaben, wirkte wohlthuend. Der Besuch der Dame, welche Wichard zuerst gepflegt hatte, wurde auf Clotildens Wunsch angenommen. Dann kamen Leinau's. Clotilde lag lange weinend in Felicia's Armen; in dem Gefühle, daß diese Wichard lieb gehabt hatte, wollte sie sich gar nicht von ihr trennen.

Etwas beruhigter konnten wir Männer die trauernden Frauen verlassen. Nun richtete der Baron die Gedanken auf das unvermeidlich Nahe, die Bestattung. Er war zweifelhaft, was er thun solle. Er glaubte, daß Wichard gewünscht haben würde, sein Grab neben denen

der Kameraden auf den Friedhöfen des Schlachtfeldes zu haben. Er selbst wünschte im Sinne der Baronin und Clotildens die Leiche in der Familiengruft beizusetzen. Da eröffnete Alfred uns, daß Wichard, als er, gleich nach der Verwundung noch auf dem Schlachtfelde zu sprechen vermochte, den Wunsch, auf dem Gute beigesetzt zu werden, bestimmt ausgesprochen habe. Er sagte: „Da bin ich bei Clotilde." Diese Worte, welche zögernd und kaum verständlich aus Alfred's Munde kamen, entschieden, und ich übernahm mit seiner Hilfe die Vorbereitungen.

Clotilde gewährte der gefaßte Beschluß eine Beruhigung. Und da Leinau's den Wunsch meiner Eltern, mit uns nach dem Gute zu fahren, erfüllen wollten, so war auch durch Felicia's Begleitung ein Trost für meine Schwester gewonnen. Wir Alle bereiteten uns, den Ort der Schmerzen zu verlassen.

In der von theilnehmenden Andächtigen gefüllten Kirche sprach der greise Prediger, an die Schicksale der braven Hannoveraner anknüpfend, eine ergreifende Trauerrede. Dann geleiteten der Baron, Alfred und ich den Sarg nach Gotha. So kam ich noch einmal durch das Land, worin unserer Armee die härtesten Entsagungen auferlegt waren. Die anderen Mitreisenden vereinigten sich mit uns, als der Zug zur Abfahrt bereit war. Eine lange, traurige Eisenbahnfahrt brachte uns nach Holstein.

Die Beamten des Barons empfingen den Sarg am Bahnhofe, am Dorfeingange erwarteten ihn die aus der Umgegend gekommenen Freunde und die Gutseingesessenen.

Mit feierlichem Trauergesange wurde die Leiche des von Allen geliebten jungen Herrn nach der Kirche gebracht und dort nach der Predigt und Einsegnung unter Zephirius' Orgelklängen in die Gruft der Väter getragen.

26.

Am Tage nach der Bestattung kehrte Alfred zu seinen Geschäften nach Hamburg zurück. Er hätte sich am liebsten den Dankesworten entzogen, die ihm alle Leidtragenden auf das Herzlichste auszusprechen wünschten. Clotildens Hand lag lange in der seinigen, sie ließ sie ihm gedankenlos, und er hielt sie schmerzlich fest. Auf Adelens Gesicht trat ein Zug von Bitterkeit, als ihre Eltern um seine baldige Wiederkehr baten und er ihr die Hand zum Abschied reichte. Der

alte Capitän hatte Alfred's hochsinnige Handlungen mit Bewunderung vernommen und dies durch sein Benehmen mehr als durch Worte ausgedrückt. Nun wartete er am Gitter des Schloßhofes und nahm, als Alfred wegfuhr, den Hut vor seinem jungen Freunde ab.

An demselben Tage verließen Eichborn's uns. Bertha fühlte, daß ihr längeres Bleiben jetzt weder Adele noch Clotilde zum Trost gereicht hätte. Nur wenn Clotilde mit meinen Eltern und Felicia allein war, fand ihr Herz einige Ruhe.

Herr von Leinau hatte alte Verbindungen in der Umgegend und reiste hin und her.

Auch die Schloßbewohner blieben am liebsten allein.

So bewegten sich unsere Tage still dahin. Ich beschäftigte mich mit unseren Familienpapieren und fing an, diese Erzählung zu schreiben. Ich war viel in des Capitäns Gesellschaft, um mit ihm von dem Kriege und seinen Folgen zu sprechen, und ging oft zu Zephirius. Den Greis beugte der Gram meiner Schwester, er bedurfte der Zerstreuung.

Der Monat August endete mit dem Friedensschluß, welchem die Einverleibung Hannovers und Schleswig-Holsteins in die preußische Monarchie folgte.

Mein Vater sah in der Entfernung des Königs Georg, in der Verdrängung des Herzogs Friedrich zwar Handlungen gegen das geschriebene Recht, erkannte darin jedoch solche Fügungen in den Geschicken der Völker, welchen nach Gottes Rathschluß die Menschen sich unterwerfen sollen. Er sagte: „Die annectirten Länder bringen der Einheit Deutschlands die größten Opfer, und Preußen, welchem der Sieg vergönnt ist, übernimmt mit seinen Erfolgen schwere Verpflichtungen. Es muß an sich selbst Entsagung üben, um den Schatz, den es gehoben hat, richtig zu würdigen. Wenn es sich die neuen Unterthanen versöhnen will, muß es über preußisches Wesen hinaus deutsch fühlen und regieren."

Die Briefe, welche ich nach der Annection erhielt, zeigten mir, daß die Kameraden auch jetzt noch an der Hoffnung, unsere Regimenter als preußische wieder errichtet zu sehen, festhielten. Einige unserer alten Generale hatten bei dem preußischen Gouvernement diesen Wunsch befürwortet.

Der Baron war mit der Lösung der schleswig-holsteinschen Frage

zufrieden. Nach zwanzigjährigem Kampfe hatte seine Heimath endlich einen festen Halt und klare, sichere Zustände gewonnen.

Nun kehrte auch Christian aus dem Felde zurück und kam bald darauf nach dem Gute. Sein Besuch brachte die erste Freude in das Schloß. Seine Eltern wurden wieder empfänglich für das Glück. Adele aber verharrte in ihrem Trübsinn, keine Hoffnung brachte auf ihre Wangen das blühende Roth der Jugend zurück. Frau Charlotte klagte oft, daß der Gram von ihrem Liebling nicht weichen wolle. Mich mied Adele, und ich suchte sie nicht.

Die Erntezeit war auf dem Gute ohne fröhliche Feste zu Ende gegangen, die Blätter welkten und fielen, als ein Brief mich nach Hannover rief, wo viele im Lande zerstreute Kameraden sich zu Besprechungen über Angelegenheiten, die aus ihrem früheren Verbande noch zu lösen waren, versammeln wollten.

Daß dabei unsere Zukunft zur Sprache kommen würde, war vorauszusehen. Das preußische Gouvernement hatte die Uebernahme der ehemaligen hannoverschen Officiere in den preußischen Militärdienst in Aussicht gestellt. Es war aber wahrscheinlich, daß wir in alle Winde zerstreut würden; die Hoffnung, zusammen zu bleiben, mußten wir aufgeben. Jeder Einzelne mußte sich nun klar darüber werden, was er thun wolle. Da ich in meinem Berufe zu bleiben wünschte, so war ich nicht zweifelhaft, daß ich nur in der preußischen Armee mich befriedigt fühlen würde. Es war bekannt, daß auch der König von Sachsen geneigt war, hannoversche Officiere anzustellen. Dort kamen sie aber in dieselben kleinen Verhältnisse, die für Hannover unglücklich geendet hatten. Für mich hätte es deshalb der Zureden des alten Capitäns, daß ich preußischer Officier werden solle, um so weniger bedurft, als mein Vater dieser Absicht keineswegs entgegen war. Er sagte: „Die alten Officiere werden schwerlich in die fremden Verhältnisse sich finden; die jüngeren, welche noch Zeit vor sich haben, müssen den Versuch machen. Hannovers Schicksal ist nicht mehr zu ändern, deshalb setze Jeder seine Kräfte ein, das Neue heilsam zu gestalten. Indeß sind die Wunden noch offen. Schon jetzt in die Reihen derer einzutreten, die vor Kurzem unsere Feinde waren, hat etwas Verletzendes. Ihr müßt die Sache an Euch kommen lassen. Wird nach einiger Zeit der preußische Dienst Dir angeboten, so geh' mit Gott muthig an's Werk. Manches wird Euch schwer werden, und Anderes werdet Ihr von den Preußen noch lernen müssen. Ihr werdet aber

auch das Bessere, was die hannoverschen Officiercorps auszeichnete, dorthin übertragen und vielleicht hier und da einen guten Einfluß ausüben."

Nun war ich wenigstens über meinen eigenen Entschluß im Klaren und beruhigt, als ich die Reise nach Hannover antrat; aber voll Sorge um Clotilde trennte ich mich von den Meinigen. Wir vermochten nicht, sie von ihrer Schwermuth zu befreien, ihren Schmerz wollte sie für sich allein tragen. Sie zeigte uns und Felicia die rührendste Liebe, sie klagte nicht, sie weinte nicht mehr und willig befolgte sie die Wünsche, welche ihr ausgesprochen wurden. Die Zusprüche des Pastors, den sie lieb hatte wie er sie, hörte sie gern und dankbar. Als der Arzt verlangte, daß sie an den kühleren Herbsttagen nicht in die Kirche gehe, befolgte sie ohne Widerspruch selbst diesen Rath, und wir wußten welches Opfer sie damit brachte. In der Kirche, nahe der Gruft, worin Wichard ruhte, war sie am liebsten. Sonst besuchte sie jeden Gottesdienst und ging auch zu anderer Zeit an den geweihten Ort, um bei den klagenden Tönen von Zephirius' Orgelspiel sich in die Gedanken an den Geliebten zu verlieren. — Nur ein Wunsch versetzte sie in so heftige Erregung, daß man auf ihn verzichtete. Meine Eltern wollten mit ihr reisen, um sie zu zerstreuen. Der Arzt rieth zu einem Aufenthalt im Süden. Clotilde drückte aber ihr Verlangen, zu Hause zu bleiben, so dringend, so verzweiflungsvoll aus, daß dieser Plan aufgegeben wurde.

Herr von Leinau fuhr mit mir nach Hannover. Vor dem Kriege hatte er die Absicht gehabt, sich dort dauernd niederzulassen; er wollte sehen, ob das unter den jetzigen Umständen noch rathsam sei.

Niemals hat die Heimkehr in einen vertrauten Wohnort mich so ergriffen, wie diesmal die Ankunft in Hannover. Ich kam in ein anderes Land, in eine andere Stadt. Die weißgelbe Farbe und das hannoversche weiße Pferd an den Schlagbäumen und in den Wappen waren verschwunden. Die neuen Hoheitszeichen nahmen ihren Platz ein. Von den herrschaftlichen Gebäuden wehte die schwarzweiße Fahne. Wir waren Preußen geworden. Mir schien mein Hausrecht verletzt zu sein. Hier, wo ich vor Kurzem etwas, wenn auch noch so wenig bedeutete und zu sagen hatte, galt ich gar Nichts mehr. Die Erbgesessenen waren verdrängt, Eindringlinge herrschten an ihrer Stelle und hatten Hannover den Hannoveranern fremd gemacht.

Die preußische Garnison war zu einer bedeutenden Stärke ange-

wachsen, viele Beamte aus jenem Staate hatten hier Verwendung gefunden. Sie, wie die preußischen Officiere und andere von dort zahlreich Eingewanderte waren nicht mehr, wie anfangs, zurückhaltend. Sie fühlten sich auf eigenem Grund und Boden.

Die Straßen waren nicht leer und öde, wie in der ersten Zeit nach der Occupation. Man sah viele fremde Gesichter, die neugierig und vergnügt den errungenen schönen Besitz betrachteten. Auch ein reges geschäftliches Treiben hatte sich bereits entwickelt. Die frühere Eleganz, das stillere, vornehme Leben war verschwunden; aber es ließ sich erkennen, daß Handel und Wandel in anderer Art Ersatz finden würden.

Die Königin Marie hatte Herrenhausen verlassen und vorläufig in der Marienburg ihren einsamen Wohnsitz genommen. Mehrere Familien waren fortgezogen; der Hofadel, welcher zu Ihrer Majestät nicht in den nächsten Beziehungen stand, war abgereist. Tante Balbina hatte treu in der Stadt ausgeharrt und fuhr oft zu der unglücklichen, von dem Gatten und dem Sohn getrennten Königin.

Zu dieser allgemeinen Veränderung alter lieber Verhältnisse und Umgebungen kam die sehr beklagenswerthe Spaltung, welche die Verschiedenheit des politischen Standpunktes in die Familien und nahe befreundeten Kreise trug. Die blinden Anhänger des blinden Königs schürten den Parteihaß zu einem Feuer an, welches, weiter um sich greifend, das ehemals so einträchtige Officiercorps zu erfassen drohte.

Die edelsten Elemente der alten hannoverschen Gesellschaft, welche das Schicksal des Fürstenhauses und des Landes nicht minder beklagten, als die Heißsporne der Welfenpartei, suchten dem Unabänderlichen die Schärfe zu nehmen, den Uebergang in die neuen Verhältnisse zu ebnen und den erhabenen Gewinn der verstärkten Machtstellung Deutschlands in das rechte Licht zu setzen. Zu ihren Führern gehörten Aurelius und Frau Elisabeth; ihnen schlossen sich diejenigen hannoverschen Officiere an, die ein feindseliges Auftreten gegen Preußen für unrichtig hielten, jedoch aus irgend einem Grunde nicht in den preußischen Dienst zu treten beabsichtigten. Zettel war geheilt, aber einarmig. Er konnte also nicht daran denken, Soldat zu bleiben, übte sich im Schreiben und aller Handtirung mit der linken Hand und hoffte auf eine Anstellung im Communaldienst. Zu ihnen gehörte auch Pollux, der ein mißvergnügter, ungeselliger Mann geworden war und sich

nimmer dazu verstehen konnte, die Uniform derer zu tragen, welche seinen Kastor getödtet hatten.

Mein Vetter Jobst war aus dem Henriettenstift geheilt entlassen. Nur war seine linke Hand steif geblieben; doch konnte sie den Zügel halten und das genügte Jobst. Uebrigens war er milder geworden. Frau Elisabeth, welche ihn während seiner Krankheit oft besuchte, scheint sein Gemüth erweicht zu haben; denn er hatte ihr, als er das Bett noch nicht verlassen durfte, einen Brief an seinen Vater dictirt, worin er diesen um Verzeihung bat und auf die Verbindung mit der Schauspielerin verzichtete.

Das Letztere wurde ihm dadurch erleichtert, daß Pauline und Mira bei dem Schauspiel in Berlin angestellt waren und Hannover verlassen hatten.

Nach seiner Genesung war Jobst eine kurze Zeit bei seinen Eltern gewesen, dann nach Wien gereist und jetzt einer der eifrigsten Agitatoren für die Sache des Königs Georg. Vorübergehend sah man ihn hier und da in Hannover, und dann verschwand er wieder. Im Lande hatte er sein Hauptquartier in Celle aufgeschlagen und zwar im Hause von Onkel Wilhelm, der sich mit seiner Familie nach dieser Stadt, deren erste Gesellschaft immer äußerst exclusiv und jetzt eifrigst welfisch war, zurückgezogen und meine Cousine Marie zu sich genommen hatte, damit diese Celle's high life genieße.

Günther fand ich in Hannover. Auf ihn hatte unser hartes Geschick ebenfalls einen läuternden Einfluß ausgeübt. In den preußischen Dienst wollte er nur aus dem Grunde nicht eintreten, weil seine Eltern ihn — wie er sich ausdrückte — verfluchen würden, wenn er es thäte. Er hoffte in den königlich sächsischen Dienst zu kommen. Auch hierzu hatte Onkel Georg seine Zustimmung anfangs verweigert, weil Günther als sächsischer Officier in einem künftigen Kriege, auf welchen die Welfenpartei rechnete, verhindert sein könnte, gegen Preußen zu kämpfen. Erst nachdem mehrere Söhne aus welfisch gesinnten Häusern den sächsischen Dienst gewählt hatten, hielt Onkel Georg Günther's Verlangen für zulässig und gab nach.

Die Welfenpartei schloß ihre Häuser für Jeden, der ihr nicht zweifellos angehörte. Die, nicht immer geschickten, Versuche der Preußen, eine Versöhnung herbei zu führen und in ihre Gesellschaft einzutreten, wurden mit größter Entschiedenheit, zuweilen schroff, zurückgewiesen. Die preußischen Officiere und Beamten waren zahlreich genug, um

einen Kreis für sich zu bilden, und gaben es auf, ihn auf die Hannoveraner auszudehnen.

So bildeten sich nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in anderen Orten des Landes drei, wohl nach Rang und Stand in verschiedene Classen gesonderte, aber in sich zusammenhaltende, von den anderen getrennte Gesellschaften. Herr von Leinau fand in den gebildetsten und unbefangensten Familien den ihm und Felicia zusagenden Umgang. Aurelius zog ihn an und er wußte, wie hoch Felicia Frau Elisabeth schätzte. Und mehr noch als dieses fesselte ihn seine alte Anhänglichkeit an den Ort. Er beschloß, trotz aller Veränderungen in Hannover zu leben.

Die Officiere der aufgelösten Armee befanden sich in einer äußerst schwierigen Lage. Die zum großen Theil jungen Männer waren ohne Beschäftigung, sie selbst und ihre Familien um ihre Zukunft besorgt. Diejenigen, welche preußische oder andere Dienste nehmen wollten, mußten vorher durch einen förmlichen Abschied ihres alten Fahneneides entbunden werden, und es hieß, daß der König Georg, dessen Agitatoren eine Restauration des Königreichs Hannover über kurz oder lang verhießen und vor jeder fremden Verpflichtung warnten, seinen Officieren den Abschied nicht ertheilen wolle. Die preußische Regierung hatte sich über diese peinliche Sache in officieller Weise bisher nicht geäußert. Die preußischen Officiere beklagten sich, daß es ihnen nicht gelinge, mit den hannoverschen Kameraden in Verbindung zu treten, und wir hielten uns aus einer Scheu, zu weit entgegen zu kommen, von ihnen zurück. So regte die Officierfrage die Gemüther mehr auf. Sie drohte, einige junge Officiere zu unrichtigen Handlungen fortzureißen.

In dieser mißlichen Lage war es von Werth, daß eine große Zahl von uns in der Stadt Hannover zusammenkam, um die verschiedenen Ansichten auszutauschen und zu berichtigen. Noch einmal bewährte sich glänzend die alte schöne Kameradschaft. Sie mahnte die Hastigen zur Geduld und Vorsicht; sie erinnerte daran, daß die blanke Ehre unseres Officiercorps auch auf dem schwierigen Wege, der jetzt noch zurückgelegt werden mußte, durch keinen Hauch getrübt werden dürfe. Es sollte deshalb der Einzelne nicht für sich sorgen, so lange ein gemeinsames Handeln möglich war. Unsere früheren Verbände waren noch nicht ganz zerrissen; unsere ehemaligen Vorgesetzten, an ihrer Spitze der General von Arentsschildt, noch unsere Vertreter. Wir

